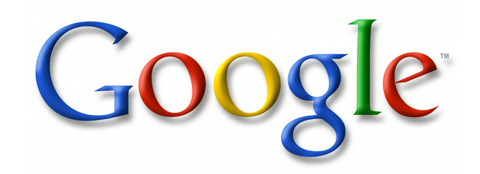
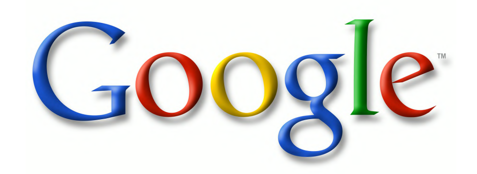
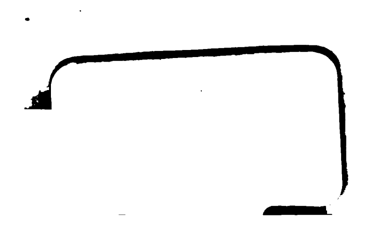
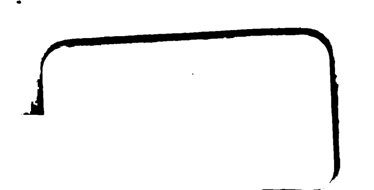

Google






ACADEMIA · HARVARDIANA · IN · NOV · ANG
ET
VE
RI
TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE





Drei Jahre von Dreissigen.

Dritter Band.

Erste Abtheilung.

0

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Dritter Band.

Erste Abtheilung.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Siebzehntes Buch.

Erstes Capitel.

Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz ging mit seiner Gemahlin auf der Terrasse des heidelberger Schlosses in eifrigem Gespräch auf und nieder.

„Ew. Liebden sind wirklich zu unschlüssig“, sagte die Kurfürstin französisch, und etwas förmlich, wie sie immer pflegte, wenn sie eifrig wurde, „hier wo des Himmels Winke so klar sind! Wie auch in seiner letzten Rede der würdige Doctor Scultetus so einleuchtend dargelegt hat!“

„Er hat kein Wort von dieser Sache gesagt, meine Liebe“, antwortete der Kurfürst.

„Mit Namen hat er sie allerdings nicht bezeichnet, aber doch so scharf darauf hingedeutet“, erwiderte die Kurfürstin, „daß Niemand ihn misverstehen konnte! — Sagte er nicht zum Beispiel: «So der allmächtige Herrgott uns einen Schatz auf unserm Wege finden ließe, sollten wir ihn nicht aufheben? Sollten wir es nicht als einen Wink betrachten, daß er unserer Hand vertraut, wir werden ihn gut verwalten, mit dem Pfunde reichlich wuchern?»“

„Ei, sieh doch, meine Liebe“, erwiderte der Kurfürst lächelnd, „wie geläufig du bereits das Deutsche sprichst!“

„Ich spreche nur nach, was ich gehört!“

„Allein so genau und hurtig“, scherzte der Kurfürst, „daß ich eine echte Heidelbergerin zu hören glaube!“

„Ach, Ew. Liebden, mir ist gar nicht scherzhaft zu Sinn ....“

„Ei, meine Liebe“, unterbrach sie der Kurfürst; „wer sagt dir, daß ich scherze! Allein ich meinte, du wollest scherzen mit diesem feierlichen «Ew. Liebden» wie vor unserm Hochzeittage!“

„Ew. Liebden weiß“, entgegnete die Kurfürstin etwas empfindlich, „daß ich, wenn ich ernst und von Geschäften rede, die häusliche Vertraulichkeit nicht recht an ihrer Stelle finde. Zumal wenn ich französisch spreche. Ich kann in dieser Sprache nicht Du sagen!“

„Ich weiß, meine Liebe, daß du etwas förmlich zu mir wirst, wenn du empfindlich bist“, erwiderte der Kurfürst freundlich, „sonst gelingt dir das Du im Französischen auch zuweilen! Nicht wahr!“ Und er legte vertraulich den Arm um ihren Leib.

„Ich leugne es nicht, ich empfinde es schmerzlich“, antwortete Elisabeth mit kaum unterdrücktem Weinen, „daß dir der Muth fehlt, die Hand nach einer Königskrone auszustrecken, da du ihn doch hattest, um nach einer Königstochter zu greifen!“ *)

„Elisabeth! Der Muth fehlte mir?“ rief Friedrich verletzt, „soll ich nicht reiflich erwägen, was so gefahrvoll ist?“

„Und ist es denn noch nicht reiflich genug erwogen? Seit dem Mai, wo der Kanzler hier war — und jetzt haben wir August!“

„Liebe Elisabeth, ist es zu viel, drei Monate zu prüfen,

*) Historisch.

was unser ganzes Leben entscheiden soll?" fragte Friedrich und sah sie liebevoll an, da er fühlte, daß er ihrem Zürnen wie ihren Thränen nicht zu widerstehen vermöchte.

„Wenn es ein Uebel, ein Kampf, eine schwierige Unternehmung wäre!" sagte die Kurfürstin lebhaft. „Allein du besinnst dich, ein Glück sondergleichen, Macht und Ehre als Geschenk anzunehmen! Nur weil es vielleicht auch einen Kampf geben könnte! — Und wenn auch! Willst du weniger muthig sein als ich? Ich bleibe bei Dem, was ich dir von Amberg geschrieben, als ich zuerst die Kunde von den geheimen Unterhandlungen erhielt. Es war nicht unbedacht, keine bloße Aufwallung; es war mein fester Entschluß, denn ich fühle königliches Blut in meinen Adern und deshalb will ich königlich handeln! — Ich habe Gottes Wink erkannt, der Alles auf Erden leitet. — —"

„Ja, so schriebst du, liebe, feurige, muthige Elisabeth", unterbrach sie der Kurfürst.

„Und ich würde nie anders denken, noch sprechen, noch schreiben", antwortete sie. „Was ich dir damals schrieb, rufe ich dir auch jetzt zu: «Nimm die Krone an! Ich folge mit dir dem göttlichen Geheiß und leide und trage, was der Himmel sendet! Alles, was ich vermag und habe, will ich für die Erfüllung des hohen Berufs einsetzen!»"

„Elisabeth!" rief Friedrich feurig und umschlang die junge, reizende Gemahlin mit der Wärme des Danks und der Liebe.

„O glaube mir, Friedrich", sagte sie innig und vergaß jetzt das frostige „Ew. Liebden", „glaube mir, es ist ein hohes Glück, was dir die Gnade Gottes zuwendet. Du wirst eine der schönsten Kronen tragen, die Deutschland darzubieten vermag; das edelste, tapferste Volk beherrschen! Dir wird der hohe Beruf eines Schutzherrn des echten gereinigten Glaubens! Gottes Segen wird über dir und mit

dir sein! Die Freiheit des Gewissens, die Reinheit der Andacht beschirmst du vielen Hunderttausenden, die seit zweihundert Jahren dafür gekämpft und vergeblich danach gerungen haben, sich die ungestörte Uebung dieser heiligen Rechte zu gewinnen. Immer neu siegend, aber immer neu wieder unterdrückt durch Arglist, Misbrauch des Vertrauens und der Gewalt, werden sie endlich frei athmen und glücklich sein durch dich! Du wirst der Hort der Kirche sein, die du bekennst, und es wird erfüllt werden, was Scultetus sagte mit Bezug auf dich: «Heil Denen, die die ewige Krone erwerben können durch eine glanzvolle irdische! Sie hat Gottes Gnade auserwählt und reichen Segen über sie geschüttet!»"

Der Kurfürst staunte über den Strom ihrer Rede. Nie hatte er seine junge Gemahlin, die sich stets mit heitern Lebensangelegenheiten beschäftigte und die ernsten gern vermied, in einem solchen Feuer gesehen. Im ersten Augenblick hinderte ihn die Ueberraschung, zu erkennen, daß dieser Aufschwung kein so ganz unvorbereiteter war, sondern daß Scultetus seinen geistlichen Einfluß sehr stark ausgeübt hatte, um der Kurfürstin diese Gedanken, die freilich ihrem Sinn und Worten ganz entsprachen, in so geläufige Form zu bringen.

Da trat die verwitwete Kurfürstin Luise Juliane, Friedrich's Mutter, aus der Schloßkirche, wo sie eben ihr Gebet verrichtet hatte, auf den Altan.

„Laß es gut sein, Elisabeth", sagte daher der Kurfürst rasch und etwas betreten; „dort kommt meine Mutter; du weißt, sie ist anderer Ansicht und voller Sorge über diese Sache."

„O ich weiß, ich weiß", antwortete Elisabeth, und ihre Züge drückten eine Mischung von Bitterkeit und Spott aus.

Sie zog ihren Arm aus dem des Kurfürsten zurück, ging, getäuscht über die Wirkung ihrer begeisterten Rede, unmuthig an den Rand des Altans und blickte auf die Gebüsche unter ihr hinab. Unwillkürlich drängte sich ihr die Erinnerung an den Vorfall vor drei Monaten auf, als sie ihren Handschuh verlor und der wilde Herzog Christian von Braunschweig ihn so keck heraufholte. „Wenn Friedrich so entschlossen wäre!“ dachte sie und die Thränen traten ihr ins Auge, „so würde ihm die Königskrone nicht entgehen! Seinetwegen habe ich Ansprüchen, wie meine Geburt sie mir gibt, entsagt, und jetzt, wo ich sie wieder erwerben kann — wo das Glück vor seinen Füßen niederfällt, hat er nicht den Muth es aufzuheben, weil er fürchtet, sein Geschenk gegen den Neid Anderer vertheidigen zu müssen.“

Während sie in diese und ähnliche Gedanken versenkt, achtlos in die Landschaft hinausblickte, war der junge Kurfürst seiner würdigen Mutter entgegen gegangen und hatte ihr ehrfurchtsvoll die Hand geküßt.

„Hast du einen Zwist mit ihr gehabt?“ fragte die Kurfürstin leise und ließ einen Blick auf ihre Schwiegertochter hinübergleiten.

„Ich denke nicht, theure Mutter. Allein du weißt, wie lebhaft sie ist, wenn sie für etwas spricht, das ihr am Herzen liegt!“

„Hm!“ summte die Kurfürstin und wiegte das Haupt, als wolle sie sagen: „O ich verstehe!“ Doch sie sprach diese Worte nicht aus, sondern sagte nur nach einiger Zeit: „Hast du Nachrichten von Wichtigkeit erhalten, Friedrich?“

„Es hat sich noch nichts Weiteres entschieden“, erwiderte er.

„Entschieden? Was denn?“

„Ich meine in der böhmischen Sache“, erwiderte der

Kurfürst etwas verlegen. „Auch nicht in Frankfurt", setzte er rasch hinzu, um nicht allein an jene Angelegenheit gedacht zu haben. Und doch standen beide in dem innigsten Zusammenhange, denn in Böhmen handelte es sich um die Wahl eines neuen Königs, in Frankfurt um die eines neuen Kaisers. Dort hatte Ferdinand bereits eine Königskrone verloren, hier hegte er die Hoffnung, eine Kaiserkrone dafür zu gewinnen.

„Du hast mit mir noch nicht über die Nachrichten aus Prag gesprochen, die dich gestern so beschäftigten, lieber Sohn", nahm die Kurfürstin in einem Tone sanften Vorwurfs wieder das Wort. „Allein ich bekenne dir, ich war soeben in der Kirche, um mein Gebet zum Himmel zu senden, daß er dir in dieser wichtigen Angelegenheit die höchste Gnade verleihen möge, die man von seiner Huld empfangen kann. Die Gabe, um die König Salomo flehte: «Ein weises Herz!»"

Der Kurfürst fand sich etwas empfindlich berührt durch die Worte seiner Mutter. Ein schwankender Charakter wie er war, ohne Sicherheit eigenen Entschlusses, hielt er der Mutter gegenüber gerade die Ansicht fest, die er seiner Gattin gegenüber angriff.

„Um ein weises Herz", sprach er nach einer Pause, „bitte ich den gnädigen Gott alle Tage, Frau Mutter; aber ich glaube, ein weises Herz muß auch ein muthiges sein! Ihr verlangt, ich solle zaghaft zurücktreten, wo sich mir der Weg zu Ruhm und Macht öffnet und wo ich berufen werde, der Streiter für unsern gereinigten Glauben zu sein."

„Nein, Friedrich", sprach die Kurfürstin mit Würde, „das verlange ich nicht, daß du ein muthloses Herz habest. Es würde einer Tochter Wilhelm's von Oranien

schlecht anstehen, ihrem Sohne Zaghaftigkeit zu predigen. Allein dein Großvater prüfte mit Vorsicht, bevor er mit unerschütterlicher Entschlossenheit handelte. Prüfe so sorgsam wie Wilhelm von Oranien, und dann handle so kühn wie er. Der Graf Egmont war ihm an Muth gleich, aber nicht an Vorsicht! Das entschied sein Schicksal!"

Es trat eine große Pause ein. Friedrich, der seine Mutter verehrte und seine Gattin liebte, hatte eine harte innere Prüfung zu bestehen. Seine ehrgeizigen Wünsche griffen nach der Krone Böhmens, sein Rechtsgefühl, das er vergeblich durch Vorwände zu täuschen suchte, widerstrebte der Lockung. Gegen das Drängen seiner Gattin erwachte dieses in ihm, bei den Abmahnungen seiner Mutter verstärkte sich jene. Doch war, im Ganzen gewogen, der Reiz bei ihm größer als das Bedenken, und die Frage um den Ausschlag legte noch immer ein starkes Gewicht in die Wagschale der letztern.

„Was hast du eigentlich aus Prag erfahren, lieber Friedrich", nahm die Mutter wiederum das Wort; „ich weiß, du warst mit Rippell lange in Berathung."

„Es ist noch nichts entschieden, liebe Mutter", antwortete der Kurfürst, in welchem bei ihrem wieder milder gewordenen Tone auch sogleich wieder die kindliche Liebe die allein herrschende Empfindung wurde. „Der Landtag ist nur darüber einig geworden, daß er den König Ferdinand der Krone für verlustig erklärt hat."

„Also offener Aufruhr! Entsetzung des Königs! Der äußerste Act der Empörung gegen ihren angestammten und zugleich erwählten Herrscher!" rief die Kurfürstin in frommer Entrüstung.

„Eins von beiden, theure Frau Mutter", entgegnete der Kurfürst, „ist doch nur möglich; angestammt oder er-

wählt. Ist er das erste, so bedurfte er des letztern nicht, und ist er erwählt, so gibt es keinen angestammten König für Böhmen."

„O, mein Sohn, sage das nicht", antwortete die Kurfürstin, „seit vielen Geschlechtern hat das Haus Habsburg die böhmische Krone getragen!"

„Und ebenso viele Könige haben aus andern Geschlechtern in Böhmen regiert. Das Haus Habsburg hat vergessen und will vergessen, daß Böhmen ein Wahlreich ist. Und das eben ist die Frage, über welche jetzt entschieden ist. Die böhmischen Stände, zu denen sie diesmal, weil es einem so wichtigen Gegenstande galt, auch die schlesischen und mährischen gezogen, haben das Wahlrecht Böhmens neu festgestellt. Und sie erheben gerechten Protest gegen die Gültigkeit der Wahl des Königs Ferdinand. Aus doppeltem Grunde: weil nicht gesetzmäßig dabei verfahren wurde, und weil der König die Bedingungen, an die seine Wahl geknüpft war, gebrochen hat!"

„Friedrich! Wenn Ferdinand dir thäte, wie du ihm, dir deine Krone raubte!"

„Ich raube sie ihm nicht! Er besitzt sie nicht mehr! Darüber hat der böhmische Landtag entschieden! Das war die Nachricht, die ich empfangen. Der Thron ist erledigt; es handelt sich nur darum, wer ihn besteigen soll. Und soll ich dabei nicht in die Schranken treten?"

„O, mein Sohn! Belade dein Haupt nicht mit ungerechtem Gut, taste fremdes Eigenthum nicht an!" sagte die Kurfürstin in bittendem und warnendem Tone.

„Nehme ich es denn gewaltsam? Dränge ich nur danach?" fragte Friedrich. „Es wird mir dargeboten!"

„Darfst du fremdes Gut als Geschenk annehmen? Hat Jemand ein Recht, es zu verschenken?"

„Böhmen verfügt, als sein eigener Herr, frei über sich selbst. — Es schwankt nur noch zwischen verschiedenen Fürstenhäusern. Und ist das unsere nicht alt, edel, fürstlich genug, um nach solchem Ziele zu streben? Der Ahnherr der Habsburger war ein einfacher Graf der Schweiz und streckte die Hand nach der Kaiserkrone aus, und seine Enkel tragen sie noch!"

„Und wenn derjenige seiner Enkel, dessen Königskrone du zu tragen denkst, nun bald ebenfalls die Kaiserkrone trüge? Würde er nicht als Kaiser, als Oberhaupt des Reichs, alle Reichsfürsten auffordern, die an Einem von ihnen verübte Unbill zu strafen? Der deutsche Kaiser wird den entthronten König von Böhmen in Schutz nehmen; darauf verlasse dich, Friedrich. Und wenn nicht alle, so wird doch die Mehrzahl der deutschen Reichsfürsten ihm zur Seite stehen. Denn was sie Einem unter ihnen ungestraft geschehen lassen, das kann auch die Andern treffen!"

Friedrich fühlte die Wahrheit dieser Einwürfe und sah ein, wie nahe und wahrscheinlich ihre Erfüllung sei. Dennoch entgegnete er: „Es werden so viele Reichsfürsten auf meiner Seite sein wie auf Ferdinand's, falls es ihm wirklich gelingt, die Kaiserkrone zu erwerben. Allein ich zweifle noch!"

„Und wenn dem so wäre, mein Sohn, denke an den furchtbaren Kampf, der sich daraus entzünden würde, an das Blutvergießen, dessen Ende kein Auge abzusehen vermöchte!"

„O, Mutter! Ihr wollt finster in die Zukunft sehen! Ihr wollt nicht sehen, was sie Großes und Glänzendes bringt! — Hätte Euer Vater so gedacht, wie Ihr von Eurem Sohne fordert, wären dann die Niederlande des spanischen Druckes ledig geworden?"

„Mein Sohn!" rief die Kurfürstin und richtete sich edel

empor, „verwechsele deine Sache nicht mit dieser großen eines ganzen Volks! Da galt es Aller Leben und zeitliche Güter einzusetzen für die höchsten geistigen, für Freiheit und Glauben! Da hatten die Edlen und Fürsten nur die Wahl, unter eines Alba Henkerbeil zu fallen oder ruhmvoll mit dem Schwerte in der Hand! Jeder Tropfen Blutes, der in diesem Kampfe geflossen ist, hat eine Martyrkrone erworben. Das war Opferblut auf dem Altar des Herrn! Es befleckt keine Stirn, lastet auf keiner Seele! Meines Vaters Lorber grünte frischer, genetzt von diesem Blut, und der Denkstein seines Ruhms erhebt sich reiner aus dieser blutgedüngten Erde! — Wähnst du, das von dem Kampfe hoffen zu können, den du zu entzünden im Begriff bist?"

„Ist Böhmen nicht ein Land, das schweren Druck erduldet hat?" antwortete Friedrich aufwallend. „Ist es nicht aufgestanden für seinen Glauben, für seine Rechte! Hat es die eiserne Hand der Unterdrücker, die finstre Herrschaft der Mönche, die arglistige der Jesuiten nicht tragen müssen gleichwie die Niederlande? Für was hat denn der Böhme das Schwert gezogen als für die Vertheidigung verbriefter Rechte und des von den Vätern überkommenen Glaubens? Der Kampf dort ist ein so heiliger wie der der Niederländer! Ich entzünde ihn nicht, schon seit Jahr und Tag lodern die Flammen wieder hell gen Himmel auf aus der Glut, die seit Jahrhunderten unter der Asche glimmt, weil mönchische Tücke sie unablässig nährte und anfachte! Das Blut, das jetzt in Böhmen fließt, wird nicht auf mein Haupt kommen, sondern auf das Haupt Derer, die durch übermüthigen Druck die Nothwehr der Verzweiflung aufgerufen haben."

„Mein lieber Sohn!" begann die Kurfürstin wieder,

nachdem sie einen tiefen, innern Kampf gekämpft. „Du glaubst dir selbst nicht! Es ist wahr, den Böhmen ist viel Unbill geschehen und ich verurtheile sie nicht, daß sie offene Gewalt gebraucht haben, um ihre Rechte zu bewahren. Doch es ist ihnen auch die Hand der Versöhnung geboten worden. So weit ist es in Böhmen nie gegangen wie in meinem Vaterlande! Einzelnes Unrecht, ja, ich will es sogar Verbrechen nennen, ist, wie es überall geschieht wo Leidenschaften gegeneinander kämpfen, in Böhmen geübt, sogar oft wiederholt worden. Ist aber das ausreichend, um im ganzen Lande die blutige Fahne der Empörung zu schwingen? Jede Ehrfurcht, jeden Gehorsam aufzukündigen gegen die Majestät des Königs und des Kaisers? Alle Vorschläge der Begütigung zurückzuweisen, den Funken der Zwietracht immer neu anzufachen, statt ihn zu löschen? O, mein Sohn, glaube mir, der älteren Frau, die viel schwere und wildbewegte Zeiten gesehen hat, an solchen Thaten haben Ehrgeiz, Herrschbegier und Habsucht Einzelner ebenso großen und größern Antheil als die gerechte Nothwehr des Volkes! So rein ist der Böhmen Sache nicht, daß du dein Leben und deine Krone dafür einsetzen solltest!"

Friedrich wollte antworten; doch ein Diener trat auf den Altan und meldete den Rath Camerarius.

„Schon aus Frankfurt zurück?" rief der Kurfürst freudig überrascht; „ich erwarte ihn; sogleich, hier."

„Ich will in den Geschäften nicht stören", sprach die Kurfürstin; „nur die Mutter darf zu ihrem Sohne sprechen; die Witwe des dahingeschiedenen Beherrschers hat nicht einzureden in die Thaten und Beschlüsse des gegenwärtigen. Lebe wohl, mein Sohn!"

Friedrich küßte ihr ehrerbietig die Hand; — sie ging.

Zweites Capitel.

Der Rath Camerarius erschien mit einer Mappe voller Papiere unter dem Arme.

Die Kurfürstin Elisabeth, welche sich bis dahin ganz auf dem entferntesten Theile des Altans aufgehalten hatte, um mit ihrer Schwiegermutter, deren Ansicht ihren Wünschen so entgegen war, nicht zusammenzutreffen, näherte sich jetzt gleichfalls. Denn sie hatte es allmälig schon dahin zu bringen gewußt, daß sie fast an allen Geschäftsverhandlungen theilnahm und ihren Einfluß geltend machte.

„Nun, lieber Rath“, redete Friedrich den sich ehrfurchtsvoll Verbeugenden an, „Ihr seid zurück? Was bringt Ihr uns aus Frankfurt?“

„Darf ich zuhören, lieber Friedrich“, fragte Elisabeth mit dem einnehmendsten Ton und Wesen, „oder sind es Geheimnisse für mich?“

„Gewiß nicht! Nicht wahr, Camerarius? Die Kurfürstin darf unsere Unterredung hören!“

Der Rath verbeugte sich stumm.

„Aber laßt uns Platz nehmen“, sprach der Kurfürst. In der einen Ecke des Altans standen mehrere Sessel um einen großen schweren Tisch aus Eichenholz mit vielem künstlichen Schnitzwerk. Dort setzte sich der Kurfürst; seine Gemahlin ihm zur Seite, und der Rath nahm dem fürstlichen Paar gegenüber Platz.

„Ihr habt zwar, wie ich sehe, gleich die Mappe, vermuthlich mit den laufenden Geschäftssachen, mitgebracht, doch

das lassen wir bis nachher; jetzt erzählt mir von Frankfurt. Wie ist dort die Stimmung über die Wahl."

„Gnädigster Herr", erwiderte Camerarius, „entschieden ist die Wahl noch nicht. Allein ich verharre bei meiner Meinung, sie wird auf den König von Ungarn fallen!"

„Sollte das doch der Ausgang sein?" fragte Friedrich nachdenklich.

„Ich kann's nicht denken", rief Elisabeth lebhaft aus.

„Ich habe mich mit vielen einsichtsvollen Herren, unsern wirklichen Freunden besprochen. Sowol in Frankfurt als in Mainz und auch in Darmstadt", erwiderte Camerarius. „Sie alle theilen meine Meinung und glauben mit mir, dies sei das Vortheilhafteste."

„Wenn aber Herzog Maximilian sich dennoch bereit finden ließe, die Krone anzunehmen?" fragte der Kurfürst.

„Möchte mein gnädigster Herr sich nur recht lebendig Dessen erinnern, was wir von München selbst darüber erfahren. Es ist nicht glaublich, daß der Herzog von Baiern seine Gesinnung ändert. Und in diesem Falle hat kein anderer Fürst als König Ferdinand Aussicht, die Stimme zu erhalten. Wir waren vorgestern Abend noch unserer Mehrere in Frankfurt beisammen, um uns nach Ew. kurfürstlichen Gnaden Wunsch über die Angelegenheit zu besprechen und die Meinung und Stimmung so vieler Länder des Reichs zu erfahren als möglich. Doch die allgemeine Meinung war die, welche ich Euch berichtet."

„Wen habt Ihr gesprochen, Herr Rath?" fragte die Kurfürstin.

„In der letzten Versammlung waren aus unserer Gegend der Graf Erbach, der Herr von Berlichingen der Aeltere, der Kammerrath von Gemmingen; dann aus Mainz der Prälat von Dürkheim. Ferner aus Baiern der Graf

Rothkirch und der Freiherr Hans von Thüngen, ein sehr unterrichteter Mann in Staatssachen. Aus Köln der Domherr Graf Westerhold, aus Brandenburg der Herr von Quitzow. Auch noch etliche Andere, als der Schöff von Frankfurt, Herr Effinger, der Rath von Hanau, Niklas Blum, der Graf Rothenburg von Kassel. Gegen Zwanzig, die wir uns hier und dort einzeln gesprochen und berathen hatten."

„Es waren also Männer aus allen Gegenden Deutschlands", sprach der Kurfürst beifällig.

„War aus Böhmen Niemand zugegen?" fragte Elisabeth.

„Niemand, gnädigste Frau Kurfürstin", erwiderte der Rath; „allein ich höre, daß die Böhmen eine Gesandtschaft schicken wollen, um die Kurstimme durch die dreißig Directoren ausüben zu lassen, dieweil sie behaupten, daß der König Ferdinand, den sie des Thrones für verlustig erklärt haben, seine Stimme als Wahlfürst nicht geltend machen dürfe!"

„Und mit vollem Recht, wie ich denke", sagte Elisabeth; „so weit ich wenigstens jetzt Deutschlands Reichsgesetze kenne, wäre es doch nicht möglich, daß ein Fürst eine Wahlstimme für ein Land abgeben könne, wo er nicht mehr regiert."

„Lassen wir das jetzt auf sich beruhen, Liebe", bat der Kurfürst. „Was habt ihr in eurer Versammlung verhandelt?"

„Wir haben die Lage des gesammten Vaterlandes, Böhmens insbesondere, viel und gründlich besprochen. Und das Ergebniß war, daß, Alles in Allem erwogen, König Ferdinand die meiste Bürgschaft für die Ruhe, Sicherheit und Festigkeit des Reiches geben würde!"

„Unglaublich!" rief die Kurfürstin lebhaft aus.

„Gestattet, daß ich Ew. kurfürstlichen Gnaden berichte,

was die Meinung der Herren war. — Es war die erste Frage, ob es rathsam sei, einen protestantischen Kaiser zu erwählen. Anfangs waren wir aus protestantischen Landen dafür, doch die Einwendungen dagegen waren zu erheblich."

„Zum Beispiel?" fragte Friedrich.

„Das Reich, meinten fast Alle, werde dann ganz in Zwietracht zerfallen. Die katholischen Länder, doch an Größe und Volkszahl noch überwiegend, würden so von Mistrauen erfüllt werden, daß selbst, wenn die Fürsten Ruhe und Frieden wollten, es die Bewohner nicht dazu kommen lassen würden. Gegen einen protestantischen Kaiser würden der Papst, Italien, Spanien ihre Feindschaft richten, und selbst auf Frankreich möchte wenig zu zählen sein!"

„Aber auf England", sagte Elisabeth stolz.

„Wenn dann das Reich in sich in Zwietracht läge, dann würden die fremden Hände sich überall ausstrecken und zugreifen."

„Das freilich wäre zu fürchten", sprach Friedrich, „wir haben zu viel der Art schon erfahren!"

„Auch fragte sich's, wen man wählen solle von den evangelischen Fürsten. Ein kleiner Regent würde kein Ansehen haben. Der Kurfürst von Sachsen würde die Krone nicht annehmen."

„Er ist auch zu erzlutherisch und immer den Habsburgern geneigt gewesen", meinte Friedrich.

„Der Kurfürst von Brandenburg", fuhr Camerarius fort, „sei überhaupt nicht der Mann zu solchem schwierigen Amt."

„Und ich", fiel Friedrich schnell ein, „bin dem auch nicht gewachsen. Ihr kennt darüber schon längst meine Ansicht, Camerarius!"

„Wenn ich in deiner Stelle wäre, Friedrich, ich schlüge die Kaiserkrone wahrlich nicht aus“, erwiderte ebenso schnell Elisabeth, und ihr schönes Auge funkelte mit erhöhtem Glanz.

„Demnächst war die Rede von dem Herzog von Savoyen!“

„Er ist zu abenteuerlich, ehrgeizig und ränkesüchtig, der würde das Reich in tausend Verwickelungen bringen“, sagte der Kurfürst entschieden.

„Dieselbe Ansicht sprach sich auch in der Versammlung aus. Graf Rothenburg nannte den König von Dänemark; allein Alle meinten, der würde gar wenig Anhang und Vertrauen gewinnen. Die Dänen hätten es von jeher nicht wohl mit den Deutschen gemeint. Das Land liege zu fern. — Genug, das Ende der Berathung war, es sei doch das Beste, die Kaiserkrone beim Hause Habsburg zu belassen und den König Ferdinand zu wählen. In diesem Sinne wollte jeder der Herren seinem Landesherrn berichten. Ob nun die Herren Kurfürsten die Ansicht theilen werden, ist freilich eine andere Frage!“

„Friedrich“, sagte die Kurfürstin sehr erregt; „du bist in einer Läge, wo du unmöglich dem Könige von Ungarn deine Stimme geben kannst.“

„Vergebt mir, gnädigste Frau“, wandte Camerarius ein, „ich bin anderer Ansicht, und die Freunde, mit denen ich mich berathen habe, desgleichen. Da es nach der ganzen Lage der Dinge, die ich erkundet, nicht wohl zu bezweifeln ist, daß der König von Ungarn gewählt werde, so dünkt es mich auch am angemessensten, daß unser gnädigster Herr Kurfürst ihm seine Stimme nicht versage.“

„Ich glaube, Ihr habt Recht, Camerarius“, sprach Friedrich. „Läßt sich der Widerspruch nicht durchsetzen, so ist es besser, man erhebt ihn gar nicht.“

Die Kurfürstin schien anderer Meinung. Sie sah verstimmt aus, schwieg aber.

„Ich glaube, meine Liebe“, wandte sich Friedrich zu ihr, „der Rath hat uns durch diese Erkundigung einen großen Dienst geleistet.“

Die Kurfürstin sah zur Erde und spielte mit den Goldfranzen an ihrem Oberkleide.

„Sie schienen mir wenigstens so wichtig“, bemerkte Camerarius, „daß ich alle Mühe und Sorgfalt darauf verwandt habe, Ew. kurfürstlichen Gnaden so genaue Auskunft als möglich zu verschaffen, wie die Meinung in dieser wichtigen Sache steht. Denn da die Herren Fürsten selbst, oder durch ihre Stellvertreter, hier zu Heidelberg noch sich berathen werden, so ist es gewiß gut, gleich von Anfang an diejenige Meinung festzuhalten, die sich durchführen läßt. Niemand zwar kann wissen, was geschieht, die Umstände können sich ändern, und die Gesinnung der Menschen ist veränderlich. Allein was hier berathen wird, kann doch erst in Frankfurt zu festem Beschluß gedeihen!“

„Ich kann mir nicht denken“, sagte die Kurfürstin aufstehend, „daß es wohlgethan ist, Demjenigen zur größten Macht zu verhelfen, der unser Feind sein wird und muß. Wir müßten denn Alles aufgeben, was uns Gottes große Gnade fast von selbst in den Schoos wirft.“ Und mit diesen Worten, in denen sie ihren Unmuth kaum so zu beherrschen wußte, daß sie die Thränen zurückhielt, ging sie schnellen Schrittes über den Altan und verschwand im Schloß.

„Sie ist zu ehrbegierig“, seufzte Friedrich vor sich hin.

Camerarius schwieg ehrerbietig und blätterte in den Papieren, welche er in der Mappe mitgebracht hatte, als achte er nicht auf den Vorfall, sondern sei nur mit seinen Acten beschäftigt.

„Darf ich Ew. kurfürstlichen Gnaden noch Vortrag halten über mehrere laufende Geschäfte?“ fragte er.

„Versteht sich; können wir hier bleiben oder müssen wir in das Arbeitszimmer gehen?“ fragte der Kurfürst.

„Es wird sich Alles ohne weitere Acten hier abthun lassen, nur der Unterschriften bedarf es. Es kann aber Ew. kurfürstlichen Gnaden Alles nachher zur gnädigen Zeichnung vorgelegt werden.“

„Oder ich lasse Schreibzeug hier herausbringen“, antwortete der Kurfürst und ergriff eine Handglocke, die auf dem Tische stand. Auf sein Schellen erschien ein Lakai. — „Feder und Tinte!“ — In wenigen Augenblicken war das Verlangte gebracht, und der Rath hielt seinen Vortrag.

„Die Stadt Ladenburg ist eingekommen um Hülfsgelder bei dem neuen Kirchbau. Er ist auf dreißigtausend Gulden veranschlagt. Wollen Ew. Gnaden etwas dazu genehmigen?“

„Es ist eine gut calvinische Einwohnerschaft“, antwortete Friedrich; „ich will sie mit fünftausend Gulden unterstützen.“

„Der Pfarrer zu Weinheim hat das Unglück gehabt, bei dem Besuch, den er einem Kranken tief in den Bergen gemacht, um ihm das Abendmahl zu reichen, Nachts auf dem Rückwege zu fallen und ein Bein zu brechen. Er ist in bedrängter Lage und bittet Ew. Gnaden um eine barmherzige Beisteuer zur Tilgung der Curkosten.“

„Es sollen ihm funfzig Gulden gezahlt werden. Er ist ein gottesfürchtiger Mann, der allem katholischen und lutherischen Götzendienst abgesagt hat. Er reicht das Mahl des Herrn an einem einfachen Tische, wie unser Herr selbst an solchem gesessen, nicht an einem mit Prunk heidnisch

aufgeschmückten Altar. Ein solcher schlichter, glaubensrechter Mann hat stets einen Freund an mir."

„Der Gastwirth Walter zum Goldnen Hirsch ..."

„Das ist Der, welcher den Handel mit dem Herzog Christian von Braunschweig gehabt hat", fiel der Kurfürst ein, „das ist ein ungläubiger, gottloser Mensch!"

„Nicht mehr! Ihro kurfürstlichen Gnaden", bemerkte Camerarius ernst.

„Hat er sich bekehrt?"

„Das weiß der gnädige Herrgott allein, denn er ist allbereits vor dessen Antlitz getreten. Vor acht Tagen ist er verstorben."

„In seiner sündigen Verstocktheit?" fragte der Kurfürst mit dem Tone des Eiferers.

„Ist mir nicht bekannt", entgegnete der Rath. „Allein seine Witwe und Tochter flehen Ew. kurfürstlichen Gnaden um Hülfe an in großer Noth."

„Soll man die Frauen und Kinder der Gottlosen unterstützen, wie soll man Mittel behalten für die Witwen und Waisen der Gottesfürchtigen?" fragte der Kurfürst aufwallend. „Und wie kommt es, daß Rippell diese Sache mir nicht vorträgt, da er mir doch über den Fall mit dem Herzog von Braunschweig berichtet hat? — Ich weiß ja auch, daß er das Mädchen, die Tochter des verstorbenen Gottlosen zu sich genommen hat ...."

„Ew. kurfürstlichen Gnaden erlauben mir zu berichten, daß dieselbe schon seit sechs Wochen nicht mehr im Hause meines Collegen sich befindet."

„Und wo denn?"

„In ihres Vaters Hause, um diesen zu pflegen. Derselbe erkrankte schon gleich nach dem Vorfall, da das heftige Unwetter im Mai, dessen Ew. kurfürstlichen Gnaden sich

erinnern werden, ihn überfallen und dergestalt durchnäßt hatte, daß er schwer erkältet war. Er achtete des Uebels anfangs nicht ....“

„Er achtete überhaupt nichts!“ warf der Kurfürst unwillig dazwischen.

„Und so wurde aus dem Fieber und Husten, den er davongetragen, endlich ein unheilbares Brustleiden. Die Sorge um die Tochter und um große Einbuße, da das nämliche Ungewitter ihm seinen Weinberg, Garten und Felder ganz verwüstet hatte, drückte ihn schwer danieder.“

„Er hat sich versündigt an dem Herrn, der Herr hat ihn gestraft! Er war ein Götzendiener und meinte, es sei einerlei, ob er den Tempel Gottes eitel aufputze und Bilderdienst darin treibe oder ob man im reinen Glauben verweile. Nun hat er Gottes Hand erfahren!“

„Ja, sie hat ihn schwer getroffen“, sprach der Rath, „darum wendet sich die Witwe an Ew. kurfürstlichen Gnaden ....“

„Sie soll sich an Gottes Gnade wenden, an des Gottes Gnade, dem sie und ihr Mann gedient. Ich unterstütze keine Frevler am Glauben!“

„Die Witwe, geruhen Ew. Gnaden zu erwägen, war eine fromme Frau. Auch sie ist an Sorgen und Kümmerniß schwer krank. Haus und Hof werden ihr über dem Kopfe verkauft, weil Alles zu Grunde gerichtet ist und der Mann den Grundzins nicht zahlen konnte ....“

„Ihr geschieht recht! Wer das Haus des Herrn nicht ehrt und es zum Götzentempel machen will, dem muß sein eigenes Haus zerstört werden durch Gottes Gericht. Ich werde nicht fürwitzig die strafende Hand des Herrn hemmen!“

„Die Witwe ......“

„Sie hätte dem gottlosen Manne nicht blind anhängen sollen!“

„Die Tochter, die Tag und Nacht am Sterbebette gewacht hat .....“

„Sie hätte wohlgethan, den Vater zu bekehren, es wäre besser und mehr werth, seine kranke Seele zu heilen als seinen kranken Leib!“

„Nur eine kleine Unterstützung ...“

„Nichts, nichts, lieber Rath“, sprach der Kurfürst aufstehend.

Camerarius schwieg und sah nur den Kurfürsten bittend an.

„Ich muß erst mit Scultetus darüber sprechen, ob ich mein Gewissen nicht verletze. Durch ihn weiß ich von der Gottlosigkeit der Familie. Er wird wissen, ob Frau und Tochter sich reuig bekehrt haben.“

Camerarius blieb traurig stehen.

„War das Euer Letztes, lieber Rath!“

„Für jetzt habe ich nichts mehr!“

„Guten Morgen denn.“ — Er ging, um Elisabeth aufzusuchen. — Camerarius verließ langsam die Terrasse.

Drittes Capitel.

Pater Lamormain trat aus dem Cabinet König Ferdinand's mit einem so heitern Antlitz, als er nur in den seltensten Fällen zeigte.

„Ich fange an frei aufzuathmen", dachte er bei sich selbst, „der Schein der unbedingten Zuversicht, mit dem ich bis jetzt meine schweren Sorgen bedecken mußte, kann nun endlich eine Wahrheit werden. Wir haben Berge abgewälzt in diesen letzten Monden! Jetzt, da es geschehen, erstaune ich erst über das Gigantische der Arbeit." — An diese Gedanken knüpfte er unmittelbar die Worte zu einem der Lakaien im Vorgemach: „Laßt meinen Wagen vorfahren, guter Antonio, doch so dicht an die Treppe als möglich. Trotz der Sommerzeit spüre ich mein Podagra und muß jede Zugluft scheuen!"

Der Lakai verbeugte sich ehrerbietig und eilte dann dem Pater voran die Treppe hinab. — Bald rollte der Wagen mit ihm durch das Burgthor.

In seiner Wohnung warteten bereits zwei Personen auf ihn; Benedetto Maschino und Pater Thyßka. Auf ihre ehrfurchtsvolle Begrüßung nickte Lamormain, mehr wohlwollend als herablassend. „Vergebt, lieber Bruder in Jesu", wandte er sich zu Thyßka, „wenn ich die Geschäfte mit diesem jungen Manne zuerst abthue. Ich besorge aber, der Graf Khevenhüller erwartet ihn schon lange. — Wir haben dann desto gemüthlichere Zeit für uns. — Folgt mir, lieber Benedetto."

Er trat voran in sein Gemach; Benedetto folgte ihm. Sie waren allein.

Der Pater nahm eine ernste Miene an, als der junge Mensch, der nicht viel über zwanzig Jahre zählen mochte, vor ihm stand.

„Du bist nicht wahrhaft gegen mich, Benedetto", redete er ihn an. „Du hast mir in deinem Berichte nichts von deiner Zusammenkunft mit der Gräfin Alphonsine gesagt!"

„Ehrwürdigster Vater!" rief der Jüngling hocherröthend und bestürzt. „Ich glaubte — ich . . ." er stockte.

„Du siehst, Benedetto, ich kenne deine geheimsten Schritte", fuhr Lamormain mit derselben Strenge des Blickes fort, „mein Auge ist unablässig wachsam! Dein Verschweigen zeigt einen Mangel an Vertrauen und eine Verletzung des Gehorsams. Du hast als Beichtkind gefehlt und zugleich dich gegen die Gesetze des Ordens vergangen!"

„Vergebt mir, ehrwürdigster Vater", begann Benedetto; „ich glaubte nicht ein Vergehen begangen zu haben!"

„Dein Erröthen schuldet dich der Unwahrheit an, Benedetto. Bist du gleich weder Mitglied des Ordens, noch in den geistlichen Stand getreten, so bereitest du dich doch dazu vor, und hast als Zögling die Gesetze um so strenger zu beachten! Berichte mir jetzt genau, was zwischen dir und der Gräfin geschehen ist."

Der Jüngling kämpfte einen schweren Kampf. Die Gräfin Alphonsine war die Tochter seines Herrn und Beschützers, des Grafen Khevenhüller. Da das Italienische seine Muttersprache war, hatte der Graf ihm den Unterricht dieser siebzehnjährigen Tochter in dieser Sprache wie in der spanischen anvertraut, indem sie ihn nach Madrid begleiten sollte. In beiden jugendlichen Herzen hatte

sich die Knospe einer Neigung gebildet, ihnen selbst noch unbewußt. Benedetto hatte kleine unschuldige Zeichen ihrer Gunst empfangen; ein Taschenbuch, auf das die Gräfin Alphonsine den Anfangsbuchstaben seines Namens mit Gold gestickt, eine feine venetianische Kette mit einem Medaillon, die er einmal wegen ihrer Arbeit bewundert hatte. Er hatte ihr dafür die schönsten Sonette Petrarca's, einige Stellen aus Tasso und Dante mit kunstreicher Hand, da er ein Meister in der Schönschreibekunst war, abgeschrieben und sie mit sauber gemalten Initialen und Randbildchen versehen. Nichts Sträfliches hatte sich in diese gegenseitigen Zeichen der Neigung gemischt, allein nach der Weise jugendlicher Herzen hatten Beide die Weihe der Verschwiegenheit darüber gebreitet. Jetzt sollte Benedetto, im unbedingten Gehorsam gegen Lamormain's Bestimmungen aufgewachsen, durch die Ordenslehren daran gewöhnt, dieses zarte Heiligthum enthüllen! Er bebte davor zurück; auf der andern Seite hielt ihn scheue Ehrfurcht in dunklen Banden, und er zitterte, ein Gesetz der Religion oder Dessen, was man ihn als solche gelehrt hatte, zu verletzen.

Sein Erröthen und Erblassen ließ Lamormain vermuthen, daß viel mehr und Bedenklicheres geschehen sei. Er vermochte nicht mit so reinem Auge ein Verhältniß aufzufassen wie der unschuldige, in religiöser Schwärmerei erzogene Jüngling.

„Ich erwarte deine Antwort, Benedetto“, begann der Pater wiederum, da der junge Mann sein Schweigen noch nicht zu brechen vermochte. Er sagte die Worte aber mit weniger strengem Tone, um ihn nicht einzuschüchtern. „Sage mir aufrichtig und ganz, denn es ist deine Pflicht, was ist zwischen dir und der Gräfin vorgegangen?“

Zum ersten male trat ein innerstes, heiliges Gefühl in

Widerspruch mit den Grundsätzen, welche Benedetto bisher als die strengsten Pflichten eingeflößt waren. Er empfand, daß er ein Vertrauen verletze, welches um so heiliger war, je zarter und leiser es sich angedeutet hatte. Doch die Gewohnheit des Unterwerfens, der Einfluß Lamormain's waren zu mächtig; mit zitternder Stimme bezeichnete er daher die Geschenke, die er gegeben und empfangen.

Es kostete Lamormain Mühe das Lächeln zurückzuhalten, welches sich auf seine Lippen drängte, da er diese unschuldigen Geständnisse vernahm. Er hatte andere erwartet, wenn auch nicht eben sträfliche, doch solche, die ein tieferes Erröthen erzeugen durften. Um so nothwendiger schien es ihm jedoch, seinen ganzen Ernst zu behaupten, damit Benedetto nicht von seiner Seite leicht über das Verhältniß des Gehorsams zu ihm denken lerne.

„Du hast schwer gefehlt, Benedetto“, sprach er ernst, „nicht nur durch deinen Wandel auf gefahrvollem Wege der Versuchung und Sünde, sondern auch noch mehr durch dein Geheimhalten Dessen, was du, wie Alles was dich treibt und bewegt, zu bekennen mir schuldig warst. Ich muß dir eine Buße auflegen. Du wirst drei Wochen strenge Fasten üben! Ueberdies erwarte ich von dir, daß du durch doppelt strenge Pflichtübung in Treue und Gehorsam dein Unrecht wieder gut machst.“ —

Benedetto bückte sich demüthig über die zum Kuß dargereichte Hand Lamormain's.

„Eben jetzt“, nahm dieser das Wort wieder, „bietet sich dir die Gelegenheit dazu dar, durch pünktliche Ausführung meiner Aufträge und Aufmerksamkeit in deinen Pflichten. Du wirst in diesen Tagen die Reise nach Spanien mit dem Grafen antreten. Das Vertrauen des Ordens und der Wille des Kaisers ehren dich dabei mit einem be-

sondern Auftrage. Du hast mir feierlich hier vor dem Crucifix zu geloben, daß du ihn genau vollziehen werdest, ohne irgend Jemandem auf der Welt, als mir ganz allein, hörst du, einzig mir, Mittheilungen zu machen. Du weißt, unbedingter Gehorsam ist die Prüfung, welche allen übrigen voransteht; hast du den Muth sie zu bestehen?"

„O gewiß, gewiß, theuerster Vater; vergebt mir nur meinen Irrthum!"

„Nimm die Buße auf dich, gehe den Weg der Besserung, so weißt du, daß die Vergebung dir gewiß ist. Jetzt vollführe das Gelübde für diesen besondern Fall. Lege die Linke auf das Crucifix und erhebe deine Rechte zum Schwur."

Benedetto gehorchte.

„Du gelobst bei dem einigen Gott", sprach Lamormain feierlich, „der da ist der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, daß du während deines Aufenthalts zu Madrid alle Befehle, welche ich dir hier mündlich ertheile oder schriftlich sende, oder durch beglaubigte Personen dir zukommen lasse, auf das pünktlichste treu, gewissenhaft, ohne Zaudern und eitle Selbstprüfung erfüllen wirst!"

„Ich gelobe es!" antwortete Benedetto; doch ein leiser Schauer durchzitterte ihn.

„Den Eidbruch trifft die Ausstoßung aus der Gemeinschaft der heiligen Kirche, Gefängniß, Marter, Tod ohne Sündenvergebung", sagte Lamormain und sein Auge haftete finster, bohrend auf des Jünglings Antlitz. Dieser erbleichte, seine Knie bebten.

„Jetzt höre!" — Lamormain ging an seinen Schreibtisch und nahm aus einem der Fächer einige Briefe hervor. „Dieses erste Schreiben übergibst du, sobald ihr in Madrid angelangt seid, ohne daß irgend wer es erfährt, dem

Herzog von Uzeda. Du wirst leicht Gelegenheit haben zu ihm zu gelangen, da du in Aufträgen des Grafen Khevenhüller gewiß viel in seinem Palast oder doch in der Kanzlei zu thun haben wirst. — Das zweite Schreiben hier ist für den Großinquisitor Ludovico Alliaga bestimmt. Du darfst dich ihm nicht in auffallender Weise nähern. Es ist besser, daß du einige Zeit mit Abgabe des Schreibens zögerst. Gewiß aber ergibt sich bald ein Anlaß, der dich äußerlich in die Nähe Sr. Eminenz führt. Dann flüstre ihm nur verstohlen zu, du habest einen geheimen Auftrag von mir an ihn. Der Großinquisitor wird dir alsdann selbst den Weg angeben, wie du, ohne unsere Zwecke zu gefährden, zu ihm gelangen kannst. — Endlich ist hier ein dritter Brief; er ist an den Grafen Balthasar de Zuniga gerichtet; diesen bewahrst du auf, bis ich dir von hier aus nähere Weisung sende, oder bis der bairische Geschäftsträger, der Rath Leuker in Madrid, eintrifft. Ihn magst du alsdann befragen: ob du den Brief abgeben sollst oder nicht; aber keinen Andern." —

Benedetto Maschino hörte in unterwürfiger Ergebenheit zu.

„Und nun das Hauptsächlichste. Ueber Alles, was sich in Madrid zuträgt, über alle Schritte des Grafen Khevenhüller, über die Personen die er sieht und spricht, über Das, was er über den Erfolg seiner Sendung äußert, gegen dich oder Andere, führst du ein genaues Tagebuch in lateinischer Sprache. Ich werde dir die sichern Personen und Gelegenheiten bezeichnen lassen, durch welche ich es erhalten kann. Niemals aber beförderst du es mit den Depeschen, die der Graf an Se. Majestät den König Ferdinand absendet. Niemals! Hörst du!"

Benedetto verbeugte sich.

„Jetzt kennst du deine Aufträge, mein Sohn. Reise unter dem Schutze Gottes und der heiligen Jungfrau. Bist du treu und gehorsam, so steht dir der höchste Lohn bevor. Den Ungehorsamen, den freilich trifft die unentrinnbare Strafe!" —

Der Ton dieser letzten Worte und der Blick, mit dem Lamormain sie begleitete, ließen Benedetto erblassen. Demuthvoll beugte er sich abermals zum Kuß auf die dargereichte Hand des furchtbaren Mannes und ging.

„Noch Eins!" winkte Lamormain, als er schon die Thür berührte. „Ich habe nichts dawider, daß du den Unterricht der Gräfin Alphonsine fortsetzest; doch — hüte dich!" —

Viertes Capitel.

Thyßka trat ein, sobald Benedetto die Thür hinter sich geschlossen hatte. —

„Setzen wir uns, lieber Bruder in Jesu", redete ihn Lamormain herablassend, freundlich an. „Ich habe lange, verdrießliche Geschäfte mit Sr. Majestät verhandelt und hier mit diesem jungen Menschen auch keine sehr erfreuliche Unterredung gehabt. Wahrlich, ich bin müde! Laßt uns denn recht behaglich von unsern Angelegenheiten schwatzen!"

Thyßka, der da wußte, wie hoch Lamormain seine äußere Stellung anschlug, war um so ehrfurchtsvoller und vorsichtiger, je zwangloser jener sich zeigte. Der vertrauliche Ton konnte daher seinen tief ehrfurchtsvollen nicht ändern.

„Es ist mir in der That unbegreiflich, hochwürdigster Herr, wie Ihr dieser unermeßlichen Arbeit und Thätigkeit nicht unterliegt“, sagte er mit dem Ton der Bewunderung, indem er bescheiden auf einem Sessel Platz nahm.

„An sich wäre die Arbeit wol nicht so groß“, erwiderte Lamormain, „wenn sie nur nicht so unablässig die innersten Kräfte in Anspruch nähme! — Auch das Podagra erschwert sie mir etwas!“ Er streifte dabei mit der linken Hand den linken Fuß hinab und seine Miene verzog sich schmerzlich. „Doch, Dank sei es dem allmächtigen Gott, wir gewinnen ja Früchte von unserer harten Arbeit, und das im Schweiß des Angesichts bestellte Feld reift zur Ernte heran. Erinnert Ihr Euch, theurer Bruder, wie Ihr vor Jahr und Tag kleinmüthig waret? Wie Ihr meintet, nie werde sich die heilige Kirche, werde sich unser heiliger Orden von dem schweren Schlage erheben? Und nunmehr? Was sagt Ihr nun?“

„Gottes Gnade hat Wunder an uns gethan; Euer unerschütterlicher Glaube, hochwürdigster Vater, hat die Krone errungen!“

„Freilich verzagte ich nie an dem Schutz des Allmächtigen für seine heilige Kirche, guter Thyßka; allein auch nur weltlich betrachtet, erschien mir die Gefahr niemals so groß als Andern. Schon im verwichenen Jahre sagte ich Euch: Ihr werdet einen Sommer wo anders wohnen, allein wir werden nach Böhmen zurückkehren. Wo ist der Glaubensfeind Thurn mit seiner Macht? Er muß fechten für den Schutz des eigenen Herdes und Hauptes; aber ich denke, ebenso vergeblich, als er sich zu unserm Verderben gewaffnet hat!“

„Das Blatt wandte sich allerdings urplötzlich im äußersten Augenblicke der Gefahr“, bemerkte Thyßka, der im

Stillen die Rettung auf das Glück des außerordentlichsten Zufalls setzte.

„Es waren nicht St.-Hilaire's Kürassiere, lieber Bruder in Jesu", sprach Lamormain ernst, „es war die Fügung aller Geschicke, die hier nur ihren Wendepunkt nahmen; es war der festgehaltene Wille Derer, die auf die Gnade Gottes vertrauten, es war vor allem der unerschütterliche Muth des Königs!"

„Den Ew. Hochwürden mit dem Feuer der Beredtsamkeit und der Macht des Beispiels immer wieder neu belebten!"

„Lassen wir das, lieber Thyßka! Unser Heil darf uns kein Capua werden. Jetzt erst recht ist die unablässigste Anstrengung nöthig, um das festzuhalten und dauernd zu begründen, was uns der Augenblick wieder in die Hand gegeben hat. Ich darf es sagen, Se. Majestät geht uns mit dem würdigsten Beispiele voran. Vor zwei Monaten war der Boden unter unsern Füßen, wohin wir treten mochten, unterhöhlt. Jetzt öffnen sich durch des Königs weise Maßregeln und beharrliche Thatkraft Auswege nach allen Seiten. Ich will nicht sagen, sichere, aber doch solche, die Hoffnung und Vertrauen einflößen, wenn wir unsere eigenen Kräfte und Thätigkeiten nicht einschlummern lassen!"

„Da sei Gott vor!"

„Ich habe auch einen besondern Auftrag für Euch", lieber Bruder Thyßka, sprang Lamormain jetzt von den allgemeinen Betrachtungen auf das Besondere über. „Se. Majestät der König hat mit einer Ausdauer und Kraft, welche die spätesten Jahrhunderte anstaunen werden, alle die schwierigen und schwankenden Verhältnisse seiner Erblande jetzt geordnet, soweit dies außerhalb der offenen

aufständischen Provinzen möglich ist. Auf des allmächtigen Gottes Schutz vertrauend, geht der König getrost seinem noch größern Beruf entgegen; er erhebt die Hand zu der Kaiserkrone, die in seinem Hause das rühmliche Erbtheil geworden. Es ist kein geringes Wagstück, aber der König will es unternehmen, jetzt seine Hauptstadt und Oesterreich zu verlassen, um sich nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu begeben. Zunächst indessen geht Se. Majestät nach München, zum Herzog Maximilian von Baiern. Dorthin will ich auch Euch senden, Pater Thyßka!"

„Ich bekenne", erwiderte Thyßka, „daß ich mir schon einige Hoffnung dazu gemacht, als ich im Frühjahr in Ingolstadt war."

„Und nicht mit Unrecht", antwortete Lamormain; „das Gebiet Eurer Thätigkeit dort wird ein sehr wichtiges sein. Euer öffentlicher Auftrag wird Angelegenheiten des Ordens betreffen, die Ihr zu München und auch wieder zu Ingolstadt betreiben sollt. Ich werde Euch darüber das Einzelne später mittheilen. Der geheime ist der, für die Wahl Sr. Majestät des Königs Ferdinand zum deutschen Kaiser thätig zu sein. Ihr wißt, daß der Herzog Maximilian von Baiern selbst keine geringe Wahrscheinlichkeit für sich hat, erwählt zu werden!"

„Ich weiß davon, doch ich halte es für unmöglich, daß dieser innigste Freund und Jugendgenosse unsers Königs...."

„Still, still", unterbrach ihn Lamormain mit seinem eigenthümlichen scharfen Lächeln, „eine Kaiserkrone ist eine so schwere Prüfung der Freundschaftsbande, daß die stärksten unter diesem Gewicht reißen könnten! Wir müssen vorsichtig sein, Thyßka. Es wird ein gefährlicher Minenkrieg gegen uns ausgeführt. Ihr wißt, daß schon im Frühjahr der Kurfürst von der Pfalz in München seinen

Vetter Maximilian bereden wollte, sich um die Kaiserkrone zu bewerben. Es gelang uns damals die Sache zu hintertreiben. Der Herzog selbst lehnte ab. Doch jetzt ist der Plan wieder aufgenommen! Friedrich, dem bei gewissen andern Planen, die er jetzt hegt, kein deutscher Kaiser gefährlicher wäre als der König von Böhmen, trachtet natürlich aus allen Kräften, die Wahl unseres Herrn zu unterhöhlen, und sucht von neuem den Herzog Maximilian zur Annahme der Krone zu verlocken."

„Was Ihr sagt, ehrwürdigster Herr", rief Thyßka aus, der stets so klug war, sich durch Lamormain's Mittheilungen möglichst überrascht zu stellen, selbst wenn sie ihm nicht eben unerwartet kamen, wie zum Beispiel jetzt; „es ist doch unbegreiflich, daß der calvinistische Fürst für einen katholischen Kaiser arbeitet!"

„Viel lieber als er es für einen lutherischen thun würde", antwortete Lamormain. „Glaubt mir", fuhr er fort, indem er Thyßka auf die Schulter klopfte und wahrhaft dämonisch lächelte: „Er gäbe seine Stimme lieber dem Sultan als dem Kurfürsten von Sachsen! Ja, es ist so, der Calvinist setzt die deutsche Kaiserkrone lieber auf die Hörner des Erbfeindes als auf die Stirn eines lutherischen Fürsten!"

„Ihren Haß gegeneinander kenne ich, allein bis zu solchem Grade ...."

„Und es ist nicht das allein", unterbrach ihn Lamormain. „Die Herren von der Union wissen, das Reich fiele auseinander, wenn ein protestantischer Fürst die Stimmenmehrheit erhielte! Man könnte wieder wie vor Zeiten einen Gegenkaiser erleben! Das schreckt sie denn doch etwas! Darum haben die protestantischen Candidaten so gut als gar keine Wahrscheinlichkeit. Der Ehre halber

wird man sie nennen, den König von Dänemark und den Kurfürsten Georg. Doch Ernst wird es mit Keinem, so wenig wie mit dem Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, noch mit dem Herzog von Savoyen.“ Thyßka wollte etwas erwidern; doch Lamormain, der sich ungern unterbrochen sah und es liebte sich in flüssiger Darlegung der Verhältnisse ein gewisses Uebergewicht zu geben, hielt ihn durch einen Wink zurück und fuhr fort: „Zwischen Sr. Majestät dem König Ferdinand und dem Herzog Maximilian allein schwankt das Zünglein der Wage. Jetzt noch sehr zu Gunsten unseres Herrn, allein ein leichter Anstoß kann den Stand ändern. Darum, träte Herzog Maximilian eifrig werbend auf, so wäre er äußerst gefährlich! Drei Stimmen hätte er entschieden für sich; erstlich natürlich die der Pfalz, dann die seines eigenen Bruders des Kurfürsten von Köln und die der Kur Brandenburg. Und ob dann nicht Sachsen mit diesen protestantischen Kurfürsten sein würde, — das ist die große Frage! Geschähe es, so trüge Baierns Herzog die Kaiserkrone! — Ihr gesteht, Thyßka, bei so großer Wahrscheinlichkeit ist die Lockung groß; und wenn Ihr ein Kenner des menschlichen Herzens seid, was Ihr als Geistlicher und Bruder unseres Ordens doch sein sollt, so werdet Ihr auch Schwächen der Herzen genugsam kennen, um zu sehen, wie leicht selbst Herzog Maximilian ihnen nachgeben könnte, und daß bei solcher Entscheidung die Erinnerungen an die gemeinsame Jugendzeit des Herzogs mit unserem Könige, als unsere Zöglinge in Ingolstadt, nicht sehr schwer wiegen dürfte!“ — Thyßka machte wiederum einen vergeblichen Versuch zur Gegenrede; Lamormain fuhr fort: „Ließ sie sich doch schon leicht genug erfinden, zwischen beiden Fürstenhäusern, Kaiser Mathias gegenüber, in den

Verhältnissen der Liga! — Indessen, das führt uns auf Abwege! Herzog Maximilian muß also auf alle Weise dahin gestimmt werden, daß er seiner jetzigen günstigen Gesinnung nicht untreu wird. Von Seiten des geistlichen Einflusses müssen die gemeinsame Erziehung beider Fürsten, ihre Freundschaft und die Pflichten gegen die heilige Kirche beständig als schwere Gewichte in sein Herz gesenkt werden. Das ist bereits geschehen, muß aber noch ferner geschehen. Ihr, Pater Thyßka, sollt gleichfalls darauf hinwirken. Ihr müßt Euren Besuch in Ingolstadt bei dem Pater Dominicus erneuern; Ihr werdet ihn zwar noch so gesinnt finden wie vor drei Monaten; allein der gemeinsame, verehrte Lehrer beider Fürsten kann jetzt einen so entscheidenden Einfluß üben, daß man sich seiner nicht genug vergewissern kann. Von dort erst sollt Ihr nach München, woselbst ich Euch durch Briefe an den Beichtvater des Herzogs, Pater Eusebius, und an den Hofkaplan, den Doctor Johann Klesheim, Kanäle verschaffen werde, wirksam zu sein. Das ist indessen nur das Nebensächliche. Ihr sollt vorzüglich, was Eurer Sinnesart und Eurem Geschick angemessener sein wird, auf dem weltlichen Gebiet, geradehin auf dem politischen thätig sein."

„Ich schätze es mir zur höchsten Ehre, daß Ew. Hochwürden mich für ein taugliches Werkzeug erachtet", entgegnete Thyßka endlich, anscheinend demüthig, innerlich voll Selbstgefühl. Denn er hatte sich auf diesem Felde mehrfach bewährt.

„Ich wollte, ich bekenne es Euch offen, den Geheimschreiber Fabricius von Hohenfall näher in mein Vertrauen ziehen", fuhr Lamormain fort. „Allein, reiflicher erwogen, halte ich es für angemessen, ihn auf dem untern Stand-

punkte, wo er sich befindet, zu erhalten; auch ist er mir zu vertraut mit Slawata, um nicht mit großer Vorsicht bei ihm aufzutreten."

„Sollte Slawata's Gesinnung noch jetzt Besorgnisse erregen müssen?" warf Thyßka fragend ein.

„Er gehört uns an, es ist wahr", fuhr Lamormain fort, „aber er wird zu mächtig. Seit er das Glück gehabt hat, durch diesen hündisch schmiegsamen, aber gewandten Zaloska, bevor wir Alle irgend etwas davon ahnten, dem Könige die erste Nachricht von Mansfeld's Niederlage, die Wien gerettet hat, zu bringen, ist er mir dem Könige zu nahe gekommen. — Doch, auf Eure Mission zurückzugehen. Ihr sollt Euch denn, Pater Thyßka, in München zunächst an den Grafen Martiniz wenden. Er ist Euch unstreitig persönlich bekannt?"

„Ich habe ihn zu Prag öfters gesehen und gesprochen", erwiderte Thyßka.

„Ihr wißt, daß er in Folge der ersten Zuflucht, die er nach seinem Unglück in Prag zu München gefunden, dauernd mit dem dortigen Hofe in Verbindung geblieben ist, und mittels wiederholten und dauernden Aufenthalts unsere Angelegenheiten daselbst als Hauptagent betrieben hat. Gegenwärtig tritt nun für seine Thätigkeit der wichtigste Augenblick ein. Wenn Se. Majestät der König auf dem Wege nach Frankfurt einige Zeit in München verweilt, so muß sich dort entscheiden, ob Herzog Maximilian wirklich die Kaiserwürde mit aller Bestimmtheit ablehnt oder ob er nur diesen Schein annimmt, bei günstigem Ausfall der Wahl aber dennoch die Krone nicht zurückweisen würde. Ich hoffe nicht nur sein Herz und Gewissen, sondern auch eine richtige Politik, die Erkenntniß seiner wahren Vortheile sollen ihn zur Ablehnung bestimmen. Ueber diese letz-

tern sollt Ihr dem Grafen Martiniz einige Mittheilungen machen."

Thyßka horchte auf.

„Der Kurfürst von der Pfalz ist es, wie gesagt, der hauptsächlich Herzog Maximilian's Wahl betreibt. Kennt Ihr aber den wahren Grund, weshalb gerade dieser calvinistische Kurfürst so eifrig für einen katholischen Fürsten thätig ist und für einen, der bis jetzt von dem höchsten Eifer für die heilige Kirche beseelt gewesen ist?"

„Ich vermuthe, daß er für den Dienst, dem Herzog Maximilian zur Kaiserwürde verholfen zu haben, Vortheile für die protestantische Union oder auch wol für sein eignes fürstliches Haus als Gegengabe hofft."

„Ihr vermuthet wie ein Mann, der Welt und Menschen kennt, lieber Thyßka", sagte Lamormain freundlich. „Es sind besonders die letztern Vortheile, die für sein kurfürstliches Haus, ja sogar für seine kurfürstliche Person, die er im Sinn hat. Er möchte gern, — hm, eine Kleinigkeit, — König von Böhmen dafür werden!"

„Wie?" rief Thyßka und rückte verwundert auf seinem Sessel.

„So ist es. Ich weiß zuverlässig, daß der Kanzler Wenzel von Budowa im Monat Mai schon den Kurfürsten unter der Hand ausgeforscht hat, ob er einen derartigen Antrag der böhmischen Stände annehmen würde. Er hat anfangs gezaudert; er hatte ein Auge oder eine Ahnung für die Gefahren dabei; später ist man von vielen Seiten in ihn gedrungen. Auch der wilde, übereifrige Rath Procopius Dworschetzki von Olbramowitz ist zu Heidelberg gewesen und die Frau Kurfürstin sowie der Herr Doctor Abraham Scultetus haben den jungen leichtsinnigen Herrn

unablässig bearbeitet. Jetzt ist er mit dem Gedanken schon ganz vertraut."

„Er sollte es wagen, wider Recht und Ehre einen fürstlichen Bruder vom Thron zu drängen?"

„Die fürstliche Brüderschaft hat zuweilen eine sehr stiefbrüderliche Farbe", bemerkte Lamormain achselzuckend. „Genug, die Sache ist so. Daß der böhmische Landtag jetzt in Prag den letzten äußersten Act der offenen Rebellion begehen wird, Se. Majestät den König Ferdinand des Throns verlustig und diesen für erledigt zu erklären, ist wie Ihr wißt, außer Zweifel und wir erwarten mit jeder Stunde die Nachricht davon. Die böhmischen Herren warten nur noch auf die sichere, wenn auch vorläufig geheime Zusage des Kurfürsten Friedrich, damit sie nach Sr. Majestät Entsetzung nicht herrenlos sind, sondern sogleich auf den Beistand eines mächtigen Fürsten zählen können. Die Sachlage ist nun einfach die: Se. Majestät der König wird entsetzt, dem Kurfürsten der erledigte Thron Böhmens angetragen; dieser nimmt ihn nach einigen scheinbaren Zögerungen an. Wird König Ferdinand Kaiser, so muß sich der Kurfürst darauf gefaßt machen, daß derselbe zu seiner Erbmacht auch nach Kräften die ganze Macht des Reiches fügen wird, um sich in seinem Recht zu behaupten. Wird dagegen Herzog Maximilian Kaiser, und verdankt er es dem Kurfürsten Friedrich, so hofft dieser, daß der Kaiser ihm hinwiederum ebenso förderlich sein werde, seinen neuen Königsthron zu besteigen, wenigstens ihn nicht von Reichs wegen daran hindere!"

„Verzeihen mir Ew. Hochwürden", wandte Thyßka ein, „indessen es scheint mir doch ganz unmöglich, daß des Reiches Oberhaupt eine Gewaltthat gegen einen Reichsfürsten jemals gutheißen könne!"

„Seht Ihr, Thyßka“, rief Lamormain aus und seine Adleraugen funkelten, „da steckt es eben! Das ist der Punkt, wo man dem Herzog Maximilian zeigen muß, daß es sein wahrer Vortheil erfordert, die Kaiserkrone nicht anzunehmen. Wird sie ihm aufgesetzt durch Friedrich von der Pfalz, so kommt er in die schwierigste Lage. Entweder er muß undankbar gegen diesen sein oder er muß feindselig, treulos, verrätherisch wider seinen ältesten Freund und wider alle gesunden Gesetze der Reichsverwaltung handeln. In beiden Fällen hat er Unruhe, Zwietracht und Haß ohne Maß zu erwarten. Denn Friedrich würde dann mit aller Kraft die protestantischen Fürsten zum Widerstande gegen seine Reichsverwaltung auffordern. Dagegen, wird Se. Majestät der König Ferdinand Kaiser .... so erwachsen dem Hause Wittelsbach die größten Vortheile daraus. Nicht zu gedenken, daß der Herzog sein Gewissen rein behält und der heiligen Kirche als guter Sohn hochwichtige Dienste leistet, so wird die Gunst der kaiserlichen Macht ihm überall nützlich sein können. Ja“, hier ergriff Lamormain mit einer gewissen Feierlichkeit Thyßka's Hand und sprach mit leiserer Stimme, wie wenn er sich hüten wollte, ein wichtiges Geheimniß zu verrathen, „ja, ich sehe einen noch ganz andern sichern Lohn in der Ferne für den Herzog, und der muß ihm gezeigt werden. Die Böhmen stürzen jetzt in ihrer tollen Raserei blind vorwärts, sie werden die Absetzung aussprechen, und wir müssen Alles thun, was in unsern Kräften steht, um Friedrich von der Pfalz zu bewegen, daß er die angetragene Krone annimmt.

„Annimmt?“ rief Thyßka mit dem äußersten, diesmal wahrhaften Erstaunen.

„Annimmt“, wiederholte Lamormain mit nachdrücklichem Ton und seinem unbeschreiblichen Lächeln.

„Das verstehe ich nicht“, bekannte Thyßka und sah Lamormain fragend an.

„Ei, ei, ei! Lieber Pater, vergeßt Ihr denn, daß man ein thöricht heftiges Kind gar nicht schwerer strafen kann, als wenn man seinen unverständigen Willen erfüllt, ihm das Messer gibt, wonach es greift?“

„Freilich wol, allein ....“

„Betrachtet die Dinge nur ruhig, wie sie kommen werden“, sprach Lamormain mit kalter Sicherheit. „Friedrich nimmt die Krone an. Er ist König, gut. Aber es ist ein übler Posten! Er hat zu kämpfen mit dem rechtmäßigen Könige von Böhmen, mit dem Könige von Ungarn, den Erzherzögen und Herzögen von Steiermark, Oesterreich, Mähren, Schlesien, — und mit dem deutschen Kaiser! Der deutsche Kaiser hat bei einer Gewaltthat wider einen Reichsfürsten die Reichsfürsten sämmtlich zu Bundesgenossen, wenigstens nicht zu Gegnern. Halb Böhmen ist auch Friedrich's Gegner und, sowie ihm das Glück umschlägt, liegen drei Viertheile des Landes in der Wagschale wider ihn! Mich dünkt, der gute Kurfürst setzt sich eine Dornenkrone auf das Haupt und wird sie nicht lange tragen!“

„Glaubt mir, Pater Thyßka“, wies Lamormain abermals dessen Versuch zu sprechen mit der Hand winkend zurück, „Kurfürst Friedrich kommt in schwere Bedrängniß, wenn wir nur keinen Tag, keine Stunde, keine Secunde versäumen, Himmel und Erde wider ihn und für die heilige Kirche in Bewegung zu setzen! Dann muß er klein beigeben, dann schreiben wir Bedingungen vor, und dann wird Herzog Maximilian eine Entschädigung für seine aufgegebene Kaiserkrone erhalten, die ihrer werth ist!“

„Er wird darin,' fürchte ich, nur einen Vogel auf dem Dache sehen!"

„Pah", lachte Lamormain. „Die Kaiserkrone ist auch nichts Anderes für ihn! Und sie ist nur einer mit golden glänzenden Federn, den Andern aber einer mit nahrhaftem Fleisch! Seht, ich denke so. Die Oberpfalz liegt so bequem für Baiern. Amberg gäbe ein hübsches zweites Hauptstädtchen. Der Kurfürst denkt Böhmen mit der Pfalz zu verbinden; sollten wir nicht denken dürfen, ein Stücklein der Pfalz mit Baiern zu vereinigen? Vielleicht ließe sich auch ein Wort von den Kurhüten reden, nach welchen die bairischen Herzöge schon länger ausschauen als nach der Kaiserkrone."

„Ein Kurhut gegen eine Kaiserkrone!"

„Der Kurhut bleibt dem Hause, die Kaiserkrone entschlüpft wieder!"

„Wird aber der Herzog nicht fragen: «Wenn ihr die Kaiserkrone geringer achtet, weshalb würdet ihr mir nicht lieber diese gönnen?»"

„O Pater Thyßka", sprach Lamormain mit erhobener Rede. „Eins ist nicht dasselbe für Alle. Das Oberhaupt des Habsburgischen Hauses hat einen andern Maßstab an seine Rechte und an seinen Beruf zu legen als ein Herzog von Baiern! Es darf die Kaiserkrone als sein Erbtheil betrachten, das nur noch in einzelnen unglücklichen Fällen angefochten wird. Für das Haus Habsburg ist die Kaiserwahl nur noch eine Form der Reichsverfassung, damit die Wahlcapitulation vorgelegt werden kann. Wenn irgend ein neues Fürstenhaus in Deutschland das Gewicht in die Wagschale der Weltgeschicke legen könnte, welches das Haus Habsburg einlegt, dann erst könnte es sein Nebenbuhler sein. Es ist jetzt nicht mehr möglich, wie

vor Jahrhunderten, daß ein Graf und kleiner Fürst durch den bloßen Wahlact Ehrfurcht und Gehorsam bei den gesammten Uebrigen gewinne. Was glaubt Ihr, daß das Geschick des Reiches wäre, wenn man jetzt einen Grafen Solms oder Hohenlohe, oder sonst einen der bis dahin auf seinem Stammschloß gesessen, auf den Kaiserthron setzen wollte, daß er Ansehen und Recht haben solle über die seit Jahrhunderten hundertfach Reicheren und Mächtigeren? Bei diesem Religionszwist zumal! — Alles fiele auseinander, verflöge wie Spreu, und wir würden dem Türken, dem Ungarn, dem Schweden, dem Franzosen zum Raub! Herzog Maximilian wird das bei ruhigem Urtheil Alles selbst sehen, doch um die Wirkung seiner Betheiligung aufzuheben, muß man es ihm klar, warm, überzeugend darlegen. Und er wird sich überzeugen, daß ein vergrößertes Besitzthum, der Kurhut auf sein Haus übertragen, ein besserer Gewinn für ihn ist, als ein paar Jahre hindurch der Glanz einer Kaiserkrone, der lange nicht reich genug ist, um alle die Schatten der Sorgen, Unruhen und Gefahren, die sie für ihn mitbrächte, zu überstrahlen. Vollends aber für seine Kinder und Enkel, denen ein größeres Erblehn und eine höhere Erbwürde doch wol lieber sein muß als etliche vermoderte Pergamente im Archiv, worauf einer ihrer Ahnen den Kaisertitel trug.“ —

Der Gewandtheit seiner Rede und des Eindrucks seiner Persönlichkeit bewußt, wo er ihn ausüben wollte, sprach Lamormain immer rascher und eindringlicher; denn es war ihm darum zu thun, daß Thyßka ihm nicht nur gehorchen möge, das verstand sich von selbst, sondern daß er von der Wahrheit seiner Ansicht durchdrungen werde, weil dann die Ausführung um so glücklicher geräth. Er faßte daher dessen beide Hände mit der seinigen und sprach feurig:

„Von dieser Seite muß die Lage der Dinge dem Herzog Maximilian gezeigt werden! So müßt Ihr sie mit Graf Martiniz besprechen! Das habt Ihr dem Pater Eusebius und dem Hofkaplan klar zu machen! Auf einer Seite ein Bruch heiliger Pflichten gegen die Kirche, ein Verrath an der Freundschaft, eine von Ehren und Erfolg zweifelhafte Bewerbung um die Kaiserkrone, die, wenn sie gewonnen wird, ein noch zweifelhafteres Glück für den Herzog ist. Auf der andern Seite die ehrenvollste Pflichterfüllung, kein Wagniß noch Gefahr und die höchste Wahrscheinlichkeit großen Gewinns an dauernder Macht und dauerndem Glanz für den Herzog selbst wie für sein Haus! Kann der Herzog schwanken? Thyßka, kann er, wenn Ihr redlich das Eure thut? Eure Hand darauf!“

Thyßka, selbst ergriffen von Lamormain's umspinnender, fortreißender Gewalt, beugte sich ehrfurchtsvoll auf die dargebotene Hand nieder, drückte einen frommen Kuß darauf und gelobte feierlich: „Was ich an Geisteskraft und Thätigkeit aufzubringen vermag, will ich an die Erfüllung Eures Auftrags setzen, hochwürdigster Herr, und meine Pflicht als getreuester Diener der Kirche üben!“

„So ist“, entgegnete Lamormain mit einem frommen Blick aufwärts, „Euch der Lohn jenseits gewiß; und“, fügte er, das Haupt bedeutsam und mit schlauem Ausdruck wiegend, hinzu, „die Kirche vergißt auch nicht, daß ihre befähigten, gehorsamen, pflichteifrigen Söhne auch diesseits Ansprüche auf ihre Dankbarkeit haben.“

Sie schieden.

Achtzehntes Buch.

Fünftes Capitel.

In der Kauffinger Straße zu München standen vor dem Thore eines stattlichen, alterthümlichen Hauses drei Diener und unterhielten sich eifrig miteinander, indem sie auf einen kleinen, reich aufgezäumten und ritterlich gesattelten Grauschimmel blickten und zeigten, den ein Reitersmann, welcher seinerseits auf einem großen, schwerfälligen Rappen vor dem Hause hielt, am Zügel hatte. Das kleine Thier machte dem Reitknecht viel zu schaffen; bald stieg es bäumend auf, bald suchte es den Kopf zwischen die Vorderfüße zu klemmen, oder that Sprünge seitwärts und schlug wild aus. Genug, es blieb keinen Augenblick ruhig und entwickelte, wie unscheinbar es war, eine Kraft und eine eigensinnige Ausdauer, deren Bändigung nur durch einen so kraftvollen, sachkundigen Reiter möglich war, als der Mann auf dem schweren brabanter Pferde zu sein schien. Denn bei allen wilden Sprüngen und scheuen Bewegungen des Schimmels saß der Reiter des Rappen in seinem ledernen Koller mit dem gewichtigen Harnisch darüber, wie angeschmiedet im Sattel und ließ die Zügel nur so viel nach, oder zog sie so weit an, als es gerade nothwendig war.

„Eine Teufelskrabbe, der kleine Schimmel", rief der eine der drei Diener im Thor, „ich möchte ihn nicht reiten."

„Es würde dir auch schlecht dabei ergehen, du Haarkräusler", spottete der Zweite, dessen Tracht den Reitknecht kundgab. „Aber wenn der Oberst daraufsitzt, geht der Schimmel so ruhig wie ein Lamm!"

„Sacht, Johann! Das muß ich erst sehen, ehe ich's glaube", bemerkte der Dritte; „ich denke, ich verstehe auch etwas von Pferden! Das ist ein desperates Thier!"

„Es ist aber doch, wie ich sage, Niklas", antwortete Johann eifrig. „Ich habe ihn erst vorgestern reiten sehen, als der Herzog das neue Kürassierregiment besichtigte. Das Thier ging ordentlich furchtsam unterm Zügel!"

„Der Kerl ist freilich ein Eisenfresser und sieht aus, als ob er den Gottseibeiuns selbst im Leibe habe", erwiderte Johann, „aber ein Pferd ist doch nur ein Pferd und ...."

„Still, Niklas, er kommt!" rief der Reitknecht und deutete in das offene Thor des Hauses, wohin alle Drei jetzt die Blicke wandten.

„Er ist noch im Gespräch mit dem Herrn, auf der Treppe", flüsterte der Haarkräusler, wie die Andern spottend ihren Gefährten, den Kammerdiener, nannten. — Sie stellten sich ehrfurchtsvoll auf die Seite und schielten nur verstohlen seitwärts nach den die Treppe Herabkommenden.

In diesem Augenblick trat von der Gasse her ein Mann, der das schwarze lange Kleid eines Geistlichen trug, auf die Diener zu und redete sie an. „Guten Morgen, meine lieben Freunde! Ist dies das Haus, in welchem der Herr Oberstburggraf von Martiniz aus Prag wohnt?"

„Ja, ehrwürdiger Herr“, antwortete der Kammerdiener, „der Herr Obristburggraf wohnt hier!“

„Ist er zu Haus“, fragte der Geistliche und war im Begriff einzutreten.

„Ich bitte, ehrwürdiger Herr, verzeiht einen Augenblick. Der gnädigste Herr hat soeben einen Besuch gehabt, dem er das Geleite bis auf die Treppe gibt. Jetzt eben kann ich Euch nicht eintreten lassen. Allein, wen hätte ich nachher die Ehre anzumelden?“

„Ich bin der Pater Thyßka aus Prag und komme aus Wien mit Aufträgen an den Herrn Obristburggrafen.“

Die drei Diener verbeugten sich ehrfurchtsvoll und der Haarkräusler ergriff des Paters Hand mit den Worten: „Ehrwürdiger Herr, laßt mich Eure Hand küssen und gebt mir Euren Segen! Ich heiße Stephan Harneck und bin selbst aus Prag, von der Kleinseite. Ich erinnere mich jetzt sehr wohl, Ew. Ehrwürden oft gesehen zu haben.“

„Es freut mich, daß Ihr mich erkennt, mein Sohn“, entgegnete Thyßka. „Die Gnade des Herrn sei mit Euch“, sprach er feierlich und legte die Hände segnend zuerst auf das Haupt Stephan's, dann auf das der andern Diener, die in Ehrfurcht die Knie vor ihm beugten.

Als sie sich wieder erhoben, hörte man ganz nahe klirrenden Sporenklang, doch von langsamen ruhigen Schritten. Rasch traten die Diener auf die Seite; Thyßka blieb ihnen gegenüber, gleichfalls etwas zur Seite zurückgezogen.

Ein kleiner Mann in vornehmer Kriegstracht, doch von ganz eigenthümlichem Schnitt, schritt auf das Thor zu; im Gehen drückte er sich den hohen, spitzigen Hut auf die Stirn und rückte ihn zurecht. Diese Bewegung zog die Blicke unwillkürlich zunächst auf sein Angesicht. Ein paar

finstre Augen rollten unruhig unter einer breiten, tief gerunzelten Stirn. Ein langer verwilderter Zwickelbart verdeckte die Oberlippe fast ganz; kurzes graues Barthaar ums Kinn und spärliches, nachlässiges Haupthaar von gleicher Farbe gaben dem Gesicht einen wilden Ausdruck, der sich durch eine große gebogene Nase, starke Backenknochen, hohle Wangen und ein scharfgespitztes Kinn noch verstärkte. Die gesammten Züge hatten, mit Ausnahme der unstet rollenden Augen, eine steinerne Unbeweglichkeit. Die kleine, hagere Gestalt erschien noch kleiner unter dem hohen Spitzhut, von dem eine rothe Straußenfeder bis auf den Rücken herabwallte. Ein spanisches Wams von hellgrünem Atlas, geschlitzte Beinkleider von demselben Stoff und ein kurzer schwarzer Mantel bildeten die Tracht des Kriegsmannes. An einer fast handbreiten Binde, die er über dem Wams trug, hing sein Degen, auf den er die linke Hand nachlässig gelegt hatte, damit ihm die Spitze nicht zwischen die breitstulpigen Reiterstiefeln schlage. Er ging langsam, fast schleichenden Schrittes, wie Einer, dem jede Eile überflüssig ist; aber trotz des leisen Auftretens so fest, als ob ihn Niemand aufhalten könne. Die scheu auf die Seite getretenen, sich tief verbeugenden Diener sah er mit keinem Blick an, doch als sein Auge zufällig auf Thyßka traf, dessen Kleidung durch Farbe und Schnitt den Geistlichen, und zwar den Jünger der Gesellschaft Jesu zweifellos bezeichnete, nahm er den Hut ab und grüßte, sich tief verbeugend, mit einer Ehrerbietung, die an Demuth streifte. Doch sprach er kein Wort, sondern ging schweigend auf den Grauschimmel zu, der von dem Augenblick an, wo er seinen Herrn und Reiter kommen sah, die muthigen, wilden Augen fest auf diesen heftete, ihm den Kopf zuwandte und durch regungsloses Stillstehen ihn gleichsam zum Aufsitzen einzu-

laden schien. Der Reitersmann des Rappen hatte sich abgeschwungen und hielt dem Aufsteigenden Zügel und Bügel. Mit derselben langsamen Sicherheit, wie er ging, saß der Oberst auf, und ritt, ohne sich umzusehen, im ruhigen Schritt davon. Wirklich ging der Grauschimmel unter ihm wie ein Lamm; es schien, als wage er nicht mehr, nur das Haupt zu schütteln.

„Siehst du, Niklas“, rief der Reitknecht Johann, „es ist wie ich sage. Unter ihm rührt sich der Schimmel nicht mehr!“

„Hm!“ murmelte dieser, „es ist wahr, aber ich glaube nicht, daß das Teufelsthier einen Andern auf seinem Rückgrat duldete!“

Thyßka hatte trotz des demüthigen Grußes, den er von dem Krieger empfing, doch ein unheimliches Gefühl mächtiger Ueberlegenheit desselben empfunden und sich selbst noch viel demüthiger verneigt. Er blickte dem Hinwegreitenden lange nach, und erst als er um die nächste Ecke bog, fragte er mit dem Tone des Staunens und der Ehrfurcht: „Sagt mir, meine Freunde, wer war der Offizier?“

„Oberst Tscherklas, Graf von Tilly, des Herrn Herzogs Maximilian erster Feldhauptmann“, antwortete der Kammerdiener. „Jetzt kann ich Euch melden, ehrwürdiger Herr“, setzte er sogleich hinzu. „Befehlt Ihr?“

Thyßka bejahte. Wenig Augenblicke darauf stand er im Gemach vor Martiniz.

Es war jetzt über anderthalb Jahre her, daß Thyßka denselben nicht mehr gesehen hatte. Einige Monate vor der Gewaltthat, die ihm zu Prag geschehen, war er ihm in der prager Schloßkirche bei einem feierlichen Hochamt

begegnet. Schon damals flößte die lange, hagere Gestalt desselben, sein schwarzes Haar, die starren Züge und das finstre Auge eine eigene Scheu ein. Jetzt hatten sich diese schroff hervortretenden Eigenthümlichkeiten noch weit erhöht. Es war als habe sich ein Geist der Erbitterung in den schon so herben Zügen festgesetzt, der jedem Muskel noch eine schärfere Zeichnung gab. Nimmermehr hätte man in dem versteinerten Haupte die geschickte Beweglichkeit des Geistes vermuthet, die doch ihren Wohnsitz darin aufgeschlagen hatte, sich aber durch kein einziges äußeres Zeichen verrieth. Nur der Stempel der zähen Beharrlichkeit prägte sich in diesen scharfumgrenzten, festgeschlossenen Lippen aus, drückte sich auf die felsige Stirn und schimmerte aus dem tiefbohrenden Blicke. Man würde einen Eid geschworen haben, daß niemals ein Lächeln über dieses Angesicht hingeschwebt sei. Selbst der Anblick eines Mannes, der so entschieden seiner Partei zugehörte, völlig die gleichen Bestrebungen mit ihm verfolgte, und der da kam, um sein eigenes eifriges Thun zu unterstützen, entlockte ihm auch nicht die leiseste Andeutung des Wohlwollens bei der Begrüßung. Er winkte dem Pater nur Platz zu nehmen, setzte sich ihm gegenüber, nahm den Brief, den ihm Thyßka überreichte, stumm entgegen, murmelte, indem er ihn erbrach, nur die Worte: „Von Lamormain!“ und las starr, unbeweglich. Nur einmal wurde das bleiche Gesicht noch bleicher, als ob ein fahler Blitz seinen Schein darauf geworfen hätte; doch es war wie ein einziges Zucken, und dann lagerte sich wieder die alte Todtenblässe auf Wangen und Stirn.

„Ich freue mich, Euch hier zu sehen, Pater Thyßka“, sagte er tonlos, nachdem er den Brief mit schärfster Aufmerksamkeit bis zu Ende gelesen; „wir werden also gemein-

schaftlich arbeiten. Ihr kennt die hiesigen Verhältnisse bereits?"

Thyßka erwiderte, indem er die Mittheilungen, welche ihm Lamormain mündlich gemacht hatte, in der Kürze wiederholte.

„Pater Eusebius, ein gewichtiger Mann, ein sehr gewichtiger Mann", nahm Martiniz nach einigem Schweigen das Wort; „nicht minder der Hofkaplan, Doctor Klesheim. Se. Hochwürden haben Euch an die rechte Stelle verwiesen, Pater Thyßka."

„Ich möchte Euch wol fragen, Herr Obristburggraf", begann Thyßka, da Martiniz nach diesen wenigen Worten wiederum schwieg, „ob Ihr glaubt, daß diese beiden würdigen Herren unsere Meinung theilen werden."

Martiniz wiegte den Kopf mit einem lang gezogenen „Hm! — Wenn sie unsere Ansicht so ohne weiteres theilten, wäre es nicht nöthig, Pater Thyßka, sich besonders mit ihnen zu verständigen. Es kommt nur darauf an, ob ...."

Er machte eine Pause. Thyßka sah ihn fragend an. Abzulesen war aber diesem finstren verknöcherten Angesichte nichts.

„Ihr habt ein Bedenken, gnädigster Herr?" fragte der Pater nach einigen Augenblicken.

„Ich glaube, Pater Thyßka, daß die Herren, wenn sie auch Eines und Dasselbe mit uns wollen, es doch gern sehen würden, wenn wir uns einige Mühe um sie gäben!"

„Gewiß, gewiß!" antwortete Thyßka. „Man wird ihnen zeigen müssen, daß man das größte Gewicht auf ihre Meinung legt."

„Wie weit habt Ihr Vollmacht zu gehen?" fragte Martiniz trocken.

Thyßka sah ihn zweifelhaft an.

„Mit Einem Wort, wie hoch habt Ihr das Gewicht ihrer Stimmung abzuschätzen?“

„In Wahrheit, ich habe keine Instructionen der Art erhalten“, antwortete Thyßka gemessen.

„So hätte sich der ehrwürdige Pater Lamormain diese Wege selbst vorbehalten? Denn ich kenne sein Geschick im Unterhandeln zu lange, um anzunehmen, daß er die Pfade, die zuletzt doch allein mit Sicherheit zum Ziele führen, nicht einschlagen werde. Ich rathe Euch denn, Pater Thyßka, daß Ihr Euch darüber Gewißheit verschafft.“

„Sollte die Klarheit der Vortheile, welche in der Ausführung unserer Absichten liegt, nicht hinreichend sein, diese Herren zu bestimmen?“ fragte Thyßka.

Martiniz wiegte wiederum den Kopf und ließ jenen summenden Ton hören, durch den er seine Zweifel auszudrücken pflegte. „Klarheit der Vortheile?“ hub er endlich an. „Wenn sie so klar sind, weshalb sich soviel Mühe geben, die Herren davon zu überzeugen? Würde sie dann der Herzog Maximilian nicht auch sehen? Für unsere Zwecke ist die Wahl unseres gnädigsten Herrn zum deutschen Kaiser unbedingt die vortheilhafteste. Könnten aber nicht dem Herzog Maximilian andre Ziele vorschweben? Oder könnte es nicht in den Vortheilen seiner Rathgeber liegen, ihm andre als vortheilhafter zu schildern? Ich rathe Euch, das wohl zu überlegen, Pater Thyßka. Wer am höchsten bietet, kauft am sichersten. Das ist ein unumstößlicher Satz; Ihr solltet ihn auch kennen, meine ich!“

„Kennen, aber nicht Jeglichem bekennen“, dachte Thyßka und schwieg. Da aber auch Martiniz ihn nur forschend ansah, ohne weiter zu sprechen, nahm er das

Wort wieder auf: „Ich denke, Herr Obristburggraf, in gewisser Beziehung muß dieser Satz auch überall gelten. Es kommt nur darauf an, was Jedem als das höchste Gebot erscheint! Freilich, den Einen lockt Ehre, den Andern Gold, den Dritten irdische Macht. ... Viele aber erwärmen sich auch für eine große, heilige Sache, und Diese, denke ich, werden durch die richtigste Förderung derselben gewonnen!“

Martiniz warf nur sein „Hm!“ dazwischen.

„Was den Herrn Pater Eusebius und den Herrn Hofkaplan angeht ....“, hub Thyßka wieder an.

„So werdet Ihr, würdiger Vater“, unterbrach ihn Martiniz rasch, „ohne Zweifel sehr schnell den Grund und Boden zu erkennen wissen, auf dem sie stehen. — Diese werden aber nicht die Einzigen sein, die wichtig für unsere Zwecke sind und auf die Ihr Einfluß zu gewinnen suchen müßtet.“

„Auf dem weltlichen Gebiet“, antwortete Thyßka, „kann unsere Sache in keiner bessern Hand ruhen als in der Eurigen, gnädigster Herr.“

„Ihr irrt. Es gibt hier so Manchen, der nicht dem geistlichen Stande angehört, auf den Ihr jedoch vielleicht mehr einwirken könnt als ich. Jedenfalls verrichten zwei Hände mehr Arbeit als eine. Soeben verließ mich ein Mann ....“

„Der Graf von Tilly?“ fragte Thyßka etwas eilfertig dazwischen.

„Ihr kennt ihn?“

„Er wurde mir von Euren Leuten genannt, da ich ihm an der Hausthür begegnete“, antwortete Thyßka.

„Er ist ein Mann, von dem Vieles abhängt, aber auf den Ihr viel mehr Einfluß haben werdet als ich. In Allem

was er als Soldat zu thun hat, sieht und handelt er selbst, fragt Niemand. Allein wer und was in Glaubenssachen am förderlichsten sein möchte, darüber nimmt er Rath an, und mehr von Euch als von mir. Mit Einem Wort: hat er einmal den Degen gezogen, so weiß er, wie er ihn brauchen soll; aber es ist mit ihm darüber zu reden, für wen und für was er ihn ziehen muß."

„Ich habe ihn mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachtet; ein Mann, der ein Fels der Kirche zu sein verheißt!"

„Ein Schwert derselben genügt. — Ich will Euch näher mit ihm bekannt machen, Pater Thyßka."

Thyßka verbeugte sich dankend.

„Es wird gerade heut glückliche Gelegenheit dazu sein, und zu mancher andern Bekanntschaft. Für diesen Abend ist ganz plötzlich, mir selbst höchst überraschend, großer Empfang bei Sr. Hoheit dem Herzog Maximilian angesagt. Ich werde mich sogleich zum Obermarschall begeben und es einleiten, daß Ihr noch heut nach der Vorschrift des Ceremoniells eingeführt werdet und für den Abend die Einladung erhaltet. Dort werdet Ihr fast alle Männer beisammen treffen, die von Einfluß in unserer Sache sind. Ich will stets an Eurer Seite sein und Euch die Pforten öffnen; wie Ihr Euch dann in den Irrgängen, zu denen sie führen, zurecht findet, das sei Eure Sache, Pater Thyßka!"

„O", erwiderte dieser sich verneigend, „durch Eure gräflichen Gnaden eingeführt und berathen, hoffe ich die rechten Wege zu finden."

„Ich will es wünschen. — Wo seid Ihr abgestiegen, Pater Thyßka?"

„Im Sanct-Aegidiuskloster."

„Dort hole ich Euch um Mittag ab, zum Obermarschall.

Allein vergeßt nicht die goldene Regel mitzuführen, die ich Euch vorhin gab!"

Thyßka lächelte. „Gewiß nicht!"

Martiniz hatte die ganze Unterredung mit unbeweglich starren Zügen geführt, bis auf jenes eine, blitzähnliche Zucken, das sie beim Lesen des Briefes überflog. Sonst bewahrten der ernste Widerspruch, die vorsichtige Zurückhaltung, die freiere Eröffnung, selbst die halb scherzende Hindeutung dieselben starren Linien; nur daß das eintönige Schattendunkel sich zuweilen noch tiefer darauf lagerte. Er schien, da er sich auf seinem Sessel nicht bewegte, noch nicht abbrechen, sondern auf einen andern Gegenstand übergehen zu wollen. So entstand eine längere Pause. Wie zufällig bewegte er die Hand über die Brust in das halb aufgeknöpfte Kleid, wohin er den Brief gesteckt hatte. Er schien ihn unwillkürlich berührt zu haben und dadurch an etwas darin Enthaltenes erinnert zu werden; denn derselbe unheimliche Anflug von stärkerem Erblassen seines bleichen Gesichts wiederholte sich.

„Ihr seid lange nicht in Böhmen gewesen?" fragte er, und in seinen zusammengezogenen Lippen drückte sich eine gewaltsam verhaltene Leidenschaft aus.

Thyßka erwähnte kurz seiner letzten Anwesenheit dort.

„Thurn hat Euch seitdem vor Wien besucht", warf Martiniz mit regungsloser Stirn hin.

„Allein nicht in Wien!" war Thyßka's Antwort.

„Ich denke ihm in Prag den Gegenbesuch zu machen!" klang es mit dumpfer Schwere von des Grafen Lippe, wie Erzstufen, die mit schwerem gedämpften Fall in die Tiefe schollern.

„Der Weg nach Prag führt über Frankfurt, denke ich", entgegnete Thyßka gewandt.

„So ist's!“ antwortete der Graf und stand auf.

Thyßka empfand, daß er jetzt abbrechen müsse. Er verbeugte sich und ging.

In dem Augenblicke, wo sich die Thür hinter ihm schloß, war es, als ob Martiniz durch eine elektrische Gewalt aus seiner eisigen Erstarrung emporgerissen werde. Aus einem Erzbild wurde er zu einem blutlosen Dämon, dem jeder bleiche Muskel, jeder Nerv von krampfhafter Lebenskraft zuckte. Er riß den Brief aus dem Busen, that, darauf hinstarrend, einige heftige unwillkürliche Schritte, und blieb dann plötzlich wieder, wie mit zum Schwur gehobener Hand stehen. „Und wenn ich das Tausendjährige Reich überlebe“, murmelte er dumpf, „meine Rache soll nicht erkalten! Ich will dir meine Schuld zurückzahlen, Thurn, und wäre der Wechsel auf den Jüngsten Tag gestellt! Du hast mich gestürzt und bist auf stolzen Gipfel gestiegen; doch sei auf deiner Hut! Bis vor die Mauern Wiens geleitete dich das tückische Glück, nicht hinein! Es hat sich von dir gewandt. Jetzt naht der Tag der Vergeltung! Wehe dir! Wehe euch Allen, wenn wir vor Prag stehen, wie ihr vor Wien standet. Dreimal Wehe, wenn mein Fuß wieder in die fluchbeladene Stadt dringt!“ — — Seine Lippe bebte; sein Auge rollte unter dem Marmorfels seiner Stirn. Immer hastiger ging er auf und nieder. „Ihr habt mich häuptlings aus dem Fenster gestürzt, wie den verächtlichsten Missethäter! Aber der Engel des Herrn überwachte mein Haupt! Borzita von Martiniz hat als Kärrner auf der Landstraße die Peitsche geführt, — mit dem niedrigsten Gesindel auf ekler Streu gelegen, im Kehricht und Ungeziefer! — Gibt euch der Herr in meine Hand, so soll .... Nur Geduld!“ sagte er leise aufathmend, „am Ziel eurer Tage steht der Rabenstein! — Der Henker zerbreche mein Ritterschwert,

wenn sein Henkerschwert nicht euer Haupt trifft! Und deines vor allem, der du die Saat der Frevel gestreut!"

Es pochte leise.

Mit der gewaltigen Willenskraft, die er besaß, war seine düstre Glut im nämlichen Augenblicke wieder in Eis verwandelt.

„Herein", rief er im Ton der völligsten Ruhe und wandte der Thür ein Angesicht zu, in welchem dem schärfsten Beobachter auch nicht eine leise Linie die innere furchtbare Wallung seiner Seele verrathen hätte.

Es war der Kammerdiener, welcher eintrat.

„Was gibt's, Harneck?" fragte ihn Martiniz im gleichgültigsten Tone.

„Der Hofschneider mit dem neuen gestickten Kleide für Ew. Gnaden ist da."

„Endlich! Es war die höchste Zeit!"

„Befehlen Ew. Gnaden, daß er eintrete?"

„Folge mir mit ihm in mein Ankleidezimmer. Wir wollen das Kleid sogleich versuchen. Es könnte sein, daß noch etwas abzuändern wäre für heut Abend."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach, und Harneck ging, um ihm den Meister mit dem neuen goldgestickten Hofkleide nachzuführen.

Sechstes Capitel.

Zum Abend um acht Uhr war der große Empfang bei Hofe im Schlosse zu München angesagt. Es war dies ein ganz außergewöhnliches Ereigniß und erregte allgemeines Staunen. Denn einmal fanden um diese Jahreszeit, im August, niemals Hoffeste in der Residenz statt, weil der Herzog Maximilian den Sommer stets auf einem seiner Schlösser außerhalb der Stadt zubrachte, und bis vor zwei Tagen sogar noch in Oberbaiern gewohnt und der Gebirgsjagd eifrig obgelegen hatte. Zweitens fiel die Stunde auf, da sonst sechs Uhr die gewöhnliche für Abendfeste bei Hofe war. Endlich erregten auch die sonstigen Voranstalten Verwunderung, denn es waren nicht nur die gebräuchlichen Festräume, sondern das ganze Schloß dazu in Anspruch genommen und so festlich hergerichtet als möglich; auch hatte der Obermarschall Graf Rechberg, weit über die eigentliche Hofgesellschaft hinaus, Einladungen ergehen lassen an die Mitglieder der städtischen Verwaltung und die Angesehensten der Kaufleute und sonstigen Bürgerschaft. Alles sollte, so hatte der Herzog befohlen, mit der höchsten Pracht eingerichtet werden, sodaß man mit Recht ein Fest erwartete, wie es München seit Jahren nicht gesehen. Doch Niemand kannte die Ursache dieser außerordentlichen Veranstaltung, und deshalb waren Spannung und Staunen um so größer und die vielfachsten Vermuthungen wechselten.

Um zwölf Uhr fuhr Martiniz mit Thyßka bei dem Obermarschall vor. Dieser empfing den Gast mit einer Auszeichnung, wie sie nur ein Geistlicher ersten Ranges hätte

erwarten dürfen. Er bedaure nur, äußerte der Graf Rechberg, daß die augenblicklichen dringenden Geschäfte ihn jetzt eben hinderten, dem hochwürdigen Herrn, der mit Aufträgen eines so berühmten und verehrten Mitgliedes der Kirche, wie der Beichtvater Sr. Majestät des Königs von Ungarn und Böhmen, in München erscheine, selbst seine Zeit und Dienste zu widmen. Thyßka hatte indessen von diesen Aufträgen nur diejenigen berührt, die er bereits in Ingolstadt auszuführen begonnen hatte. Sein Geschick für weltliche Händel kam ihm dabei vorzüglich zu Statten, denn er wußte sich so geläufig und mit so klarer Sachkenntniß darüber auszulassen, daß der Obermarschall ihm die Artigkeit sagte: er würde ihn für einen berühmten Rechtsgelehrten gehalten haben, wenn die geistliche Tracht ihn nicht eines Andern belehrt hätte. — Der Besuch währte übrigens nur ganz kurze Zeit, da der Graf zu bedrängt mit Geschäften war.

Martiniz war durch den Empfang, den der Pater erfahren, und durch die Geschicklichkeit, womit er demselben entsprochen, gewissermaßen stolz auf ihn geworden. Er fühlte sich dadurch verpflichtet, sich seiner eifriger anzunehmen, als er es diesen Morgen im Sinne hatte, und erbot sich sogleich ihn auch selbst beim Pater Eusebius und Doctor Klesheim einzuführen. Zugleich knüpfte er daran eine Einladung zu dem heutigen Mittag. Das erste nahm Thyßka mit Dank an; in Betreff der Einladung aber entschuldigte er sich. Er sei durch die lange Reise schon allzu häufig in seinen geistlichen Pflichten und Observanzen unterbrochen worden, und fühle sich daher gedrungen, sowol den Andachtsübungen in dem Kloster, wo er Gastfreundschaft empfangen, beizuwohnen, als auch das brüderliche Mahl der Klosterbewohner zu theilen.

Neben diesen geistlichen Pflichten, welche Thyßka anführte, waltete aber noch ein anderer Grund ob, weshalb er des

Grafen Einladung ablehnte. Er fühlte sich durch dessen Nähe wie gelähmt, das Eis seines Wesens ließ auch ihn innerlich gefrieren. Anfangs war er sich dessen nicht sogleich bewußt geworden; wie aber eine erkältende Temperatur allmälig ihre Herrschaft übt, so hatte jetzt das längere Beisammensein mit Martiniz diese Folge für Thyßka gehabt. Er war beharrlich, zäh, arbeitete unabläßig seinem Ziele entgegen, aber er that es mit einer innern Regsamkeit; es war ihm Bedürfniß, vielseitige Thätigkeiten dabei in raschen Gang zu setzen. Daher schmiegte er sich leicht der unerschöpflichen Gewandtheit Lamormain's an, und folgte den tausend Krümmungen seiner labyrinthischen Wege, wenn er auch, gleichfalls mit einem hohen Grade listiger Gewandtheit begabt, auf der äußersten Hut dabei war. Allein mit Martiniz konnte er wol das nämliche Ziel, aber nicht den gleichen Weg haben. Thyßka hatte die Weise, sich wie ein umspinnendes, leicht biegsames Schlingkraut dem Gipfel zu nähern, jeden Augenblick mit neuen Ranken aufzuklimmen, jede Schärfe wie jede Glätte geschickt zu umgehen, immer aber mit neuer lebendiger Kraft aufzustreben. Martiniz dagegen drang seinem Zwecke zu wie ein nagendes Gift, das sich in die feinsten Fasern des Stoffs einsaugt, und still schleichend, schauerlich, in unaufhaltsamer Zerstörung weiter frißt, bis es das innerste Herz des Lebens erreicht hat. Er glich einem kalten Schwammgewächs, das, eine träge, todte Masse, täglich unverrückbar Dasselbe zu sein scheint, und doch in jeder Secunde weiter und weiter greift, bis es den mächtigen Stamm in seiner beklemmenden Umarmung erstickt hat. Wer ihn als Gegner erkannte, mußte die Wirkung seiner versteinernden Natur mit verdoppeltem Grauen empfinden; unberührt davon blieb aber Niemand, selbst nicht seine Freunde. So Thyßka; deshalb suchte er aus Martiniz'

Sphäre zu kommen, und er hätte auch seiner Begleitung zu Eusebius und Klesheim lieber entsagt, doch war sie nicht abzulehnen.

Sie fuhren zunächst bei dem Pater Eusebius, des Herzogs Beichtvater, vor, der ganz in der Nähe in dem zur Theatinerkirche gehörigen geistlichen Gebäude wohnte. Er war nicht zu Haus. Thyßka war nicht unzufrieden damit.

Der Hofkaplan Doctor Klesheim hatte eigentlich seine Wohnung im Schlosse selbst. Doch in der Sommerzeit bewohnte er ein kleines Landhaus, das an dem Saum des zum Schlosse gehörigen, damals weit ausgedehnten Parks, von welchem später ein Theil zum Hofgarten umgestaltet wurde, lag. Die Entfernung betrug eine kleine halbe Stunde von der Stadt.

„Ihr werdet in dem Hofkaplan einen freundlichen, aber sehr schlauen Mann finden, würdiger Pater Thyßka", begann Martiniz während der Fahrt durch den Park; „er wird Euch zu jedem Wort Ja sagen, in jeder Ansicht beistimmen. Doch hütet Euch, die Worte schon für Thaten zu nehmen."

„Ich danke Euch, gnädigster Herr, für diese Warnung", erwiderte Thyßka; „ich werde des Wahlspruchs meines alten Lehrers wohleingedenk sein: Verbum ventus, factum rupes — Wort ist Wind, That ist Fels!"

„Der Kaplan hat Liebhabereien", fuhr Martiniz aus einer ganz andern Richtung fort, als habe er Pater Thyßka's Entgegnung, der nicht ganz unzufrieden mit seiner Antwort war, sondern sich auf die treffende Nutzanwendung des lateinischen Wortes etwas zu Gute that, gar nicht gehört. „Er ist ein Büchersammler."

„Das gibt vielleicht einen glücklichen Anknüpfungspunkt,

um seine Gunst zu gewinnen", antwortete Thyßka verstehend.

„Gewiß", erwiderte der Graf. „Laßt ihn nicht unbenutzt."

„Ich bin nicht ganz ohne Kenntniß in diesem Fach", bemerkte Thyßka, „das wird mir zu Statten kommen."

„In andern Dingen ist der Kaplan sehr einfach. Ich glaube nicht, daß ihn irgend etwas so leicht locken würde", fuhr Martiniz belehrend fort, wiederum ohne auf des Paters Antwort einzugehen. „Es thut auch nichts; es reicht hin, wenn Jemand an einem Seile zu führen ist."

„Zumal wenn man ihn dahin führen möchte, wohin er selbst gern geht oder gehen sollte", war die Antwort Thyßka's.

Martiniz machte eine geringschätzige Bewegung des Mundes, als wolle er sagen: „Darauf kommt nichts an", erwiderte aber nichts.

Der Pater sah sich durch dieses Schweigen veranlaßt zu sagen: „Meint Ihr nicht auch, gnädigster Herr, daß der Herr Hofkaplan mit uns das gleiche Ziel haben muß?"

„Wer da merkt, daß Ihr ihn einen Weg schicken wollt, bringt ihn Euch in Rechnung, wenn er ihn auch von freien Stücken gegangen wäre!" erwiderte der Graf.

„So seid Ihr der Ansicht, gnädigster Herr, daß ich unsere Wünsche nicht zu klar andeuten dürfe?" fragte Thyßka mit bescheidenem Ton.

Martiniz schüttelte das Haupt. „Sie wissen hier Alle, was wir wollen müssen!"

„Allerdings", pflichtete Thyßka bei, „wir können ja gar nicht anders wollen; sie aber, dächte ich, auch nicht!"

„Ihr irrt! Es ist gar nicht so sicher, daß sie den Vor-

theil erkennen sollten, der für den Herzog darin liegt, sich mit der zweiten Stellung zu genügen und die erste unserm Herrn einzuräumen. Es ist also nothwendig, daß Jeder, der uns hülfreich sein soll, eigenen Vortheil finde bei Dem, was wir wollen."

„Gewiß, gewiß", bestätigte Thyßka. „Ich werde Beides im Auge halten, das Heil des Ganzen darthun, und zeigen, wie Jedem, der uns zum Ziele hilft, ein eigenes erwünschtes Ziel gewiß ist!"

„Wofür Ihr Bürgschaften geben müßt, denn Worte ... wie war Euer Spruch?"

„Worte Wind, Thaten Fels", wiederholte Thyßka lächelnd.

„So ist's!" bekräftigte Martiniz und nickte mit regungslosem Antlitz.

Sie hielten an der Wohnung des Hofkaplans. Es war in der Mittagsstunde. Die Sonne schien hell auf die Vorderseite des kleinen Hauses, dessen Fenster sämmtlich durch gegitterte Sommerladen geschlossen waren.

Es war Alles so still umher, als sei das Haus ganz unbewohnt. Die Angekommenen stiegen aus dem Wagen und gingen durch den kleinen Vorgarten bis zur Hausthür, ohne daß ihnen Jemand entgegengetreten wäre. So mußten sie sich durch den Hausklopfer, den Martiniz faßte, anmelden. Der Klang tönte schallend durchs Haus, schien aber doch nicht bemerkt zu werden.

„Ist das Haus ausgestorben?" fragte Martiniz.

„Unsicher muß sich der Herr Kaplan in dieser Wohnung nicht fühlen", bemerkte Thyßka lächelnd, „denn er überläßt das Haus ziemlich sich selbst. — Doch da höre ich ein Geräusch!"

Er lauschte.

Es näherten sich bequeme Schritte auf weichen Sohlen von innen der Hausthür. Sie öffnete sich und der Kaplan selbst stand, im weiten braunen Hausgewande, mit schwarzem Käppchen bedeckt, in der Pforte. Eine Feder steckte hinter seinem Ohr. Er sah den Besuch verwundert, aber nicht unfreundlich an; den Grafen schien er nicht zu kennen oder zu erkennen; doch da er an Thyßka die geistliche Tracht, also einen Amtsbruder in ihm sah, ging er diesem entgegen und redete ihn mit den Worten an: „Seid willkommen, mein Bruder in Christo; was führt Euch in meine ländliche Einsamkeit? — Und wen begrüße ich in Euch?“ wandte er sich zu Martiniz.

„Ew. Hochwürden erkennt mich nicht, wie es scheint“, nahm dieser das Wort: „Obristburggraf von Martiniz.“

„Ei, Herr Obristburggraf!“ rief der Kaplan überrascht aus und bot ihm die Hand, „Euer Besuch ist mir so unvermuthet, daß ich Euch in der That nicht erkannte. Meine Kurzsichtigkeit ist schuld. Ich habe Euch nur am Hofe bei Kerzenschein gesehen, und da haften mir die Eindrücke zu unbestimmt. Ich bitte, tretet näher. — Entschuldigt nur, ich bin ganz allein im Hause und mußte daher mein eigener Pförtner sein!“

Martiniz stellte nach einigen höflichen Gegenworten den Pater Thyßka vor, und bezeichnete ihn als einen von Lamormain Beauftragten.

Bei diesem Namen ging in den Zügen des Kaplans eine unverkennbare Veränderung vor; sie drückte Erstaunen und Ehrfurcht aus. „Doppelt willkommen denn, theurer Bruder, wenn Ihr von dem hochwürdigen Pater Lamormain, von diesem gelehrten, geistvollen Haupt in unserer Kirche, gesandt seid! Wie ist sein Befinden? Bietet sein unermüdeter und unerschöpflicher Geist, die nie erlahmende

Kraft seines Willens noch immer dem kränklichen Körper siegreich Trotz? — O ich bitte, erzählt mir von ihm! Wir müssen uns recht aus der Seele über ihn besprechen!"

Martiniz war nicht gestimmt, auf eine, wie er jetzt vermuthete, ausgedehnte und wenigstens wortreiche, müßig gesellige Unterhaltung einzugehen. Alle Reize eines harmlosen Verkehrs glitten an dem Stahlpanzer seiner Gesinnung ab. Sehr zu Thyßka's Zufriedenheit sagte er daher: „Mich bitte ich zu entschuldigen, Herr Kaplan. Meine Pflicht, den Herrn Pater bei Ew. Hochwürden einzuführen, habe ich erfüllt. Jetzt nöthigen mich andere wichtige Obliegenheiten zur Stadt zurückzukehren. Mein Wagen soll aber sogleich wieder zu Euren Diensten stehen, Pater Thyßka, um Euch zurückzuführen!"

Trotz der höflich bedauernden Worte des Kaplans. blieb Martiniz bei seinem Entschlusse, nahm Abschied und fuhr zurück.

Der Hofkaplan führte Thyßka in sein Arbeitszimmer.

„Ihr habt hier", begann dieser mit einem Blick auf das Gestell mit Büchern, welches rings um die Wände lief, „eine schöne Bibliothek, verehrter Bruder in Christo. Auch ich bin ein großer Bücherfreund und besitze manchen seltenen Schatz. Oder vielmehr, ich besaß ihn!" setzte er mit einem Seufzer hinzu.

„Wie das, werther Bruder?"

„Ich war unserer Brüderschaft in Prag angeschlossen, als dort der unglückselige Aufstand ausbrach. Außer der Bibliothek des Collegiums, die mir zu Gebote stand und die ich lange Zeit verwaltet habe, besaß ich dort auch vieles Eigene an Büchern und seltenen Manuscripten. Das ist nun in die Hand der Aufrührer gefallen!"

Der Kaplan drückte sein Bedauern aus. „Und sind

Euch diese Gegenstände für immer verloren?" fragte er. „Sind sie vernichtet?"

„Das will ich nicht hoffen, nicht fürchten vielmehr", versetzte Thyßka. — „Es mag Euch befremden", fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „daß ich von meinem eigenen Besitz spreche, da wir Mitglieder der Gesellschaft Jesu keinen Privatbesitz haben, allein ...."

„O ich verstehe", fiel der Kaplan ihm ins Wort. „Geld und Gut freilich besitzt der Einzelne nicht. Aber Jeder hat irgend etwas und darf es haben, was ihm persönlich angehört; sonst wäre ja auch ein Andenken von einem Freunde etwas Verbotenes! Bücher, Schriften sind ein Eigenthum ...."

„Das ich nur für mich sammelte, und das dennoch immer dereinst dem Orden zugefallen wäre", fiel Thyßka ein, „so wie es schon jetzt als Besitzthum desselben von unsern Feinden betrachtet worden und mir so verloren gegangen ist! — — Wer aber wollte nicht sein einzelnes Unglück leicht verschmerzen, wenn nur das Heil des Ganzen nicht so erschüttert würde! Gewiß, theurer Bruder in Christo, nagen diese Zustände unserer heiligen Kirche auch Euch am Herzen!"

„Wie könnte es anders sein!" antwortete der Kaplan. „Gott bessre es!"

„Ich denke", hub Thyßka vertraulich an, „Gott wird uns seinen Beistand nicht versagen, wenn wir Menschen nur selbst mit unserer schwachen Kraft beginnen und auf seine Hülfe vertrauen!"

„Wohl, wohl, bester Bruder!"

„Nun seht, mein theurer Bruder, zu diesem Zweck hauptsächlich bin ich hierher gekommen. Ich bin freilich nur ein geringes Werkzeug, ein schwacher Arm; allein die

Weisheit des Herrn bedient sich ja oft der unscheinbaren Hand, um Großes zu vollführen. Vollführen zu helfen, will ich sagen", setzte er rasch hinzu. „In Euch aber, würdigster Bruder, hätte die Kirche einen mächtigen Helfer, wenn Ihr derselben Eure Kräfte leihen wolltet!"

„Ihr scherzt, theurer Bruder; mein Arm ist wol schwächer als der Eure!"

„O mit nichten!" sagte Thyßka. Er begann jetzt mit Geschick und steigendem Eifer dem Kaplan die Lage der Wahlverhältnisse nach der Ansicht Lamormain's darzustellen.

Klesheim hörte, je länger und feuriger der Pater sprach, um so aufmerksamer zu. Sein heiter gemüthliches Gesicht wurde immer ernster.

Thyßka hielt es jedoch nicht für gut, schon jetzt mit persönlichen Vortheilen und Versprechungen dem Kaplan die Sache hervorzuheben, sondern wollte erst abwarten, wie sie durch sich selbst auf ihn wirken würde. Nachdem er Alles, was dafür sprach, vollständig entwickelt zu haben glaubte und der Kaplan ihn mit keiner Sylbe unterbrochen hatte, aber immer ernster und bestimmter geworden zu sein schien, sagte er zu demselben:

„Nun, theurer Bruder, ich habe Euch offen mein ganzes Herz ausgeschüttet. Eröffnet mir nun, ich bitte Euch, ebenso ohne Rückhalt Eure Meinung."

„Das will ich", antwortete der Kaplan mit einer Entschiedenheit, die ein ganz anderes Wesen in ihm erscheinen ließ als das der geselligen Freundlichkeit, welches er bis dahin gehabt. „In jedem wichtigen Geschäft, und es scheint wir haben hier eines zusammen, muß Alles klar hingestellt sein. Denn es handelt sich dabei nicht um Worte, sondern um Thaten und Dinge."

Thyßka mußte innerlich lächeln bei diesem Eingange, und seines lateinischen Sprichworts gedenken.

„Jeder“, fuhr der Kaplan fort, „muß bestimmt wissen, was er dabei gibt und empfängt. Also mit klarem Wort: Was wollt Ihr von mir, und was habe ich von Euch zu erwarten? — — Der König Ferdinand wirbt um die Kaiserkrone; er hat nur einen gefährlichen Nebenbuhler, das ist unser Herzog. Er wünscht, daß dieser nicht mit ihm in die Schranken trete. Ihr habt mir entwickelt, daß darin große Vortheile für meinen Fürsten liegen sollen.“

„Die Kaiserkrone ist eine schwere, sorgenvolle Last!“

„Unbedenklich. Aber ist sie das für den König Ferdinand etwa nicht?“

„Nicht in dem Grade; denn ....“

„Verzeiht“, unterbrach Klesheim, „in dem nämlichen, wenn mein Herzog so der Gegner des Königs sein will, wie dieser der Gegner meines Herzogs zu sein droht, falls dem die Kaiserkrone zufiele.“

„Nein, beim Himmel, er droht nicht; wir meinen nur ....“

„Daß es vortheilhafter für König Ferdinand ist, wenn man ihm das Feld allein läßt“, antwortete Klesheim scharf lächelnd.

Thyßka schwieg etwas empfindlich.

„Ich habe Euch aussprechen lassen, theurer Bruder“, nahm Klesheim das Wort wieder auf, „gestattet mir das nun auch. — Wenn ich als Diener der Kirche rede, so glaube ich, daß mein Herzog ebenso eifrig das Heil derselben fördern würde als König Ferdinand. Wenn ich sagen sollte, wer von Beiden in sonstigen Dingen dem Reich nützlicher sein würde, so möchte ich das nicht entscheiden, glaube aber doch, daß an Einsicht und Thatkraft

unser Herzog Keinem nachsteht. Fiele also die Wahl der Fürsten auf ihn, so würde das Reich wohl berathen sein, falls König Ferdinand sich ihm so fügsam unterordnete, als dieser es von unserm Herzog hofft, wenn ihm selbst, Eurem Herrn, die Kaiserkrone zu Theil wird. Aber — verzeiht wenn ich ganz aufrichtig bin — ich zweifle, daß der König Ferdinand geneigt ist, dem Herzog Maximilian von Baiern so zu gehorsamen, wie er es von ihm verlangen würde. Das würde dann freilich große Spaltungen, Kämpfe, Sorgen geben!"

„Das Haus Habsburg ....", unterbrach Thyßka.

„Laßt mich ausreden, theurer Bruder, wie ich Euch zu Ende reden ließ", fuhr Klesheim lebhaft fort. „Ich weiß was Ihr sagen wollt. Das Haus Habsburg ist von alters her gewohnt, die Kaiserkrone zu tragen; und weil es so oft diesen Vorzug genossen hat, möchte es ihn für immer behalten und in ein unangreifbares Recht verwandeln."

Thyßka biß sich auf die Lippe.

„Ihr seht, theurer Bruder, wir sind nicht blind über die Lage der Dinge. Wenn wir euch also entgegenkommen, geschieht es nicht, weil wir nicht wüßten, was euch treibt und drängt, sondern weil wir zu Nutz und Frommen des ganzen Reichs handeln wollen, falls man unsere Opfer auch als solche anerkennt. — Ihr habt Vortheile, die dem herzoglichen Hause erwachsen könnten, angedeutet. Gebt Gewähr dafür, und ich will, was mir an Einfluß auf meinen Herrn zu Gebote steht, in dem Sinne verwenden, wie es Eures Herrn Wunsch ist. Ich fordere nichts; bietet Ihr, und — gebt Bürgschaft!" Der Kaplan machte dabei eine schlau lächelnde Miene.

„So weit geht meine Vollmacht nicht", antwortete Thyßka halb verlegen.

„Das weiß ich, theurer Bruder; Eure Vollmacht reicht nicht so weit als des hochwürdigen Paters Lamormain Macht. Berichtet ihm also in diesem Sinne.“ — Klesheim behielt sein Lächeln bei.

Thyßka schwieg und überlegte.

Der Kaplan schien sich an seiner Unsicherheit zu weiden, und fuhr, seiner Sache völlig gewiß, fast satirisch fort: „Ich rathe Euch, theurer Bruder, verzögert die Sache nicht durch unnöthige Bedenklichkeiten und irrige Hoffnungen. Wir wissen lange schon durch des Grafen Martiniz' Thätigkeit, wohin ihr aus Wien wollt. Wir haben also unsern festen Entschluß gefaßt. Die Bemühungen des Kurfürsten von der Pfalz, unsern Herrn für seinen Plan zu gewinnen und dafür seine Stimme zur Kaiserwahl zu erhalten, sind freilich abgelehnt; allein da sie immer erneuert werden, bleibt uns noch vollständig freie Hand. Dagegen, im Herzen, ich bekenne es Euch, ist mein gnädigster Herr immer auf Seiten des Eurigen. Nur muß er, wo es seines Hauses und Landes Zukunft gilt, nicht blos Hoffnungen, sondern Sicherheiten haben. Ist's euch Ernst, so könnt ihr diese unbedenklich geben. Daß es unserm Fürsten völlig Ernst ist mit seiner brüderlichen Gesinnung für den König Ferdinand, davon werdet Ihr noch heut ..... wenigstens sehr bald“, lenkte er ein, „Beweise sehen.“

„Ihr zweifelt doch nicht, theurer Bruder, daß unser Herr und König aufrichtig gegen den Herzog gesinnt ist? daß er ihn mit gleicher brüderlicher Liebe umfaßt wie Herzog Max ihn?“ fragte Thyßka.

„Gewiß nicht. Und so zweifle ich auch nicht, daß Euer König thun wird, was ich Euch als unerläßliche Bedingung genannt habe. Erwartet aber nichts Anderes. Wollt Ihr noch zum Pater Eusebius .... gut, doch könnt Ihr die

Unterredung sparen. Wir Beide, Pater Eusebius und ich, sind völlig einverstanden." Das Lächeln verschwand nicht von Klesheim's Lippen.

„Nun, würdiger Bruder, so sprecht doch Eure Bedingungen aus", bat Thyßka, der unruhig zu werden begann.

„Nein; bietet Ihr nur, was Ihr geben könnt! Verschenkt aber nicht, was Ihr nicht habt!" antwortete Klesheim, scheinbar gutmüthig scherzend.

Thyßka entgegnete: „Was dem Herzog Maximilian für Glanz und Vortheile zuwachsen können, habe ich Euch angedeutet."

„Mit manchem Wenn und Aber, das sich an Ereignisse knüpft, die vielleicht eintreten, aber noch nicht eingetreten sind. Was aber, wenn das Letztere nicht geschieht? Was, wenn Kurfürst Friedrich sich nicht auf die Plane der Böhmen einläßt?"

Thyßka's Verlegenheit stieg. Klesheim weidete sich offenbar daran.

„Nun gut!" begann dieser nach einiger Zeit wieder und plötzlich sehr ernst: „Ich will Euch sagen, was ich für mein Theil denke, obgleich ich gar keine Macht habe zu verfügen oder zu versprechen. Böhmen ist im Aufstande; eure österreichischen Erbländer zur Hälfte auch. Ungarn bearbeitet Jessenius von Jessen, und Bethlen Gabor ist sein Bundesgenosse. — Ihr seht, ich bin unterrichtet. König Ferdinand ist in großer Bedrängniß, und unsere Hülfe kann ihn retten."

„Spanien ....", wollte Thyßka einwerfen.

„Spanien ist weit, unzuverlässig und hat die Niederländer auf dem Halse."

„Sie werden ihren Waffenstillstand halten."

„Möglich, doch ungewiß! Spanien muß seine Heere

immer Front gegen sie machen lassen, und kann Eurem König nicht wirksam helfen, selbst wenn es den guten Willen hätte. Genug, ihr bedürft unserer Hülfe und der aller Fürsten der katholischen Liga, deren Oberhaupt mein Herr ist. Wenn König Ferdinand einen Vertrag unterzeichnet, daß für die Vortheile, denen unser Herr entsagt, und für die Lasten der Kriegsrüstung, Böhmen und diejenigen der österreichischen Erbländer, die wir in euren Gehorsam zurückbringen und besetzen, verpfändet bleiben, so kann ich meinem Herrn mit gutem Gewissen anrathen, das, was Ihr wünscht, zu erfüllen."

„Wie kann ich mich dafür verpflichten ...."

„Ihr freilich nicht, so wenig wie ich; aber Ihr sollt dazu rathen, und zunächst dem Grafen Martiniz. Denn er dürfte vielleicht bald in den Fall kommen" — und hier begann die listige Miene des Kaplans wieder — „einen solchen Vertrag ganz ausgefertigt vor sich zu sehen!"

„Und die anderweitige Entschädigung, theurer Bruder, von der Ihr spracht?"

„Das sollte die sein, die Ihr selbst angedeutet habt. Da die Vacanz eines Kurhutes sehr ungewiß ist, so wird uns der böhmische verpfändet für den pfälzischen!"

„Der böhmische Kurhut!" rief Thyßka erschreckt.

„Nun, wenn das Land verpfändet ist, dann sind doch auch seine Gerechtsame verpfändet! — Behielte denn etwa der König Ferdinand die böhmische Kur, wenn ihm das Königreich verloren bliebe? Oder wäre die Vereinigung der beiden Kurstimmen auf Pfalz und Böhmen vielleicht vortheilhafter? — Nein, Pater Thyßka, die Sache liegt so und nicht anders. Wer die Kaiserkrone aufgibt, muß doch einen Kurhut sicher dafür haben. Wendet Euren

ganzen Einfluß auf den Grafen Martiniz an und Ihr werdet vielleicht noch heut Abend .... Ihr werdet mit nächstem, wollte ich sagen, ein Schauspiel erleben, das Euch in freudiges Staunen setzen wird. Dies ist mein letztes Wort. Wir sehen uns diesen Abend doch bei Hofe?"

Thyßka verneigte sich.

„So erlaubt mir, daß ich jetzt von Euch Abschied nehme, denn ich habe bis dahin noch wichtige Geschäfte bei meinem Herrn selbst!"

Eben rollte auch Martiniz' Wagen wieder vor das Haus. Thyßka wagte nicht, nach diesem entschiedenen Tone des Kaplans, der da sprach, als ob er selbst schon alle Verträge abgeschlossen habe, ihm irgend ein Wort über die für ihn persönlich in Aussicht zu stellenden Vortheile zu äußern. Er fühlte, daß er dies der Zukunft vorbehalten müsse. Er reichte ihm daher nur zum Abschied die Hand dar, und die beiden geistlichen Herren umarmten sich als Brüder in Christo.

Thyßka fuhr tief nachdenkend zurück. — „Er hatte doch Recht dieser Lamormain!" dachte er bei sich. „Die Kaiserkrone wiegt schwerer als die Jugenderinnerungen und die Freundschaft! Bei alledem, was der Hofkaplan sagt, ist nicht ohne Wahrheit. Er spricht auch so sicher, so, wie soll ich sagen, spöttisch, als habe er sich nur zum Scherz über eine ganz abgethane Sache mit mir unterhalten. König Ferdinand an der Stelle des Herzogs — er würde, glaube ich, ebenso handeln. — Thun kann ich freilich nichts in der Sache, anrathen aber will ich dem Grafen, daß er auf diese Bedingungen eingeht. Die andern sind doch nur Sperlinge auf dem Dache!"

Unter diesen Betrachtungen war Thyßka vor seinem Kloster angelangt. Da die frommen Brüder schon in der Kirche waren, begab er sich ebenfalls dahin. Es wollte ihm aber

nicht ganz gelingen, in den Andachtsübungen der weltlichen Sorgen los zu werden.

Mit Ungeduld erwartete er die Stunde, wo Martiniz ihn abholen sollte. Schon um sieben Uhr war er völlig bereit in seiner Zelle. Und er hatte Ursache sich darüber zu freuen. Denn gleich darauf fuhr Martiniz vor, da er plötzlich eine dringende Aufforderung von dem Obermarschall erhalten hatte, sich eine halbe Stunde früher im Schloß einzufinden. Die Ursache war ihm nicht angegeben.

Siebentes Capitel.

Als der Graf und Thyßka im Schloßportal vor der großen Treppe vorfuhren, trat ihnen ein Kammerjunker entgegen, der Martiniz aufforderte, sich sogleich unter seiner Führung in die Wohngemächer des Herzogs zu begeben, weil dieser den Grafen noch in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen habe. Martiniz folgte. Ein anderer Kammerjunker hatte den Auftrag, den Pater Thyßka in den Galasaal zu führen und dort bei ihm zu verweilen, bis der Graf wieder von der Unterredung mit dem Herzoge zurückkomme. Während Martiniz seinen Weg sogleich durch einen Seitencorridor genommen hatte, wurde Thyßka von seinem ihm zugegebenen Begleiter die Haupttreppe zum Eingang der Festgemächer hinaufgeführt. Mit Staunen stieg der Pater, der bis dahin in einer so zurückgezogenen Stellung gewesen war, daß er niemals einem Hoffest beigewohnt, die breiten

Marmorstufen durch die gewölbten mit schönen Malereien und Bildsäulen geschmückten Corridors hinan. Mit noch größerm trat er in die Reihe der Gemächer, die sich von Hunderten von Kerzen blendend erleuchtet bis zu dem größten Saale ausdehnten. Da Martinitz so lange vor der Zeit des Empfanges zu Hofe gefahren war, fanden die Eintretenden erst eine geringe Zahl von Eingeladenen versammelt. Doch nur kurze Zeit verging, so begann mit der eintretenden Dunkelheit das Zuströmen derselben, und durch einen Blick aus dem Fenster konnte Thyßka, von dem Kammerjunker aufmerksam gemacht, übersehen, wie sie in schwerfälligen Carrossen, von Dienern begleitet, welche Fackeln vorantrugen, oder in Sänften, denen gleichfalls Fackelträger vorgingen oder die mit Laternen versehen waren, sich durch die Straße, die zum Schloß führte, annäherten und den Vorplatz erfüllten, welcher jetzt gleichfalls mit großen, im Halbrund aufgestellten Feuerbecken beleuchtet war.

„Laßt uns, ehrwürdiger Herr Pater“, wandte sich der Kammerjunker zu ihm, „in den großen Saal treten. Es ist Befehl vom Obermarschall gegeben, Euch dort, wo sich die Vornehmsten versammeln, Euren Platz zu bewahren. Ihr könnt dort auch zugleich das erste Erscheinen unseres allergnädigsten Herzogs wahrnehmen. Wenn die Geistlichkeit und die hohen Grafen und Barone versammelt sind, tritt Hochderselbe von der andern Seite in den Saal.“

Thyßka folgte der Weisung seines Führers, und dieser geleitete ihn durch manche prachtvolle Gemächer, wo schon auf beiden Seiten Gäste je nach ihrem Rang und den ihnen ertheilten Anweisungen versammelt waren, nach dem letzten Saale. Hier standen zwölf Trabanten in den bairischen Farben, Blau und Silber, prächtig gekleidet mit hohen

Hellebarden am Eingang. Sie ließen nur Diejenigen in den großen Saal, welchen das durch ihren Rang und ihre Stellung zukam. Sie waren entweder persönlich von ihnen gekannt oder durch ihre Kleidung, Uniformen, goldene Ehrenketten und andere Zeichen als Berechtigte erkennbar. Auch die vornehmsten Frauen hatten ihre Plätze in diesem Saale und saßen auf Bänken mit rothem Sammet gepolstert, welche die den Fenstern gegenüberliegende Wand des Saales in amphitheatralischer Aufsteigung einnahmen. Thyßka wurde auf ein Wort seines Begleiters sogleich mit diesem eingelassen und erhielt seinen Platz — doch alle Männer standen — in der Nähe eines Fensters, sodaß er die glänzenden Reihen der Damen sich gerade gegenüber hatte. Es war die Abtheilung der Geistlichen, der er sich zunächst anschloß. Nach einigen Minuten erschien auch der Hofkaplan, Doctor Klesheim, im Saale, der ihm, als er ihn erblickte, freundlich zunickte. Der Kaplan erhob den Finger bedeutsam und winkte mit den Augen nach der großen Eingangsthür der andern Seite hin, aus der der Herzog in den Saal treten sollte; demnächst wandte er sich den Fenstern zu und machte eine Bewegung des gehobenen Fingers dahin, als wolle er Thyßka andeuten, er möge seine Blicke auch dahin richten. Dieser folgte dem Wink und nahm zu seinem Erstaunen wahr, daß eben mehrere Geschütze auffuhren und sich dort aufstellten. „Was bedeutet das, Herr Kammerjunker?“ fragte er seinen Begleiter.

Dieser sah hinaus und war selbst höchst erstaunt. „So pflegen die Geschütze bei feierlichen Gelegenheiten aufgestellt zu werden, um eine Ehrensalve zu geben. — Aber ich begreife gar nicht, wem das Alles heute gilt; es ist auch eine von den plötzlichen, ganz außerordentlichen Veranstaltungen, die überhaupt zu dem heutigen Feste getroffen sind und über

deren Ursache ein Geheimniß schwebt, das nur der Obermarschall zu kennen scheint."

Thyßka mußte sich damit begnügen, aber seine Erwartung wurde immer höher und höher aufgeregt. Der Saal war jetzt bald gefüllt. Manche der eintretenden Gestalten fielen ihm besonders auf, zumal die Feldobersten. Er fragte seinen Begleiter nach ihnen, der ihm über Alle die vollste Auskunft geben konnte und sie oft noch vervollständigte über viele Personen, nach denen Thyßka nicht gefragt hatte.

Jetzt war der Saal ganz gefüllt. Die achte Stunde war vorüber. Da öffneten sich beide Flügel der Thür, auf welche Aller Blicke gerichtet waren. Der Obermarschall trat in höchster Staatskleidung, den Degen an der Seite, den Hut in der Hand, ein. Hinter ihm folgten zwölf Pagen, gleichfalls unbedeckten Hauptes, indem sie die kleinen Baretts mit weißen Federn in der Hand trugen. Sie waren in spanischer Tracht; hellblaue Seidenmäntel mit Silber gestickt wallten ihnen von der rechten Schulter; das Wams und die Beinkleider waren gleichfalls von blauem Atlas, an den Oberärmeln und Schenkeln geschlitzt und mit weißer Seide bauschig gefüllt. Hinter den Pagen folgten sechs Kammerjunker. Der Zug beider, der Pagen und Kammerjunker, theilte sich, als er in den Saal trat, zur Rechten und Linken; sie stellten sich im Halbkreise auf. Ein Augenblick der tiefsten Stille trat ein; man erwartete jetzt den Herzog. Der Obermarschall stand mit dem Gesicht gegen die offene Thür gewendet mitten im Saal. Plötzlich gab er ein Zeichen durch die Schwenkung seines Hutes, und im nämlichen Augenblick erscholl von einer Galerie, die am obern Gesims des Saales hinlief, eine Fanfare von Hörnern und Trompeten. Thyßka, der diese Aufstellung der Kunsttrompeter

in ihren ganz mit Gold gestickten Prachtröcken über dem Eingang, durch den er selbst eingetreten war, bis dahin nicht bemerkt hatte, sah erstaunt hinauf, ja er erschreckte fast bei dem unvermutheten, ihm so nahe ans Ohr schmetternden Klang. Allein noch höher stieg sein Staunen, sodaß er wie erstarrt, den Blick unverwandt auf die Thür geheftet stand, als er durch diese an der Seite des Herzogs Maximilian seinen eignen Herrn, den König Ferdinand eintreten sah. Jedermann im ganzen Saale war ebenso überrascht von dem hohen Besuch, den die Meisten gar nicht kannten, als Thyßka. Das Staunen schlug aber in einen Ausbruch der höchsten Begeisterung um, als der Herzog Maximilian, nachdem auf einen neuen Wink des Obermarschalls die Trompetenklänge plötzlich verstummt waren, gegen den Kreis der Versammelten gewendet, das Wort nahm: „Ich bin heut auf das Höchste geehrt und erfreut worden durch den überraschenden Besuch meines Jugendgenossen und innigsten Freundes, Sr. Majestät des Königs von Ungarn und Böhmen. Ihm, dem eifrigsten Beschirmer unserer heiligen Kirche zur Begrüßung ein Lebehoch! Vivat Ferdinandus!“ Einem Vulkanausbruch gleich erscholl aus der tiefsten Stille, die im Saale geherrscht hatte, mit mächtigem Klang dieses Hoch; die Kanonen auf dem Vorplatz des Schlosses wurden dazu gelöst.

Thyßka wußte nicht, ob er träume oder wache! Das Hoch entfloh ihm unwillkürlich, fast bewußtlos. Da traf sein streifender Blick auf den des Hofkaplans, der sich nach ihm umsah und ihm mit triumphirendem Lächeln zunickte. „Er hat darum gewußt, das ist kein Zweifel“, dachte Thyßka; die Hindeutungen Klesheim's über den heutigen Abend, die er diesen Morgen wenig beachtet hatte, fielen ihm wieder ein. Jetzt verstand er sie! Dennoch blieb ihm

Alles ein Geheimniß! Seine Sendung kam ihm in diesem Augenblicke lächerlich, wie eine Verspottung vor. Von diesen Gedanken bewegt, starrte er immer wieder auf die beiden Fürsten hin. Da gewahrte er auch Martiniz hinter denselben im Saale; er mußte nach ihnen eingetreten sein. Wie ein finsterer Schatten stand er im Hintergrunde an die Wand gelehnt. Seine Züge waren auch jetzt die unveränderten, in Erz gegossenen. „Hat er davon gewußt?“ fragte sich Thyßka. Er konnte sich weder Ja noch Nein darauf antworten. Bis zu dem Augenblick, wo er mit ihm das Schloß betrat, schien der Obristburggraf nicht die mindeste Kunde von der Ankunft seines Monarchen gehabt zu haben, allein seine Berufung zum Herzoge bewies, daß er von da ab ins Geheimniß gezogen war. Ob aber sein Betragen zuvor Verstellung gewesen? Thyßka war durch die Vermuthungen darüber, wie sich der Vorgang gestaltet hatte, so in Unruhe gesetzt, daß das Ereigniß selbst ihn kaum bewegte. Da klopfte von hinten her eine Hand auf seine Schulter. Er wandte sich um und stand wie versteinert.

Es war Lamormain.

„Wir haben Euch etwas überholt, lieber Pater Thyßka“, sprach dieser leise mit seinem in allen Farben der Ironie wechselnden Lächeln, „in der Reise wie in den Geschäften; es ist Alles abgethan! Ja, wir sind rasch gewesen! Ihr habt Euch etliche Tage zu lange in Ingolstadt verweilt!“

Lamormain bewegte wohlgefällig nickend den Kopf, als zolle er sich selbst Beifall. Thyßka fand keine Worte; Lamormain verstand auch ohne diese und fuhr leise fort: „Beunruhigt Euch nicht deshalb. Die Ereignisse kamen anders, es mußte anders gehandelt werden. So waren wir am Ziel, ehe wir es selbst dachten. Unser Vortheil soll Euch keinen Nachtheil bringen. Auch der Wille bleibt des

Lohnes werth, und wir werden noch Vieles zu thun haben. Wir sprechen uns morgen.“ Er nickte nochmals, drehte sich rasch um und drängte sich durch die Umstehenden nach der Seite hin, wo der König stand.

Thyßka blieb wie im Traume stehen.

Achtes Capitel.

In einem Gemach der Burggrafenwohnung auf der alten hochberühmten Veste Karlsstein saßen an einem alterthümlichen Tische Thurn und Mansfeld einander gegenüber. Wer sie noch vor wenigen Monden gesehen, hätte sie kaum wiedererkannt. Sonnengebräunt, tiefe Narben auf den Wangen, noch tiefere Furchen in der finster gerunzelten Stirn. So hatten die ungeheuren Anstrengungen des Geistes und des Körpers, die furchtbaren Stürme im Gemüth, die beiden Helden in kurzem gealtert. Sorgenvoll sah Thurn seinen Waffengefährten an; unwillig heftete dieser die Blicke zur Erde, indem er mit der eisernen Degenscheide müßige Figuren auf dem Estrich zeichnete. Die vor Beiden stehenden gefüllten Becher waren unberührt.

„Besinnt Euch eines Bessern, Mansfeld“, sprach Thurn endlich bittend. „Denkt nicht an Euch, nur an die Sache! Denkt an unsere Freundschaft, und thut mir etwas zu Liebe.“

Mansfeld stieß den Degen sammt der Scheide finster auf den Boden und schüttelte den Kopf.

„Denkt doch“, hub Thurn wieder an, „daß es mir ebenso ergangen ist, wie Euch, daß ...“

„Halt Thurn!“ fiel ihm Mansfeld ins Wort. „Das dürft Ihr nicht sagen! Ihr habt Eure Hoffnungen aufgeben müssen, nicht die Ehre in die Schanze geschlagen wie ich! Ihr seid in freier Willkür von Wien abgezogen, da die Macht noch in Euren Händen war. Ich bin mit Schimpf und Schande aus dem Felde geschlagen!“

„Mansfeld! Mit Schimpf und Schande? Mit Ruhm und Ehre!“ rief Thurn aus. „Tretet dort vor den Spiegel und seht Euer Antlitz! Seit wann bringen solche Narben auf offner Stirn Schande!“

„Ja so!“ lachte Graf Mansfeld bitter, „ich könnte Euch auch meinen Nacken und Rücken zeigen! Sie sehen auch aus wie Sturzäcker! — Ich mußte ja Feld geben! Zum Teufel!“

„Mansfeld“, sprach Thurn mit Wärme, indem er aufstand und dem Erbitterten die Hand auf die Schulter legte, „wenn einer von Euren Leuten so zu Euch käme aus der Schlacht, was würdet Ihr thun? Ihn mit Schimpf davonjagen oder ihm Eure goldne Kette hier umhängen?“

„Ein Anderes ist's mit einem Reiter, ein Anderes mit einem Feldherrn! Als Reitersmann hätte ich die Kette verdient, als Feldherr bin ich beschimpft!“

„Die Directoren haben Euch ja die höchste, ehrende Anerkennung zukommen lassen!“

„Hol' sie der Teufel! Sie sind nicht die Welt und nicht die Kriegsgeschichte! In der wird's heißen: «Bei Groß-Lasken wurde der hochnasige Mansfeld von dem großmäuligen Boucquoi nach allen vier Winden in die Flucht geschlagen und gab Fersengeld so weit ihn seine Füße tragen wollten!» Anerkennung! Warum haben sie den Hohenlohe nicht vor ein Kriegsgericht gestellt? Warum haben sie ihn nicht zu allen Teufeln gejagt? Das hätte meinen Schand-

fleck wenigstens halb abgewaschen? Ganz — das bleibt unmöglich! Denn wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen! Jeder Scribent kann's verdrehen, und in heutigen schreibsüchtigen Zeiten, wo sie jeden Wisch drucken lassen und Schandschrift über Schandschrift in die Welt schicken, kann ich es erleben, daß mein Name und meine Ehre von Lumpen auf Lumpen zerdroschen werden, bis kein guter Fetzen mehr daran ist. Gift und Hölle! Wenn ich ihn nur vor die Klinge haben könnte." Er faßte ingrimmig seinen Degen und ballte die Hand am Griffe fest.

„Mansfeld", sprach Thurn mit ernst eindringlichem Tone, „ein Feldherr wie Ihr wollte öffentliche Angelegenheiten auf solche Art ausgleichen? Nimmermehr!"

„Es ist freilich ein schlechter Ruhm, zum Raufbold und Klopffechter zu werden", antwortete Mansfeld und rollte die Augen wild, „wer mich aber dahin gedrängt hat, daß ich mich wie ein versprengter Reitknecht vom Schlachtfelde habe durchhauen und wie ein verlaufener Troßbube durch Nacht und Nebel schleichen müssen, um nicht etwa am nächsten Baume aufgeknüpft zu werden, der kann mich auch so weit bringen, daß ich ...."

„Nimmermehr!" fiel ihm Thurn ins Wort; „Ihr seid so toller Streiche nicht fähig, nur die Zunge geht mit Euch durch. Ihr wißt zu gut, daß alle Ordnung und Zucht, aller Respect vorbei wäre, und daß selbst die Directoren Euch nicht im Commando halten könnten, wenn Ihr mit solchem Beispiel voranginget, daß ein Obercommandeur das Schwert gegen den andern zöge — Ihr habt ja Eure Genugthuung ...."

„Den Teufel habe ich!" rief Mansfeld und sprang auf, „den Wisch der Directoren werfe ich ihnen vor die Füße! Thurn, ich begreife Euch nicht! Den ganzen Krieg haben

sie verhunzt — wir wären heut Meister und Sieger überall, gäben in Wien und Prag Gesetze, wenn der nichtswürdige Streich nicht passirt wäre! Und Ihr wollt das Commando beibehalten? Wollt unter den dreißig Perücken stehen und Euch um Ruhm und Ehre von ihnen bringen lassen? Es darauf ankommen lassen, daß Ihr nochmals angesichts des Sieges umkehren und dem Feind den Rücken weisen müßt?"

„Glaubt Ihr denn nicht, Mansfeld, daß mir's nicht bis ins innerste Mark gegangen ist, vor den Thoren Wiens, das schon halb in meiner Hand war, umkehren zu müssen? Ich hätte vor Ingrimm und Schmerz Blut weinen mögen! Aber ich gehorchte, denn es mußte sein. Nicht die Männer sind schlecht, die Verhältnisse sind unglücklich!"

„Hol's der Teufel! Der Mann macht sich die Verhältnisse!" fuhr Mansfeld auf. „Federfuchser sind sie, Schulmeister, Zungendrescher! Die paar ordentlichen Leute unter ihnen haben sich in den Sattel gesetzt und daher regieren Die, die auf den Großvaterstühlen sitzen, allein! Warum habt Ihr umkehren müssen? Weil sie die Hosen voll hatten! Ich hätte ihnen Prag gedeckt und den Magen warm gehalten! Den ......!" Er spuckte aus. „Aber ich verlangte, sie sollten die Bauern bewaffnen, die Edelleute sollten selbst vom Leder ziehen, jeder dreißig Reisige stellen — damit hätte ich Boucquoi drei Monate die Hölle heiß gemacht, ihn vielleicht wieder über Budweis hinausgeworfen, so gut wie er jetzt Kehrt macht. Aber da steckte es! Die Einen waren zu feig, ihre Eselshaut zu Markte zu tragen, und die Andern wollten den Säckel nicht aufmachen! Kann der Soldat Erde fressen? Wächst ihm wie dem Bären ein Pelz über's Fell? Kann er sich Helm und Harnisch aus seinem Schleim machen wie die Auster? Regnet es Pulver und Blei? Muß nicht jeder Quark gekauft werden? — Und wenn ich

brandschatze, weil meine Leute hungern und frieren und nicht mehr drei Patronen haben, so schreien sie Feuer und Mord und wollen mich als Marodeur aufhängen! Das sind Eure Directoren, Eure Stände, Eure böhmischen Herren und Edelleute! Krieg wollen sie führen! Dem Kaiser über die Nase fahren, als wäre er ihr Stallknecht! König und Herrn zum Land hinauswerfen — aber Geld soll's nicht kosten, und wenn man ihnen zehn Batzen abfordert, so schreien sie als würde ihnen das Fell vom Leibe gezogen! — Nein, Thurn! Ich kann unter solchem Regiment nicht mit Ehren dienen! Ich wollte nur Euch nicht im Stiche lassen, sonst hätte ich ihnen schon vor zwei Monaten den Stuhl vor die Thür gesetzt! — Nun aber wird mir's zu arg! Dem Hohenlohe, der aus Tücke gegen mich, oder weil er sich nicht aus dem warmen Neste rühren wollte, die ganze Suppe eingebrockt hat, dem geben sie schöne Worte und gehen ihm um den Bart — und uns machen sie das Leben sauer, um jeden böhmischen Groschen, den wir brauchen? — Nichts da! — Jetzt seid Ihr da, die Leute sind beisammen — Bourquoi zieht die Pfote sacht vom Feuer — Prag ist vorläufig sicher .... nun marschire ich ab. Ich wollte nicht als Hundsfott gehen, da ihnen das Messer an der Kehle saß, ich mag aber auch nicht als Hundsfott bleiben! — Gebt mir Eure Hand und — lebt wohl!"

Thurn nahm die Hand nicht, sondern legte seine beiden auf des wilden Kriegsgefährten Schultern und sprach, indem er ihm unverwandt in die trotzigen Augen sah, mit innigstem Tone:

„Mansfeld! Geht nicht! Nur noch acht Tage! — Die vielköpfige Herrschaft der Dreißig ist ein Uebelstand — aber sie ließ sich nicht vermeiden! Nur noch etliche Wochen, und sie hat ein Ende! Binnen heut und drei Wochen ist die

Wahl getroffen — und Böhmen hat einen König, ein Haupt und ein Herz, dem es vertrauen kann, und das Haupt der Hydra stirbt hin!"

„Ihr redet schön, Thurn — aber ich glaub's noch nicht! Sie werden auch über die Wahl nicht einig werden! Der Pfuhl ist auch voll fauler Fische! Ich weiß Manchen, der noch immer hofft, selbst den schönen Brocken wegzuschnappen. Darum machen sie die Andern verwirrt. Leiten sie auf Fürsten hin, mit denen es nimmermehr Ernst werden kann. Auf den Söffel, den sächsischen Jörgen, der halb unter einer Decke mit Oesterreich steckt, und aus lutherischem Haß gegen Calvinisten und Utraquisten Euch allesammt lieber dem Papst oder meinethalben dem Antichristen selbst überlieferte, ehe er Euch glauben ließe, was Ihr glaubt, und betete, was Ihr betet!"

„Es ist kein Gedanke an den Kurfürsten von Sachsen", antwortete Thurn ernst, „das betheure ich Euch, Mansfeld."

„Das weiß ich! Und ebendeswegen ist es eine faule Finte, daß sie immer noch auf ihn zurückkommen! Ebenso auf den König von Dänemark. Als ob er von der Ost- und Nordsee her eine Brücke nach Böhmen bauen könnte."

„Ihr selbst habt doch, verzeiht mir, daß ich Euch das einwerfe", entgegnete Thurn, „den Herzog von Savoyen in Vorschlag gebracht und warm empfohlen, und Savoyen ist noch weiter als Dänemark ....."

„Schon recht! Aber ich weiß, daß der Herzog angenommen hätte, weil ihm Böhmen wichtiger war; nicht so der König Friedrich, dem Dänemark mehr gelten muß. Ich habe Euch den Herzog angerathen, weil ich ihn kenne, weil er ein Mann ist, auf den man bauen kann!"

„Er ist ein Katholik!"

„Aber er läßt Jedem seinen Glauben und hätte sich zu

Allem verpflichtet und seine Verpflichtung treu gehalten. Das weiß ich, darum habe ich ihn empfohlen, und würde ihn noch empfehlen — wenn's mich noch weiter kümmerte!"

„Mansfeld! Ergebt Euch! Es soll Euch noch weiter kümmern, wer Böhmens Krone trägt. Es wird bald entschieden sein! Kurfürst Friedrich ...."

„Und weiß ich", fiel Mansfeld heftig ein, „was ich von dem denken soll? Wird es Ernst mit ihm werden? Drei Monate schleichen die Unterhandlungen hin und Keiner weiß, ob er Ja oder Nein sagt! Wird er am Narrenseil geführt oder führt er Euch? Will er oder will er nicht, wollt Ihr ihn oder wollt Ihr ihn nicht! Der Satan mag daraus klug werden!"

„Wir wollen ihn und er will! Mein Wort darauf!" rief Thurn zuversichtlich. „Zwischen hier und drei Wochen ist er gewählt! Dann schimmert Böhmens Glück und Friedensstern aufs neue!"

„Von seiner Krone? Hm! Meint Ihr — möglich! Will's wünschen! Ich kenne ihn nicht selbst. Aber der Bart soll ihm noch wachsen, und nach Allem, was man so hört, ist er kein Eisenfresser!"

„Das braucht er auch nicht zu sein, Mansfeld", erwiderte Thurn ruhig auf den geringschätzigen Ton des letztern, der mürrisch mit verschränkten Armen dastand, aber doch wie Jemand, der überlegt.

Thurn schöpfte Hoffnung. Er wollte ihn eben wieder herzlich anreden, als Mansfeld, der noch mit den Gedanken bei seinen letzten Worten verweilte, herausfuhr:

„Ja, das müßte er sein! Ein Mann, der Eisen bricht. Der Euren Waschlappen und Windfahnen den Garaus macht und die Widerhaarigen zu Paaren treibt! Ein Eisenfresser besser doch als ein Milchbart! Ein Weiberscherwenzel!"

„Mansfeld, Ihr verspottet ihn und kennt ihn nicht“, sagte Thurn mit mildem Vorwurf. „Wenn er sanft und wohlwollend ist, so wird er Böhmens Wohlthäter sein! Wo es gilt Eisen zu brechen, da haben wir andere Männer! Ihr bleibt, Mansfeld!“

Dieser ließ Thurn jetzt die Hand, welche derselbe bei diesen Worten jetzt herzlich ergriffen hatte, doch fuhr er, obwol Thurn's Rede ihm schmeichelte, mürrisch fort.

„Ja, er wird Euch die Kroaten aus dem Lande lächeln, und die Spanier und Italiener und Ungarn, und was Euch Euer liebreicher König Ferdinand ....“

„Er ist's nicht mehr“, warf Thurn aufgeregt dazwischen; doch Mansfeld fuhr fort:

„Und was Euch Euer liebreicher König Ferdinand sonst für liebe Leute ins Land führt! Er klopft sie mit dem Fächer seiner Frau auf die Finger und — weg sind sie! Und wenn sich die Parteien im Lande mit den Zähnen anfletschen und einander zerreißen wollen, wird er mit dem Finger drohen und rufen: «Still, Kinderchen!» Und dann ist Alles gut! Sie vertragen sich wie die Lämmer unter dem neuen Hirten!“

„Und wir fallen wie die Wölfe in den Feind ein, der unsern Frieden stört!“ rief Thurn. „Dafür gerade seid Ihr nothwendig, Mansfeld, dafür sind wir da! Ihr bleibt, Alter! Ich seh's Euch an! Erst jetzt gibt's Arbeit für uns, Arbeit mit Lohn, bis jetzt ohne Lohn!“

„Das weiß der Teufel!“ rief Mansfeld aus und stampfte mit dem Fuße.

„Nun, Ihr bleibt! Bleibt mit mir!“

Mansfeld stand unschlüssig.

Es hatte schon zwei mal an die Thür gepocht. Thurn drang immer noch in ihn. „Man stört uns! Aber ich

rufe nicht Herein, bis Ihr mir noch drei Wochen versprochen habt; Euren Handschlag darauf!"

„Meinethalben denn! Drei Wochen will ich noch zum Fenster hinauswerfen Euch zu Liebe, Thurn. Wenn Ihr aber dann nicht einig seid, so hält mich der Teufel nicht eine Stunde hier. Und seid Ihr's — so will ich abwarten wie der neue Besen kehrt! — Nun ruft ins Teufels Namen «Herein!»"

„Er sprach das Wort aber selbst so laut, daß die Thür sich öffnete; doch Thurn hatte ihn in seiner Freude so fest umarmt und drückte ihn ans Herz, daß Keiner von Beiden sah wer eintrat.

„Nun, laß mich am Leben, wenn ich bleiben soll, und erwürge mich nicht, alter Kerl, es ist ja nun abgemacht", sagte Mansfeld mit rauher Stimme, in der er seine Bewegung verbergen wollte, und wand sich aus seinem Arme. Als er sich abwandte, stand Xaver im Zimmer!

„Junge!" rief er, „bei allen Heiligen! Du bist's! Komm her! Dabei faßte er ihn mit beiden Händen an den Schultern, schüttelte und rüttelte ihn, zog ihn an sich und küßte ihn kräftig.

„Grüß dich Gott! Da bist du ja! Ganz und lebendig! Leider zusammengeflickt wie ich selber! Der Wind wehte scharf, als wir Abschied voneinander nahmen oder vielmehr nicht nahmen, denn der Sturm jagte uns auseinander!"

„Mein General!" brachte Xaver endlich, ganz überwältigt von erhebender Freude und Ehrfurcht, über die Lippen.

„Da, trink einmal mit mir!" rief Mansfeld. „Unser Willkommen!" Er ergriff seinen eigenen Becher, reichte ihn Xaver und faßte den Thurn's.

„Verzeiht, Thurn", wandte er sich zu diesem, indem er mit Xaver anstieß. „Aber der Junge hat sich brav an mich

gehalten, und wir sehen uns zum ersten male seit dem verfluchten Tage von Groß-Lasken!"

„Ich konnte ihn Euch noch nicht schicken, Mansfeld", antwortete Thurn, „ich brauchte ihn zu nöthig, und wir standen bisher auch noch zu weit auseinander, um sichere Verbindung zu haben."

„Glaub's schon! Man kann ihn brauchen! Das Herz lacht mir alle mal im Leibe", fuhr er fort, nachdem er nochmals Xaver von Kopf bis zu Fuß angesehen und mit spähenden Blicken besonders auf seinen Narben verweilt hatte, „wenn ich einen braven Kerl, von dem ich dachte, der Teufel hätte ihn geholt im Pulverdampf, gesund und frisch wiedersehe! Ihr seid's doch, Nechodom?"

„Dank sei es dem Schutz des Himmels, ich bin wohlauf und bei Kräften, mein General", antwortete Xaver mit leuchtenden Augen.

„Du mußt mir erzählen, wie dir's gegangen ist, seit uns Boucquoi's Dragoner so teufelmäßig in die Flanke fuhren! — Du hast dich wol hart durchschlagen müssen wie ich auch? Ich weiß von Thurn nur so im Ganzen von deinen Abenteuern! Aber ich muß Alles genau erfahren!"

„Wir wollen nachher wie gute Zeltkameraden beim Becher miteinander plaudern", sagte Thurn. „Jetzt berichte, was du Neues bringst aus Prag!"

„Die Herren lassen Euch Alle bestens grüßen —"

Mansfeld warf den Kopf empor und machte eine geringschätzige Miene.

„Es steht gut! Längstens übermorgen müsse die Wahl entschieden sein!"

„Warst du beim alten Caplicz?" fragte Thurn.

„Gewiß! Der ehrwürdige Herr ist rüstig für seine Jahre und unablässig thätig.“

„Das ist ein braves altes Haus!“ sprach Mansfeld herzlich, „wenn sie Alle wären wie der, der hat's Sprichwort nicht verlernt: «Ehrlich währt am längsten!» — Aber die Andern!“

„Diesen Brief bringe ich Euch von Olbramowitz!“ Xaver überreichte Thurn ein Schreiben, das viele Papiere in sich zu schließen schien. Während der Graf las, zog Mansfeld Xaver auf den Sessel am Tisch nieder und ließ sich seine Begegnisse genau erzählen, von denen er nur allgemeine Kenntniß hatte.

Thurn las indessen aufmerksam, was ihm Olbramowitz gesendet hatte. Es waren außer den wichtigsten Nachrichten über die letzten Vorgänge auch mehrere Actenstücke.

„Nun, Mansfeld“, begann er, nachdem er gelesen, „die Berichte lauten ja gut und ich hoffe, Ihr werdet zufrieden sein.“

„Wenn's nur mehr als Worte wären! Sie mögen schön klingen, aber Thaten wären mir lieber. Indeß laßt hören!“

Thurn las aus Olbramowitz' Brief:

„Gott sei Dank, wir rücken vorwärts!“

„Es ist auch hohe Zeit“, sagte Mansfeld vor sich hin.

„Endlich haben wir sie dahin, daß am Donnerstag den 27. August die Schlußwahl vorgenommen wird. Gebe Gott, daß sie mit großer Mehrzahl auf den Kurfürsten fällt, denn nur in diesem Falle nimmt er sie an, wie Camerarius an Wenzel von Budowa vertraulich geschrieben hat. Das bleibt aber auch unter uns!“

„Habt Ihr gehört, Mansfeld?“

„Ja, ja, ich habe“, antwortete dieser und ein spöttisches Lächeln zog sich um seinen Mund; „ich habe daraus gehört, daß die Sache noch einen Haken hat! Nur weiter!“

„Bearbeitet sind sie genug, und ich denke, wir werden mit Glanz durchdringen. So weit haben Harrant, Budowecz, Schlick und unsere andern Freunde es nun auch gebracht, daß unser Manifest gegen Ferdinand in alle Welt gesandt wird. Eben hat der Druck begonnen, und ich schicke Euch das Probeblatt, das mir der Stadtschreiber Diewiß mitgetheilt hat!“

„Liegt es dabei? Zeigt doch“, unterbrach Mansfeld.

„Sogleich! Hört erst den Brief zu Ende, es ist noch viel Wichtiges darin“, antwortete Thurn und las weiter:

„König Ferdinand ist von Wien abgereist. Er geht nach München. Der Entschluß ist ganz plötzlich gefaßt worden. Er will sich dort der Stimme des Herzogs Maximilian zur Kaiserwahl ganz fest versichern, und dann nach Frankfurt selbst abgehen. Nach den Berichten, die ich von dem Haushofmeister ......“ hier stockte Thurn einen Augenblick und las dann weiter, „.... habe, muß man in München selbst noch nichts Festes wissen. Es geht dort das Gerücht .....“

„Erlaubt, Thurn“, unterbrach ihn Mansfeld abermals. „Von wem ist das aus München berichtet? Von wessen Haushofmeister?“

„Ich hätte es eigentlich verschweigen sollen“, antwortete Thurn, „aber ich habe es in der Uebereilung so herausgelesen. Olbramowitz, der überall Ohren und Augen hat, die für ihn lauschen und spähen, hat auch in München seine Verbindungen. Ihr wißt, daß Martiniz dort, seit er nach dem Fenstersprung dahin flüchtete, der Hauptbetreiber aller Angelegenheiten des Königs Ferdinand ist. Er ist auch jetzt

wieder seit mehrern Monaten dort, und sein Haushofmeister, ein alter Piccarde, ist Olbramowitz' guter Freund, und hat ihm schon manche wichtige Nachricht mitgetheilt."

„Ich verstünde solche Waffen nicht zu führen. Das ist die Jesuitenkriegskunst!" sagte Mansfeld und schüttelte den Kopf. „Aber freilich man muß wol! Treibt der Feind Minen, so muß man Contreminen haben — ich meinestheils verstehe mich nicht allzu gut auf solchen Maulwurfskrieg. Ueber der Erde und unterm Himmel, da stehe ich meinen Mann. Aber les't weiter Thurn, was gibt's noch mehr?"

„Es geht also dort in München", knüpfte Thurn wieder an, „das Gerücht, es sei zwischen dem Herzog von Baiern und dem König von Ungarn ein Tractat heimlich abgeschlossen. Weß Inhalts weiß noch Niemand. Aber muthmaßlich zur Durchsetzung der Wahl König Ferdinand's zum Kaiser!"

„Ich kann mir denken", rief Mansfeld lachend aus, „daß Herzog Maximilian sich keinen schlechten Kuppelpelz ausbedungen hat für diese neue Habsburgische Heirath mit dem Heiligen Römischen Reiche! Auch aus wessen Fell er gegerbt werden und wer die Haare dafür lassen soll, kann ich so ungefähr vermuthen! — Wir wollen's aber abwarten!" Er schlug bei den letzten Worten mit der linken Hand auf seinen Degen, daß es klirrte.

„Unsere drei Abgesandte nach Frankfurt", lautete Olbramowitz' Brief weiter, „haben von Marburg aus an den Kurfürsten von Mainz geschrieben und Einlaß in die Wahlstadt Frankfurt begehrt. Er hat sie an das gesammte Kurfürstencollegium gewiesen, weil ihre Instruction an dieses lautet, doch das hat nicht geantwortet ...."

„Hübsch, hübsch!" murmelte Mansfeld.

„Vielmehr durch die That geantwortet, da es den König von Ungarn zur Wahlausübung zuzulassen beschlossen hat, für Böhmen, das ihm nicht mehr gehört! Wäre unser Manifest, das aus so unwiderlegbaren Gründen Ferdinand des Throns verlustig erklärt, vier Wochen früher erlassen worden, es stünde wol anders! Doch das sind Gespenster; wenn wir nur sonst die Augen offen halten. In Folge der Zurückweisung haben unsere Legaten zu Hanau durch einen Advocaten einen Protest gegen die Gültigkeit der Theilnahme Ferdinand's an der Kaiserwahl aufnehmen lassen!"

„Protest eines Federfuchsers", warf Mansfeld verächtlich hin, „das wird etwas helfen! Mit der eisernen Feder protestiren wirkt besser!"

„Das ist darum nicht ausgeschlossen", sagte Thurn und las weiter:

„Aus Siebenbürgen lauten die Nachrichten besser. Jessenius schreibt uns, daß Bethlen Gabor sich endlich entschlossen hat, es ganz mit uns zu halten. Er will mit 60000 Mann in Ungarn einrücken, Presburg nehmen, und dann nach Wien selbst vorgehen. Allein er verlangt, daß auch aus Böhmen ein Herr dahin rücke!"

„Nun Thurn!" rief Mansfeld laut und sprang mit leuchtenden Augen auf. „Jetzt laßt Euch die Kirschen nicht zum zweiten male vorm Maule wegschießen. Wenn nur da drinnen — er deutete nach der Gegend von Prag — erst Ordnung und Einheit ist! — Wir halten zusammen, schmeißen Bouequoi aus Budweis hinaus, daß ihm Hören und Sehen vergeht! Ich rücke auf Linz und Ihr auf Wien! Vor Sommers Ende müssen wir da sein! Wenn Ihr mit Bethlen Gabor zusammentrefft und nicht eine Bresche in

die Wälle legt, daß der Stephansthurm durchmarschiren kann, so müßte es mit dem Teufel zugehen. — Es geht eine neue Sonne auf! — Topp! Nochmals! Ich bleibe! Aber laßt uns bald an die Arbeit! — — Was schreibt Olbramowitz sonst noch?"

„Nichts Erhebliches. Nur daß er uns dringend auffordert, am sechsundzwanzigsten und siebenundzwanzigsten spätestens selbst nach Prag zu kommen, und Freunde für die Wahl zu werben, so viel wir vermögen!"

„Ich komme!"

„Ich gewiß", erwiderte Thurn. „Im Lager ist vorläufig nichts zu besorgen. Boucquoi hat genug mit sich selbst zu thun, und auf meine Obersten kann ich mich verlassen!"

„Ich auch, das will ich meinen!" antwortete Mansfeld. „Wir gehen also zusammen nach Prag. Den sechsundzwanzigsten? Das wäre heut über acht Tage!"

„Ja. Aber besser wäre es, wir gingen schon morgen!" —

„Ich bin dabei. Ich bin kein Freund vom Zaudern! Wer nicht will, wenn er kann, kann nicht, wenn er will, ist mein alter Satz, und ich habe oft genug die Wahrheit davon zu meinem und Anderer Schaden erfahren. — Hier, meine Hand darauf!"

„So habe ich Euch denn wieder!" rief Thurn mit Wärme und schüttelte ihm die Hand herzlich. „Mansfeld! bleibt unserer Sache getreu! Wenn auch finstre Wolken darüber hinziehen! — Also wir reiten morgen! Nun aber laßt uns auch heut leben! — Ihr bleibt über Nacht hier! — Kommt herüber zu den Frauen. Sie werden Alle froh sein, nach diesen langen Zeiten voll Getümmel, Angst und Sorge einmal einen glücklichen Abend mit uns zuzubringen."

„Gut! So soll uns denn auch einmal ein froher Tag erquicken!“ rief Mansfeld freudig aus.

„Kommt, Gesell!“ wandte er sich zu Xaver, der bis dahin bescheiden bei Seite gestanden hatte, und zog ihn am Arme fort; „ich kann mir denken, daß Eure brave Frau Liebste auch hier ist! — Ich habe keine — dafür habe ich sie alle!“ setzte er lachend hinzu, und alle Drei gingen mit neu erfrischten hoffenden Herzen hinüber zu den Frauen. —

Neuntes Capitel.

Diese hatten jetzt ihre Wohnung in einem der Hauptgebäude der Veste, im Kaiserthum, in den hohen Gemächern selbst, welche einst der Erbauer der Burg, Kaiser Karl bewohnt hatte. Sie würden diese mit Ehrfurcht betrachteten, ja gewissermaßen heilig gehaltenen Räume nicht zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, wenn die Burg andere dargeboten hätte. Allein da wegen der kriegsunruhigen Zeiten die Besatzung der Veste hatte verstärkt werden müssen, da Otto von Loß, der Unterburggraf, jetzt selbst dauernd dort wohnte, waren die inneren Räume sehr beschränkt, und Thurn hatte es bei den Statthaltern leicht erwirkt, daß man ihm, welcher eigentlich mit vollem Recht Obristburggraf der Veste war, für die Seinigen jene kaiserlichen Gemächer eingeräumt hatte, die ohnehin seit langer, langer Zeit nicht mehr bewohnt wurden. Der Sturm der Zeiten hatte auch diesen mächtigen Bau, und

seine tiefgewurzelten Einrichtungen schon gelockert, sodaß die alte Strenge in der Heilighaltung der Gebräuche, die von dem Erbauer eingeführt war, schon seit undenklicher Zeit nicht mehr geübt wurde. —

Heil Dem, welchem in so sturmvollen Zeiten bei so wetterschwerem Himmel auch einmal ein lichter Tag sich über dem Haupt wölbt, wo ein reines Friedensblau auf die Erde niederschaut und das Bewußtsein neu erweckt, das jenseit der schwarzen Sturmgewölke, hoch über ihnen, der ewig reine Aether lächelt! Und doppelt Heil Dem, der noch die frische Kraft der Seele besitzt, an solchen Gnadentagen frei aufzuathmen, und das sorgenvolle Gestern wie das drohende Morgen zu vergessen!

Nicht Alle, die jetzt in dem kleinen Burgbezirk der Veste Karlsstein sich des beseligenden Friedenstages erfreuten, besaßen diese Kraft. Nur der sturmgehärtete Mansfeld, Xaver's Fülle der Kraft und Jugend, und Thekla's ahnungslose Knospe, die sich bis jetzt nur in dem milden Strahl friedlichen Glaubens und Vertrauens geöffnet hatte.

Der Sturm rauschte machtlos an ihr vorüber, wie er mit dem zarten Blatt nur spielt, seine Gewalt nur aus der Macht des Widerstandes gewinnt, das Rohr wiegt, die Eiche bricht.

In Elisabeth von Thurn's sorgenschweres Herz war seit jenen ersten Tagen offenen Kampfes der reine Lichtstrahl des Friedens und der Hoffnung nie wiedergekehrt; selbst auf den Gipfeln des Glückes und Erfolges sah sie stets die schreckende Tiefe des möglichen jähen Wechsels vor sich.

Durch Theresens ahnungsvolle Brust zogen fortdauernd Gewölke. Sie sah sonnenhelle Lebensstreifen und finstre Wolkenschatten auf dem Pfade der Zukunft wechseln; doch am äußersten Horizont lagerte es sich ihrem Blick

nächtlich und blutig gestreift. Dennoch nahm sie in ihrem festen Sinne jede Wohlthat des Augenblicks dankbar hin, und ihre Hoffnungen richteten sich über das Irdische hinaus. Sah sie am Rande der Erde Dunkel und blutiges Grauen, so wußte sie das unvergängliche Jenseit vom ewig klaren Sternenhimmel überwölbt, und dorthin legte sie das letzte muthaufrichtende Ziel ihres Hoffens und Glaubens. Die Kraft, welche ihr von dort her in die Brust strömte, gab ihr die des Genusses heiterer, wenn auch flüchtiger Gegenwart, und die ruhige Festigkeit in den wildesten Erschütterungen.

Thurn endlich, der Letzte in dem trauten Kreise, welcher sich hier versammelt fand, zeigte eine helle, muthig aufgerichtete Stirn; allein in der Tiefe der Brust war ihm die Sorge schwerer erwacht, als er wahrnehmen ließ. Das dunkle Bewußtsein der Reue über den leichten Sinn, mit dem er, sich über Vieles selbst täuschend, das wagnißvolle Spiel begonnen, war es hauptsächlich, das seine felsige Kraft untergrub. Hätte er sich mit vollem Vertrauen sagen können, du mußtest handeln wie du gehandelt hast, so würde er auch mit vollem Vertrauen dem Ausgang seines Thuns entgegengeblickt haben. Er hätte das Schwerste als eine Schickung hingenommen, deren verworrenes Räthsel er vielleicht nicht zu lösen vermocht hätte, wobei aber seine Brust völlig frei von dem Fels der Verantwortung geblieben wäre, der auf ihr lastete. So aber empfand er es täglich schwerer, wie sehr er sich auch darüber zu täuschen suchte, daß Ruhe und Maß von seiner Seite seiner Sache die größere Würde unantastbarer Gerechtigkeit gegeben hätten, während sein Vorwärtsdrängen diesen sichersten Grundpfeiler durch die Wogen selbstsüchtiger Leidenschaft, die sich mit in die Bahnen der Berechtigung drängten, tief

unterhöhlt hatte. Er mußte sich, wenn er sich ernst prüfte — und in drohender Stunde, wo die Geschicke schwankten, entging er dieser unbestechlichen Prüfung nicht — er mußte sich sagen: Du hast dich des Unrechts deiner Gegner erfreut, um das deinige, dein ehrgeiziges Wollen, dadurch zu rechtfertigen. Du hast nicht die letzten Mittel erschöpft, um auf ruhig gesetzlichen Wegen das Recht zu gewinnen, sondern du hast dem Gegner selbst die Brücke der Erkenntniß und Versöhnung abbrechen helfen, um die Bahn der Gewalt zur unvermeidlichen zu machen. Du würdest, als die Dinge auf der Spitze standen, die Schlichtung auf den Wegen des Friedens ungern gesehen haben, weil sie dein eigenes ehrgeiziges Vordringen gehemmt hätte! Du hast die Zwietracht gewählt, wie sehr du auch den Schein herbeizuführen bemüht warst, daß du gewaltsam hineingedrängt werdest! — Diese Klarheit über sich selbst, die Thurn gewonnen, oder die sich ihm unerbittlich aufgedrängt hatte, ließ ihn auch die Lage der Dinge klarer überblicken, als er es Anderen zugeben wollte. Er hatte Hoffnungen, ja, daß Alles sich zum glücklichen Ausgang gestalten werde, wenn diejenigen, denen die Thaten dafür oblagen, ihren Pflichten entsprachen. Allein er hatte wenig Hoffnung, daß dies geschehen werde. Er sah vielleicht noch schärfer als Mansfeld das Unheil der Verworrenheit in der Führung der Angelegenheiten des Landes. Den lockeren, äußeren, scheinbaren Zusammenhang innerlich wahrhaft zerspaltener Parteien, die gegenseitige Misgunst, die eigensüchtigen Triebfedern, wodurch Vieles gelähmt wurde. Er hatte geheime Scheu, noch mehr als Mansfeld, vor der Unschlüssigkeit und dem leichten Sinn des Fürsten, dem Böhmen sein Geschick anvertrauen sollte. Er erkannte sogar das schwere und gefahrvolle Unrecht, das derselbe auf sich nahm, wenn

er als Fürst des Reichs den Thron eines anderen Fürsten als willkommenes Erbe der Verhältnisse in Anspruch nähme! Er fühlte wie die Schwere und Gefahr dieses Unrechts sich verdopple, wenn Ferdinand das Ziel, wonach er mit unabläugbar kühner Beharrlichkeit mitten in den Verwirrungen und Erschütterungen seiner eigenen Lande strebte, die deutsche Kaiserkrone, wirklich erreiche. Er erkannte aber auch zugleich, daß der ganze Kampf Böhmens ein vergeblicher, verlorner sei, daß die furchtbarste Nemesis die Entzünder desselben heimsuchen werde, wenn dem großen, kühnen, politischen Schritte Ferdinand's nicht ein verwegener entgegengesetzt werde. Darum drängte er mit allen seinen Kräften dahin, daß es endlich dazu komme, Einem die Gewalt der Herrschaft zuzuwenden, wenn auch dieser Eine nicht in dem Maße das Vertrauen in Anspruch nehmen konnte, wie es die Lage Böhmens forderte. Die zusammendrängende Kraft eines Willens, dem sich Alle beugten, war jedenfalls besser als die zersplitternde des vielköpfigen Willens. Aus dieser gerettet zu werden, aus dem Verderben zerspaltender Richtungen, aufreibender Zwiste, auseinander fallender Kräfte verworrener Anordnungen, war jetzt das Nothwendigste für Böhmen. Ob es gelingen werde, durch die Wahl Friedrich's von der Pfalz und seine Annahme der Krone, darüber hegte freilich auch Thurn noch seine Zweifel, allein er verbarg sie Anderen, und suchte sie sich selbst zu verbergen, sie zu vergessen, soviel als möglich, um nur vorerst den tiefen Unterhöhlungen und Gefahren der gegenwärtigen Zustände zu entgehen. Deshalb war er auch so eifrig in Mansfeld gedrungen, die Sache Böhmens nicht zu verlassen, obwol er die Ursachen seines Zornes nur allzu gegründet fand; denn mit dieser mächtigen Kriegesstütze brach ein neuer Pfeiler des schwanken Baues zusammen und der neue König Böhmens

fand den Boden, auf dem er seinen Thron errichten sollte, noch unterhöhlter, als er schon jetzt war. Ob später die gute Zeit eintreten werde, die er Mansfeld weissagte und die dieser mit freudiger Hoffnung im Bewußtsein seiner eignen Rüstigkeit ergriff, darüber stieg freilich manches beunruhigende Gewölk in Thurn's Brust auf. Indeß auch er ermannte sich, es heut zu verscheuchen, und den einen Tag des Glücks und der Freude, der ihm in dem Beisammensein so vieler einander und ihm selbst innig Angehörenden zu Theil wurde, als ein Gnadengeschenk des Himmels dankbar zu empfangen, und es so warm und innig zu umfassen, als es ihm irgend möglich sei.

Er ging daher auf Mansfeld's Scherz über die Frauen, daß er keine, und dafür alle habe, munter ein, und sagte im Hinübergehen zu den Wohngemächern der Frauen: „Die unsrigen wollen wir aber doch ausnehmen und für uns behalten Mansfeld, sonst möchte es zu den leidigen Welthändeln noch andere unter uns hier setzen; denn, was den Punkt der Eifersucht anlangt, so glaube ich, daß unser Hauptmann hier so empfindlich ist wie irgend Einer!"

„Da wäre er ein großer Narr", erwiderte Mansfeld lachend, „denn ich bin gewiß, er hat in diesem Punkt weniger zu besorgen als Einer auf der Welt. Schon im vorigen Jahr, — ja es wird ziemlich jährig sein, als ich seine Ehehälfte bei Euch kennen lernte und neben ihr saß, da Eure Frau, Thurn, nichts für ungut, mir nicht so viel Vertrauen schenkte, um mich neben Eure Tochter zu setzen, schon damals mußte ich mir sagen: Das ist eine Festung, die sich selbst vertheidigt. Die kann man in die Luft sprengen, aber nicht erobern."

„Und er hat sie doch erobert" antwortete Thurn lachend, und schlug Xaver leicht auf die Achsel. — —

— — Die drei Frauen, Elisabeth und Thekla, nebst Therese, saßen in dem hohen geräumigen Gemach, welches der Vorsaal Kaiser Karl's gewesen, mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt, einer Thür mit Glasscheiben gegenüber, die nach einem Balcon hinausging, von welchem man den reizenden Ueberblick des Waldthals genoß, in dessen Mitte die Burg auf einem kegelförmigen Berge lag, rings von stolzen, grünbewaldeten Höhen umgeben, deren Gipfel sie selbst meist überragten, die indessen doch durch die Einsenkungen und Thalspaltungen auch manche malerische Fernsicht gestatteten. Elisabeth empfing Mansfeld mit der ihre igenen feinen, freundlichen Sitte, welche selbst diesem wilden Zögling des Kriegslagers einen unwillkürlichen Zügel anlegte, sodaß er die rauhe Außenseite nach Möglichkeit glättete.

„Wir haben unsere Friedenstractate abgeschlossen und alle Geschäfte für heut abgethan", redete er die Gräfin mit herzlicher Freundlichkeit an, indem er ihr die Hand küßte; „nun möchten wir gern der Muße froh werden. Werdet Ihr uns wilde Gesellen aber in Euren Gemächern dulden, Frau Gräfin?"

„Graf Mansfeld weiß die Wildheit abzulegen wie die Waffen", antwortete sie lächelnd und fügte die Bitte hinzu, daß er Degen und Hut weglege. — Er that beides. — Xaver und Therese, die einander schon begrüßt hatten, bevor er zu Thurn hinüberging, reichten sich nur mit freundlichem Blick die Hände.

„Ja, wir haben die Arbeit hinter uns, auf einen Tag wenigstens", begann Thurn. „Morgen wird sie uns schon wieder zu finden wissen. Aber in so arbeitvollen Zeiten wie die unsrigen muß man den Augenblick der Muße festhalten und ihn soviel als möglich genießen. Der Soldat

auf dem Marsch hat auch nur kurze Ruhestätten, aber er weiß sie zu schätzen." —

Mansfeld hatte den Degen in die Ecke gestellt und seinen Generalshut darüber aufgehängt. Er kehrte zu den Frauen zurück und sah sowol Theresen als Thekla mit aufmerksamen Blicken an: „Ein ganzes Jahr und darüber ist es her, daß ich die jungen Frauen nicht gesehen habe; dennoch ist mir's wie gestern, so gut habe ich sie im Gedächtniß behalten", sagte er in heiterem Ton. „Ich hätte sie mitten im Walde erkannt. Und doch, Gräfin Thekla", wandte er sich zu dieser, „Ihr seid Euch zum Erstaunen gleichgeblieben, und habt Euch zum Erstaunen verändert! — Ihr müßt Eure Freude haben, Thurn, an einer solchen Tochter!"

Thekla erröthete bei dem unverhohlenen, fast derb herausgesagten Lobspruch des Kriegsmannes. Ihre Mutter nahm das Wort für sie: „Unsere Freude ist, daß sie fromm und gut ist, wie wir uns nur eine Tochter wünschen können."

„Wenn sie so fromm ist wie schön", fuhr Mansfeld, der seine Eigenthümlichkeit nicht verleugnen konnte, heraus, „so muß sie frömmer sein als die Mutter Gottes. Und will mich die junge Gräfin von meinen Sünden absolviren, so brauche ich keinen andern Beichtvater mehr." Mit diesen Worten ergriff er ohne Umstände mit seiner linken Hand ihre rechte, drückte sie ihr kräftig und streichelte sie zugleich mit der rechten freundlich unters Kinn. Thekla ließ es lächelnd geschehen und sagte anmuthig: „Diese Sünde sollte ich schon nicht vergeben, Herr Graf; Ihr maßt Euch Vaterrechte über mich an!"

„Wahrhaftig, die möchte ich besitzen, und würde stolz darauf sein", rief er aus. „Der Wunsch ist doch keine Sünde?"

„Laßt die Sünde aus dem Spiele", sagte Thurn lächelnd dazwischen: „es trägt ein Jeder genug daran! Im Uebrigen glaube ich nicht, Mansfeld, daß Ihr in Eurem Leben die Beichtväter allzu oft behelligt habt, und so wird's Euch auch wol jetzt nicht Noth darum thun!"

„Wer weiß, Thurn", antwortete Mansfeld heiter, „wer schwerer in die Wagschale zu legen hat, Ihr oder ich! Doch gebe ich Euch Recht, wir wollen das Sündencapitel mit Ja und Amen abschließen. Trage Jeder was er kann! Meine Last mag nicht zu leicht sein, aber ich habe auch ein paar kräftige Schultern!" — Indessen hatte er sich Theresen genähert und gab auch ihr herzlich die Hand. „Meines Hauptmanns Frau ist mir auch etwas Subordination schuldig, und ich will Euch gleich einen Dienst auflegen! Ihr sollt mir mit Rechodom gemeinschaftlich Alles ganz erzählen, was ich erst halb weiß. Aber ich weiß genug um Euch zu sagen, daß Ihr eine Frau seid, wie ich nicht eine zweite für einen meiner Hauptleute finden könnte! Mein Wort zum Pfande! Ich rede wie ich denke!" Nach diesen Worten nahm er sie ohne Umstände herzlich in den Arm und küßte sie auf die Stirn und auf den Mund; Therese erwiderte den Kuß von Herzen. Ja, es durchglühte sie ein Gefühl des Stolzes, von einem so berühmten Krieger so herzlich begrüßt zu werden.

„Mir scheint, Ihr wollt Vaterstelle am ganzen weiblichen Geschlecht vertreten, Mansfeld", sagte Thurn lachend, „aber da muß ich doch für mein Haus einigen Einspruch thun! — Doch bei Vater und Vaterstelle! Wo ist denn Wolodna? Er darf uns heut nicht fehlen, und unser Hausherr und Hauswirth" — er meinte den Unterburggrafen Otto von Loß — „muß ebenfalls heut mitten unter uns sein."

„Der Vater ist hinabgegangen, um für die Unterkunft der Leute und Pferde des Herrn Generals zu sorgen", sagte Therese mit einem Blick auf Mansfeld. „Der Herr Burggraf", setzte sie hinzu, „ist im Brunnenthurm, um das neu hergestellte Schöpfwerk zu prüfen."

„Xaver geht wol hinunter sie zu benachrichtigen!"

„Die Abendtafel ist im Audienzsaal gedeckt", rief die Gräfin dem schon Gehenden nach; „dort werden die Herren uns finden."

„So laßt uns gleich hinübergehen", antwortete Thurn.

„Gern", sagte Elisabeth und wandte sich zu Mansfeld, um seinen Arm zu nehmen.

Die zarte Gestalt der feinen hohen Frau ging an der Seite des berühmten Kriegsmannes leicht dahin. Die Anderen folgten. Der alterthümliche Saal, ehemals der Empfangsaal Kaiser Karl's, hatte hohe, helle Fenster und gleichfalls eine bunte Flügelthür von Glasscheiben, die auf einen Balcon hinausging, mit denen die alte Kaiserwohnung so reich versehen war, weil ihr Bewohner ein warmer Freund stiller Größe, Schönheit und Einsamkeit der Natur war. Gern weidete er sein Auge an den grünen, hochbewaldeten Höhen, welche die Veste rings wie eine zweite Veste umschlossen, und an den tiefen reizvollen Thälern, die den Ring dicht um das Schloß zogen. Einen solchen Blick bot auch dieser Saal durch seine Fenster und vom Balcon herab dar.

Die Sonne stand schon tief und gab dem Kranz der Gebirge rings umher die warme duftige Beleuchtung des Abends; die Waldabhänge, welche ihr Strahl traf, schimmerten im goldigen Glanz. Wildes Weinlaub schlang sich in vollen dichten Ranken um das nächste Gemäuer; die Abendlüfte spielten leicht mit den Blättern. Die gesenkte

Sonne blitzte funkelnd zwischen den Thalöffnungen hindurch.

„Ein herrlicher Lagerplatz“, sprach Mansfeld zu Elisabeth, „ich wünschte, Gräfin, ich könnte Euch zu meinem Quartiermeister machen!“

„In der That ein schöner Abendsitz“, erwiderte sie lächelnd und doch mit bewegtem Ton der Stimme, denn der Reiz der Landschaft, verschmolzen mit der Wehmuth des abendlichen Duftes, der sich in der milderen Beleuchtung darüber hinhauchte, übte auf ihr jeder Gabe der Natur empfängliches Herz eine Gewalt, die sich durch die weiche Stimmung, in welcher sie sich schon befand, noch verdoppelte.

Die Plätze an der Tafel waren so geordnet, daß Alle des Blicks auf die Landschaft genossen.

Otto von Loß und Wolodna traten jetzt auch mit Xaver ein.

Nach wenigen Minuten saß der kleine Kreis der eng Verbundenen und Hoffenden, wenn auch nicht Glücklichen — denn wer war glücklich in diesen schweren Tagen? — in behaglicher Weise beisammen. Mansfeld war der Gesprächigste, weil er der Sorgloseste war. Kämpfen und Wagen, den Anderen nur das mit Widerstreben erwählte Mittel, um zu ihren Lebenszielen zu gelangen, war ihm der Lebenszweck selbst. Daher hatte er es am leichtesten in diesen sturmbewegten Zeiten! Nur unter ehrenhaften Verhältnissen, das war die Bedingung seines Glücks, wollte er diesen seinen Lebenszweck erfüllen. Dafür hatte Thurn ihm neue Hoffnungen angefacht, und so verschmerzte er die vergangene Unbill, die er erlitten, warf sie zu den vernarbten Wunden, die er auch längst nicht mehr fühlte. — Seine zuversichtliche Heiterkeit machte auch die Thurn's, welche dieser sich mehr erzwungen hatte, als

daß sie freiwillig bei ihm eingekehrt wäre, zu einer natürlicheren, sodaß er bald wirklich für den Augenblick die Sorge vergaß, die in seinem Innern wach blieb. Denn das eine Glück ist des Menschen allgemeines Erbtheil, daß er auf kurze Fristen selbst das Unvergeßliche vergessen kann. Keine Kraft, keine Empfindung in ihm ist ganz vertilgbar, keine ganz unvertilgbar; jede kann lange schlummern, und dann auf Augenblicke allein herrschend erscheinen. Heut erwachte die der Freude; Gram und Sorgen entschlummerten, und ein Schleier legte sich über ihr düstres Reich.

Selbst Elisabeth, deren Seele sich am tiefsten in jenes nächtliche Dunkel versenkte, und selten den Lichtblick der Hoffnung empfand, wurde von dem milden Flügel dieser beglückenden Stunde emporgetragen. Nur eine Sehnsucht erwachte mit tiefer Innigkeit in ihrer Brust; es war das Mutterherz, das sie empfand.

„O wenn doch Heinrich heut unter uns wäre“, sagte sie mit einem sanft leuchtenden Blick, der nur das Glück, welches die Erfüllung dieses Wunsches ihr dargeboten haben würde, ausdrückte, nicht den Schmerz, daß er unerfüllt blieb, und wandte das Auge erst zu Thurn, dann zu Thekla.

„Ihr habt einen braven Jungen“, nahm Mansfeld das Wort auf, und erhob seinen Becher gegen Thurn; „ich habe davon gehört, wie er sich schon bei Czaslau geschlagen hat.“

„Er hat auch den schönsten Lohn dafür erhalten“, sagte Thekla mit glänzenden Augen.

„Und welchen?“ fragte Mansfeld und sah Thurn dabei erwartungsvoll an.

„Eine Narbe gerad auf der Stirn. Sie steht ihm prächtig unter den blonden Locken und über dem blauen Auge“, antwortete Thekla in ihrer Lebhaftigkeit.

Mansfeld sah sie mit einem freudigen Blick an. „Also eine Narbe ist ein so schöner Lohn? Nun, da habe ich auch manchen schönen Lohn empfangen, doch ich hätte mir zuweilen einen besseren gewünscht!“

„Eine solche Narbe, eine erste, ist gewiß ein schöner Lohn, ein theures Andenken!“ beharrte Thekla mit gleicher Lebhaftigkeit.

Therese, die wenig sprach, aber Allem mit ihrer verständigen Aufmerksamkeit folgte, sah bei diesen Worten Theklas dieselbe mit dankbaren Augen an und wandte dann den Blick zu Xaver, der auch etwas von solchem Lohn aufzuweisen hatte.

Mansfeld sagte sehr heiter: „Ich hätte nicht gedacht, daß schöne Mädchen eine solche Leidenschaft für Narben haben könnten! Bei allen Heiligen, das verheißt mir auch noch Glück in der Liebe trotz der grauen Haare, die sich schon bei mir einschmuggeln! Denn von dergleichen verteufelt theuren Andenken habe ich wahrhaft eine kleine Sammlung. Leider denken nur nicht alle schöne Jungfrauen so wie Ihr, kleine Heldin! Ihr scheint wahrlich eine zweite Jungfrau von Orleans, Gräfin Thekla! Helm und Panzer und Schwert würden Euch nicht übel stehen! Ja, ich muß es rühmen, Böhmen hat Frauen, die es seinen Männern beinah zuvorthun!“ Er heftete sein Auge auf Theresen; ein leichtes Lächeln und Erröthen überflog ihre schönen Züge.

„Es hat Männer, auf die seine Frauen stolz sein dürfen“, sagte sie mit edler Erhebung, ohne jedoch einen der Anwesenden dabei anzusehen.

„Und Frauen, auf die seine Männer stolz sein müssen, sonst wollte ich sie nicht des Teufels werth achten“, fiel Mansfeld sogleich ein. „Sie sollen leben!“ Er erhob seinen Becher und hielt ihn Thurn und der Reihe nach den

Anderen hin; die Frauen grüßten lächelnd. „Ihr habt da drei Edelsteine in Eurer Grafenkrone, die ich mir in mein Wappen wünschte", fuhr er wieder zu Thurn gewendet fort und ließ seine blau blitzenden Augen über die drei Frauen hinstreifen.

„Ihr vergeßt, Mansfeld" antwortete Thurn, „daß ich nur zwei davon in meinem Wappen führe."

„Pah! Der dritte gehört Euch ebenso an! Hier ist Alles, und das freut mich, ein Fleisch und Blut, ein Herz und eine Seele! Möge es so bleiben! — Aber beneiden kann ich Euch! Ihr seid ein reicher Kerl, Thurn! Ich bin ein Habenichts!" Er stieß den Becher wie unwillig auf den Tisch.

„Nun, nun!" antwortete Thurn lächelnd und deutete auf Mansfeld's Degengehenk, „wer ein solches «Omnia mea mecum porto» sagen kann wie Ihr, der ist reich genug!"

„Habe den Teufel davon!" rief Mansfeld wie zuvor.

„Laßt nur die Sonne nicht über Eurem Zorn untergehen", fuhr Thurn heiter fort und deutete mit dem Finger hinaus, denn eben funkelte sie glühend dicht am Rande des Thalhorizonts. „Nehmt den Becher, stoßt an! Beeilt Euch, sonst kommen wir zu spät!"

Mansfeld blickte hinüber. Die Feuerkugel schwebte im klarsten Aether, kein Wölkchen umzog weithin den Himmelsrand. Ein plötzlicher Ernst, eine kühne Erhebung überflog die Züge des Kriegshelden. Er nahm den Becher und hob ihn empor. Es trat eine feierliche Stille ein. Der Saal war mit glühendem Golddust erfüllt. Die drei Frauengestalten saßen in verklärendem Schimmer, denn gerade sie wurden von den Strahlen des funkelnden Gestirns getroffen,

während die Schatten der Pfeiler auf die Männer fielen. Nur Mansfeld's Haupt war gleichfalls hell umleuchtet. Aller Blicke hingen an seinem Antlitz, und er sagte tief bewegt:

„Möge von nun an die Sonne über Böhmen stets so heiter aufgehen, wie sie heut untergeht!“

Auf das letzte seiner Worte fiel der erste Ton der Burgglocke, die den Abend einläutete. Eine unverkennbare Wehmuth und feierliche Erhebung ergriff alle Anwesenden, selbst den felsigen Krieger. Er setzte still den Becher an die Lippen, ohne ihn zum Anklingen zurückzunehmen. So thaten Alle. Indem Mansfeld ihn leerte runzelte sich seine Stirn, und er zog die Brauen zusammen. Man sah, daß sein Glaube nicht im Einklang mit seinem Wunsch war. Mit dem letzten Zug, den er that, verschwand die Sonne, und plötzlich umhüllte tiefer Schatten den Saal. Ebenso plötzlich war der schwere dunkle Flügel des Ernstes dem leichten Flügelschlag des Scherzes gefolgt.

Neunzehntes Buch.

Zehntes Capitel.

Die alte mächtige Reichsstadt Frankfurt war in den letzten Tagen des August des Jahres 1619 von dem reichen Leben und der Pracht des Verkehrs erfüllt, welche jedesmal die Wahl und Krönung eines deutschen Königs und römischen Kaisers begleiteten.

War die Kaiserwahl stets ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit, der alle Gemüther beschäftigte, und auch das Volk selbst im tiefsten bewegte, so war dies jetzt noch in viel erhöhtem Maße der Fall. Denn obgleich die in Böhmen ausgebrochenen Kriegsstürme noch nicht, wie leider nur zu bald, verheerend durch das ganze Vaterland brausten, so hatten die Erschütterungen des gewaltsamen Bruches zwischen Volk und König sich doch schon nach vielen Richtungen fortgepflanzt und wurden, wenn auch gemildert, weithin empfunden. Es war ja nur ein neuer Kampf aus alter Zwietracht, der sich an den Ufern der Moldau entzündet hatte! Der Religionszwiespalt, welcher seit länger als einem Jahrhundert die edelsten Kräfte Deutschlands gegeneinander aufrieb und soviel Blut und Thränen fließen ließ, trieb auch hier wiederum die friedlichen Strö-

mungen gegeneinander. So fühlte jeder Deutsche, er mochte dem alten päpstlichen Glauben oder irgend einer der neuen Lehren anhängen, in dem böhmischen Streit mehr oder weniger sein eigenes Innerste betheiligt, und empfand es klar, wie entscheidend die jetzige Kaiserwahl für ganz Deutschland sei. In Frankfurt, dem Schauplatz derselben, steigerte sich natürlich der Eifer der Theilnahme auf den höchsten Punkt. Alles was in der Stadt geschah, worauf nur das Auge fiel, regte dieselbe an.

Der bloße Anblick der Stadt gab diese Stimmungen kund. Auf der Sachsenhausener Brücke, auf der Zeile, in allen Hauptstraßen, auf den Plätzen, sah man die Menge hin- und herfluten. Sie staunte, bald in Gruppen zusammengedrängt, bald ein freiwilliges Spalier bildend, die schwerfälligen aber prächtigen Carrossen an, in denen die anwesenden Fürsten mit ihrem hohen Gefolge oder ihren sie vertretenden Abgesandten zu gegenseitigem Besuch oder nach den gemeinschaftlichen Versammlungsorten fuhren. Reiter in allerlei prächtigen Ausstaffirungen und goldblitzenden Staatscolletten gaben den Kutschen das Geleit. Von Gold und Silber strotzende Diener standen hinten auf denselben; Kutscher mit langgelockten Perücken, wie sie jüngst in Frankreich aufgekommen waren und von einigen vornehmen Fürsten sogleich nachahmend für ihre Dienerschaft eingeführt wurden, saßen auf den mit Sammet überhangenen, durch prächtige Fransen geschmückten Kutschböcken. Die Pferde, vor den fürstlichen Wagen zu sechs lang gespannt, waren mit schweren Geschirren bedeckt, von Gold- und Silberblechen strotzend, und mit bunten Bändern, Schnüren und Fransen überreich verziert. Es waren meist Rosse von edler brabanter oder spanischer Zucht, groß, stark, aber schwerfällig. Auf den Köpfen prangten hohe Büsche von

gefärbten Straußenfedern, welche den stolzen Gang der Thiere noch stolzer erscheinen ließen. Schaaren von Dienern, zu Fuß oder beritten, folgten bei feierlichen Besuchen dem Wagen ihres Gebieters, oder bewegten sich sonst in den Straßen auf und nieder in müßiger Geschäftigkeit. Besonders sah man sie vor den großen Bürgerhäusern, in welchen die vornehmen Gäste ihre Wohnungen hatten, wo sie die Thüren umstanden, oder auf den Steinbänken und Treppen vor den Häusern saßen. Wohin man blickte trug die Stadt diese äußeren Zeichen der wichtigen und entscheidenden Vorgänge, deren Schauplatz sie gegenwärtig war. Die Volksmassen, welche nur dem Augenblick ihre Aufmerksamkeit schenkten, und nicht weiter über Das, was sich für die kommende Zeit an alle diese bunten Bilder und Erscheinungen knüpfen müsse, nachdachten, staunten dieselben müßig gaffend an und gaben einander, soweit sie vermochten, Auskunft, wer die Fürsten und Herren in den Carrossen oder zu Pferd seien, zu wessen Gefolge diese und jene köstlich herausgeputzten Diener oder Reiter gehörten, wessen Wappen auf den Röcken oder Kutschenschlägen zu schauen war und Aehnliches. In allem Diesem spiegelte sich der bunt gestaltete, lebhaft bewegte Augenblick ab. Doch wenn man die älteren, vornehmeren, besser unterrichteten Bürger im ernsten Gespräch miteinander wandeln sah und die bedenklichen Züge ihres Angesichts betrachtete, wenn man wahrnahm, wie Freunde, die einander begegneten, sich herzlich begrüßten, oft warm umarmten, wie es nur in bewegten Zeiten geschieht, wo jeder dem Andern seinen tiefen Antheil an den gemeinsamen Zuständen und Erlebnissen kund geben möchte; wenn man gar Aeußerungen und Gesprächen näher zuhörte, oder in den verschwiegenen Raum der Häuser trat, wo die Alten und Ehrsamen sich vertraulich besprachen über

den möglichen Ausfall der Wahl und Alles, was im Gefolge der Entscheidung lag: dann wurde man inne, daß die Stadt auch jene schwer ernste Stimmung ausdrückte, die im ganzen deutschen Lande Aller Herzen erfüllte und jedes Auge mit besorgter Theilnahme sich auf die Ereignisse in der Wahlstadt richten ließ. —

Der Wahltag selbst — der 28. August*), ein ewig denkwürdiger Tag für Frankfurt, jetzt und in Zukunft — war eingetreten. Die Bewegung auf Gassen und Plätzen, welche schon seit der ganzen Woche geherrscht hatte, steigerte sich jetzt noch zu größerer Lebendigkeit. Das Volksgedränge wogte hin und her; die Massen strömten dem Dom und dem Römer zu, in dessen alterthümlichen Räumen die Wahlfürsten oder ihre Abgesandten sich versammeln mußten, um sich von da im feierlichen Zuge zu Pferd nach der Domkirche zur Wahl selbst zu begeben. Die erfahreneren, kundigeren Bürger, welche in der gegenwärtigen Wahl nicht der ersten in ihrem Leben beiwohnten, belehrten die minder Unterrichteten über die Art und Anordnung der Festlichkeiten, ihren Ursprung und die Vorrechte der Stadt Frankfurt bei dem ganzen Hergang. Ein wohlbeleibter, seinem feinen reichgestickten und sauber besetzten Wams nach auch wohlhabender, aber etwas pedantischer Bürger setzte einigen jüngeren die Gerechtsame der Stadt Frankfurt in Betreff der Kaiserwahl auseinander.

„Seit Kaiser Maximilian I.“, erzählte er mit Wichtigkeit, „ist unsere Stadt Frankfurt der einzige auserwählte Ort, wo die Wahl und Krönung vorgenommen wird. Diese beiden wichtigsten Acte, an denen sich die mächtigsten Fürsten Deutschlands meist persönlich betheiligen. Kurpfalz

*) Historisch.

hat zwar diesmal aus guten Gründen einen Stellvertreter geschickt, den Grafen Solms, allein —"

Ein paar laut keifende Weiber, die sich um einen guten Platz zankten, störten den Vortrag; der Redner warf ihnen einen zornigen Blick zu und sagte zu seinen Zuhörern: „Solch Geschrei ist höchst unziemlich an einem so wichtigen Tage; es wurde vormals gar nicht geduldet. Noch bei der Wahl des Kaisers Mathias, viel mehr noch bei der des Kaisers Rudolphus wurden solche Ruhestörungen streng bestraft." —

„Erklärt uns weiter", bat einer der Neugierigen.

Der Bürger räusperte sich. „Aachen, wo schon Kaiser Carolus Magnus gekrönt worden, und Nürnberg hatten den wichtigen Vorzug verloren. Frankfurt hat ihn allein; jeder unserer Bürger darf stolz darauf sein. Die Reichsinsignien werden zum Theil noch dort aufbewahrt und zu der Feier nach Frankfurt hergebracht; aber es findet keine Wahl noch Krönung mehr dorten statt. — Ja selbst in der italienischen Stadt Pavia, wo vormals, nachdem der deutsche König in Deutschland gekrönt war, der römische Kaiser aus den Händen des Heiligen Vaters die eiserne Krone empfing — ein Reifen ist aus einem der Nägel vom Kreuze unseres Heilandes des Herrn Jesu Christi geschmiedet — selbst Pavia hat unserer Stadt nachstehen müssen. Und nur noch in unserem ehrwürdigen Rathhause empfängt der erwählte Herrscher die römische Kaiserkrone!"

Ein lautes Getümmel und Zusammendrängen des Volks auf einer Stelle störte den gelehrten, mit salbungsvollem Nachdruck gehaltenen Vortrag und verdrängte sogar Redner und Zuhörer von ihrem Platze. Ein Volksschwarm wälzte sich spottend und lachend den beiden zänkischen Weibern nach, die von der Stadtwachtmannschaft wegen ihres un-

schicklichen Betragens weggeführt wurden, um in die Fidel gespannt zu werden. Sie schrien und heulten jetzt noch lauter, als sie zuvor gezankt hatten, aber noch lauter schrie, höhnte und zischte der Pöbel.

„Ganz recht so!“ rief der wohlbeleibte Wohlhabende, indem er fortgedrängt wurde. „Altes Regiment und Zucht muß gehandhabt werden!“

Das Gedränge wuchs mit jedem Augenblick; kaum konnte man noch die Arme bewegen in der zusammengepreßten Masse. Doch dem übergroßen Lärmen wurde ein Ende gemacht, als die schimpfliche Strafe an den beiden Weibern jetzt wirklich vollzogen wurde. Der Schrecken wirkte. Nur ein dumpfes Murmeln schwebte jetzt wie hohles Meeresbrausen über den Schaaren. Jeder Einzelne hütete sich ein lautes Wort zu sprechen. Die städtischen Mannschaften, die das Spalier vom Rathhaus zur Kirche bildeten, suchten auch dem Gedränge zu steuern. Mancher derbe Stoß mit dem Pikenschaft mußte dabei helfen, und dem Widerspenstigen drohte das Schicksal, gleich den zwei Weibern auf der Stelle weggeführt zu werden, um statt des prächtigen Schauspiels, welches der Wahlzug und die Ausrufung der Entscheidung versprach, in den dunklen, mit eisenvergitterten Fenstern versehenen Haftstuben der Rathswache den Anblick der nackten Mauern zu genießen, wenn er nicht gar vierundzwanzig Stunden in den Stock gelegt wurde, so gut wie die Weiber in die Fidel. Dieses Instrument war den beiden Keiferinnen ohne weiteres auf der offenen Gasse angelegt worden. Sie mußten die eigensinnigen Köpfe durch den bauchigen Hintertheil desselben, der sie wie ein Halseisen umschlang, und die Hände in den vorderen Theil durch die Löcher des Geigenhalses stecken. Nachdem eine jede mit einer solchen Geige versorgt war, die keinen

andern Ton hatte als das klägliche Geheul der Eingespannten, wurden sie unter dem Gelächter und verhöhnenden Auszischen des Volks in das Wachtgebäude abgeführt, um dort mit ihren Geigen einander so lange gegenüber zu stehen, bis sich die gegenseitige Erbitterung in der Schmach der gemeinschaftlichen Strafe gelegt haben würde. —

„Wie gefällt dir der Halsschmuck", fragte ein junger Kriegsmann einen neben ihm gehenden älteren, mürrisch aussehenden, der gleich ihm sich als Zuschauer unter der Menge befand.

„Ich wollte alle Weiber müßten ihn tragen", antwortete der Gefragte mit barschem Ton. „Anders sind ihre schwatzhaften Mäuler nicht in Stillstand zu bringen!"

Die Umstehenden, unter denen auch einige Frauen und Mädchen, sahen sich nach dem Sprechenden um, und man kann denken, daß der weibliche Theil derselben nicht die freundlichsten Blicke für die beiden Kriegsmänner hatte.

„Sieh nur, Kathy", flüsterte eines der Mädchen ihrer Nachbarin zu, „wie der grobe Mensch aussieht! Er hat mehr Bart als Gesicht und mehr Narben als Bart."

„Ja das wäre den alten Brummbären und Eisenfressern gerade recht, wenn sie uns so ganz nach Gefallen mishandeln könnten", antwortete die Angeredete leise. „Der da mag auch Ursach haben, ärgerlich auf uns Frauen zu sein, denn ihm hat gewiß in seinem Leben noch keine ein freundliches Gesicht gemacht und ein gutes Wort gesagt! Er sieht aus wie der ...." sie schlug ein Kreuz.

„Ich habe auch noch keiner 'eins gemacht, Jungfer Naseweiß, und werde keiner eins machen, am wenigsten einer solchen, wie Sie ist", fuhr der Kriegsmann, der ein Ohr zu haben schien wie eine Gemse auf der Vorhut, herum und maß die Mädchen mit einem grimmigen Blick.

Diese fuhren erschreckt zusammen. „Und wenn ihr euer loses Maulwerk nicht besser in den Zügel nehmt“, setzte er hinzu, „ihr naseweisen Unterröcke, so sollt ihr's erleben, daß man euch in eben solchen Nothstall spannt wie die beiden Zankteufel da, so wahr ich Kaspar Schwarz heiße!“

Bei dieser finstern Anrede drückten sich die beiden Mädchen in die Menge hinein, um dem Blicke des alten Werwolfs zu entschlüpfen. Sie schienen im Geiste schon die abscheuliche Fidel um ihren hübschen Nacken zu fühlen, so zogen sie scheu die Köpfe einwärts und schmiegten sich zwischen die Umstehenden hindurch.

„Siehst du, Michel, wie sie Fersengeld geben“, rief Kaspar Schwarz auflachend, ohne deshalb freundlich auszusehen, „aber hätte ich nur Macht über sie, sie sollten mir alle Beide heut in die Fidel kriechen bis sie ....“

„Nicht so laut“, unterbrach ihn das ernste Wort einer der Hauptleute der Stadtmannschaft, „hier darf kein Lärmen stattfinden!“

Kaspar Schwarz sah trotzig zu dem Manne, der ihm diese Ermahnung zukommen ließ, hinauf, rollte seine ingrimmigen Augen, bezwang aber seinen Verdruß und schwieg.

„Das hat man davon“, murmelte er halb vor sich hin, halb zu seinem Kameraden, „wenn man an solchen Tagen nicht im Dienst ist, sondern nur wie das andere Spießbürgervolk Maulaffen feil hat.“

„Seid doch froh, daß Ihr noch nicht im Dienst zu sein braucht, Ihr könnt es ja doch noch nicht aushalten“, antwortete der jüngere Reitersmann.

„Soll ich etwa froh sein, weil mir Knochen und Eingeweide so zerschossen sind, daß ich ein halber Krüppel bin?“ fuhr Kaspar rauh auf. „Wenn's noch in einem

ordentlichen Gefecht gewesen wäre, Klinge gegen Klinge! Aber von lottrigen Weibsbildern und Landläufern, in Spitzbubenherbergen" —

„Ich hätte doch gern den Beutel Geld gehabt, den es Euch eingebracht hat!"

„Das glaub ich dir, Vetter Michel, kluger Michel!" Das Schmerzengeld möchtest du einsacken, aber ....".

„Nun, die Schmerzen werden so übermäßig nicht gewesen sein", unterbrach ihn der junge Mann etwas spöttisch.

„Schmerzen! Du Gelbschnabel! Du Feuchtohr!" grollte ihn Kaspar so rauh an, daß er sich wieder eines Verweises zur Ruhe gewärtig sein konnte. „Glaubst du, ich hätte gewinselt wie ein Großmuttersöhnchen, weil mir eine Kugel zwischen Fleisch und Knochen gesessen hat? Du hättest wol gegreint wie ein Schulknabe unter der Ruthe! Schmerzensgeld! Das heißt für Aerger, Verdruß, Zorn, Wuth! Daß ich nicht das ganze Vagabunden- und Diebeshöhlenpack über die Klinge springen lassen konnte und die Spelunke in Asche legen und Alles darin braten, was auf zwei Beinen in dem Nest umherging! Dafür waren sie mir ein Schmerzengeld schuldig! Und daß mir mein Gaul gestohlen war, von dem polnisch-böhmischen Galgenholz! Der dickbackenknochige Borstenkopf mit dem breiten Stumpfriecher soll mir aber je wieder über den Weg laufen!"

„Du kannst dir die alte Geschichte gar nicht aus den Gliedmaßen bringen, Kaspar", antwortete Michel, „und ärgerst dich immer wieder grün und gelb darüber. Du solltest es dem Böhmaken doch Dank wissen, daß er deine Depeschen in Linz abgeliefert und Nachricht von dir gegeben hat. Sonst wärest du am Ende in der Herberge umgekommen!"

„Ich sollte ihm wol noch die Füße küssen, daß er mich

so ans Messer geliefert hatte! Die Depeschen hat der Hundssohn nur aus Angst abgeliefert, daß sein Spitzbubenstreich doch vielleicht auf irgend eine Art herauskäme, und dann hätte er die Verantwortung für die gestohlenen Briefschaften gehabt. Meinetwegen hätte er nicht Anzeige gemacht; ich hätte in dem Loch verrecken können! Und es hing an einem Haar, daß ich dort hülflos crepirte. Eine Hundsgeschichte!"

„Ei was! Du verdankst der Hundsgeschichte ein hübsches Stück Geld und einen hübschen Dienst! Hier in Frankfurt, in der Ehrenwache des Königs haben wir es doch besser als auf Vorposten!"

„Weil du ein Hasenfuß und ein Milchbart bist! Ich bin auf dem Sattel geboren und gewiegt —"

„Und im Harnisch gewickelt", lachte Michel!

„Wenn ich nur schon Dienst thun könnte, ich wollte lieber ...."

„Still, paß auf! Sie kommen, glaub ich!"

Es entstand eine jener Bewegungen in der Menge, wie sie in von Erwartung gespannten großen Massen bei jedem kleinen Anlaß vorkommen, weil Jedermann darin den Beginn des erwarteten Ereignisses vermuthet. Ein verstärktes murmelndes Geräusch lief durch die Reihen; Alles drängte etwas vorwärts und Aller Blicke richteten sich nach dem Rathhause, aus dessen Pforten man die Wahlfürsten hervorkommen zu sehen hoffte. Doch der Wachthauptmann ließ die Vordrängenden wieder zurückweisen durch seine Mannschaften und ritt selbst mit dem Pferde dicht an den vordersten Reihen hinunter, daß sie aus Furcht getreten zu werden scheu zurückwichen. „Platz, Leute, Platz!" rief er ihnen zu, „es muß Bahn gemacht werden für einige geistliche Herren, die noch in die Kirche müssen." Diese Worte,

welche die Ursache der Bewegung erklärten, begleitete er mit Winken seines gezogenen Degens, die die Richtung andeuteten, in der das Volk zurückweichen sollte. So erweiterte sich der Raum zwischen dem Spalier etwas, und man sah von der Gegend des Rathhauses her einige schwarz gekleidete Herren herankommen, die jedoch nicht sämmtlich Geistliche zu sein schienen. Ob sie aus dem Römer selbst kamen, blieb zweifelhaft, da sie sich schon eine Strecke von dem Eingange mitten im Volke befanden und auch aus dessen dichtgedrängten Schaaren von den Häusern her hervorgegangen sein konnten.

„Die Federfuchser!“ murrte Kasper wiederum unzufrieden. „Sie müssen immer etwas voraus haben! Ihnen müssen wir Platz machen! Weshalb können sie nicht so gut wie wir auf der Straße bleiben? Sie müssen in die Kirche!“

„Es sind ja mehrere Geistliche dabei vom Jesuitenorden“, bemerkte Michel.

„Ja, Schwarzröcke! Der Teufel ist auch ein Schwarzrock! Ich kann die Kerle nicht ausstehen! Federfuchser und Kanzeldruckser! Alles ein Gelichter! — Bei Sanct-Jörgen“, rief er lebhaft, wiewol mit unterdrückter Stimme, „das Gaunergesicht muß ich kennen! Den da!“ Er stieß seinen Kameraden an und zeigte auf einen blassen, hagern Mann im schwarzen Sammetkleide mit spanischem Mäntelchen, weißem Halskragen und einem kleinen Degen an der Seite. „Jetzt weiß ich's! Ich habe ihn bei dem Slawata in der Kanzlei gesehen, als ich Depeschen in Wien ablieferte! Das schwarze Ungeziefer nistet sich überall ein; nun kriechen sie auch hier in Frankfurt herum. — Da ist auch Slawata selber! Der mit dem langen, blaßbärtigen Jesuiten dort geht!“

Michel kannte keinen der bezeichneten Männer, — daher waren sie ihm auch ziemlich gleichgültig. — Die Augen der Menge hefteten sich neugierig auf die Kommenden, in denen sie wegen der Aufmerksamkeit, die ihnen von den Ordnung haltenden Mannschaften gewidmet wurde, wichtige Personen vermutheten. Diese gingen jetzt so dicht an der Stelle vorüber, daß man jedes ihrer Worte, auch beim halblauten Gespräch hören konnte.

„Und Ihr seid dessen sicher“, fragte Slawata und wandte sich zu dem ihm zunächst gehenden Mann im schwarzen Sammetkleide, von dem Kaspar gesprochen.

„Ganz sicher!“ antwortete dieser. „Die Nachricht ist auf das schnellste hier; es sind reitende Boten auf der ganzen Straße aufgestellt.“

„Und Ihr meint heut oder morgen müßte sich's entscheiden?“ fragte der Mann in der Jesuitenkleidung auf Slawata's linker Seite den Nämlichen.

„Ja, würdiger Pater Thyßka! Heut, morgen, gestern — je nachdem es fällt! Aber an einem dieser Tage muß es sich entscheiden!“ lautete die Antwort.

„Mehr hörte man von ihrem Gespräch nicht, da sie jetzt schon an Kaspar's Platz vorüber waren und der Kirche zugingen.

„Jetzt hab' ich's!“ rief dieser herausplatzend, „der schmächtige Krummbuckel mit seinen Kratzfüßen ist der nämliche, der in Prag mit aus dem Fenster spaziert ist, der — wie heißt er doch, der Geheimschreiber — hilf mir doch, Michel!“

Michel wußte nicht zu helfen.

„Der Fabricius“, half sich Schwarz plötzlich selbst.

„Der ist mit aus dem Fenster geworfen worden?“ fragte Michel und machte große Augen.

„Ja und lebt doch noch, und geht auf seinen dünnen Beinen umher so gut wie sein Herr und Gönner da vor ihm! Die Federfuchser haben Alle ein Pactum mit dem Satan! Der Kerl ist so dünn und knickbeinig, daß man glauben sollte, er müßte sich die Knochen zerbrechen, wenn er sich im Bett umdreht. Und den schmeißen sie dreißig Ellen hoch zum Fenster hinaus und er bleibt ganz! Unser Einem hätte das passiren sollen! Kein Knochen der nicht in zehntausend Splitter zerfahren wäre! Aber das Unkraut verdirbt nicht!"

„Was du wieder zusammenschimpfst und fluchst, Kaspar", antwortete Michel kopfschüttelnd, „das sind doch Herren von unserer Sache!"

„Die Tintenklecker sind überall gleich! Ich kann das schwarze Ungeziefer in der Welt so wenig wie im Bettstroh vertragen!" rief er lachend. „Mir sind sie wie die Galle, aus der sie ihre Tinte kochen. Was sie in der Schreibstube einrühren, müssen wir ausfressen im freien Felde, und die Haut für sie zu Markte tragen! Was sie nur jetzt wieder ausspinnen mögen, von gestern und heut! Was gestern geschehen ist, ist abgethan, was heut geschieht haben wir vor der Nase, und was morgen kommt, weiß Keiner! Aber wenn Pfaffen und Schreiber mit ihren Gänsekielen ins Garn stochern, so verfitzen sie in einer Stunde mehr Fäden und Knoten, als unser kaltes Eisen in Jahr und Tag zerhauen kann. Das schieben sie uns dann zu! Wir sollen reinen Tisch machen, wo sie ...."

Mitten in den Strom seiner bittergalligen Worte tönte plötzlich das hehre Geläut der Glocken vom Dom herab; und bald darauf von allen Kirchthürmen der alten Reichsstadt.

Es war das Zeichen, daß die Wahlfürsten jetzt aus

dem Rathhause zur Kirche aufbrechen wollten. Als verdopple sich in einem Augenblick die Menge der Zuschauer, soviel dichter wurde ringsum das Gedränge, so wuchs das brausende Getümmel der Stimmen, welches die Lüfte erfüllte. Der Hauptmann der Stadtmannschaft sprengte trotzdem im Galopp, sodaß Alles vor ihm angstvoll auseinander stob, nach dem Rathhaus, und ließ die Massen, die es, um bei der Eröffnung der Pforte ganz nahe zu sein, anstürmend umdrängten, von den Mannschaften gewaltsam zurücktreiben. Es mußten die Spieße vorgehalten werden, um Gehorsam zu erlangen. Auf dem freien Raum vor dem Rathhause wurden jetzt von Dienern in den prächtigsten Livreen, daß man vor Goldstickereien und Passementarbeit kaum die Farben der Röcke erkennen konnte, die Rosse vorgeführt, welche die Wahlfürsten und ihre Abgesandten besteigen sollten. — Ein prachtvoller spanischer Schimmelhengst wurde zuerst von zwei Stallmeistern, die die langen, goldverbrämten Zügel auf beiden Seiten hielten, ans Thor geführt. Ein Mann von hoher Gestalt, mit einem Hermelinpelz bekleidet, die Bischofsmütze auf dem Haupt, trat aus der Menge der bunten, reich gewappneten oder kostbar gekleideten Gestalten, die man jetzt in der Flur unter der Pforte des Römers erblickte, hervor. „Das ist der Kurfürst von Mainz", hörte man im Volke sagen. „Gleich hinter ihm steht der Kurfürst von Köln, und der Dritte ist der Kurfürst von Trier."

„Kennt Ihr die Kurfürsten auch, Kaspar?" fragte Michel.

„Die geistlichen nicht; die bekommt man heutzutage nicht zu sehen, wo es nach Pulver riecht. Zu alten Zeiten war's anders", fuhr er fort. „Da zogen die geistlichen Herren noch vom Leder; jetzt führen sie nichts als die Feder. — Der hat auch öfter auf der Kanzel gestanden, als im Sattel

gesessen", lachte er, indem sich der Kurfürst aufs Pferd schwang. „Er sitzt auf wie ein Schneidergesell, der sich durchgeritten hat! Das wäre nicht mein Mann!"

„Der Schimmel ist aber gut!"

„Ja! Das Pferd! Wenn der Satan den Hengst hätte und ich den Kerl, — ich tauschte mit dem Satan!"

„Du, verbrenne dir nicht das Maul", murmelte Michel leise, da einer der Wachthabenden sich nach ihm umzusehen schien. —

Inzwischen waren auch die beiden andern geistlichen Fürsten aufgesessen. Beide auf prächtigen Zeltern. Die Pferde anderer Farbe waren nicht so Sitte für die geistlichen Fürsten als die Schimmel.

„König Ferdinand!" rief Kaspar Schwarz mit ganz anderm Ton als bisher; und seine knochige breitschultrige Gestalt rückte sich ehrfurchtsvoll zurecht und sein Auge blitzte stolz.

„Der wird's! Der wird's!" ließen sich mehrere Stimmen unter den Bürgern hören. „Das ist er! Da seht ihn! Er wird gewählt, verlaßt euch drauf!"

„Hm! Man kann immer nicht wissen, ob nicht der Baier", wandte ein Zuschauer ein.

„Was Baier! Das ist schon unter ihnen abgemacht! Der Baier hat ausgeschlagen!"

„Was Ihr Alles wißt! — Aber die lutherischen Fürsten sind dem Ferdinand nicht grün!"

„Was?" fuhr hier Kaspar Schwarz den beiden Bürgern ins Gespräch. „Grün oder nicht! Gelb mögen sie werden vor Aerger. Aber unser Herr wird Kaiser! Abgemacht! Und wer das bezweifelt, den soll —"

„St! doch", zupfte Michel den polternden Kameraden. Dieser wollte antworten, doch lautschallender Trom-

petenklang erfüllte plötzlich die Luft und schnitt die Gespräche ab. Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Hüte ab!“ rief eine Stimme. Im Nu flogen alle Hüte herunter und gleichzeitig ertönte lauter Jubelruf! Die Wahlfürsten wurden mit schallendem Frohlocken begrüßt. Die drei geistlichen Herren ritten voran; dann der König von Ungarn und Böhmen; drauf die Abgesandten von der Pfalz, Brandenburg und Kursachsen. Der Graf Solms war der Vertreter Friedrich's von der Pfalz. Zwischen den Fürsten Dienerschaft und Bewaffnete zu Fuß. Sie grüßten freundlich in das Volk hinunter von ihren prächtigen Rossen. Mit jedem Gruß neuer Jubelruf. Er übertönte den mächtigen Glockenklang und den Trompetenschall. Jede Brust fühlte sich erhoben, denn es war ein großer Augenblick. Deutschland sollte einen neuen Kaiser erhalten, einen neuen Schirmer seiner Rechte, seines Friedens, seines Glücks, und hoch auf schwoll das Herz so wichtiger Entscheidung, so kostbarer Hoffnung gegenüber!

Elftes Capitel.

Dem Prachtzuge der Wahlfürsten nach dem Dom drängte der Strom der Menge nach. Kein Rufen und Schreien der Stadtmannschaften half. Die Masse ließ sich nicht überwältigen!

„Hier bricht sich Alles die Hälse und Rippen“, sagte Kaspar zu Michel, der neugierig mit vorzubringen trach-

tete. „Laß uns aus dem Spectakel heraus! Ich schere mich den Teufel um die Kirche!“

„Nein, Schwarz“, antwortete Michel, den bei seiner Jugend die Pracht der Ceremonie und die Neugier mächtig stachelte. „Thu' mir die Freundschaft. Komm mit! Wir werden uns doch durch die Spießbürger Bahn machen?“ Er schob dabei den ehrsamen frankfurter Bürger, der zuvor so gelahrt gesprochen hatte, dergestalt unsanft auf die Seite, daß ihm das eingequetschte Wams halb zerriß. „Seid Ihr von Sinnen“, brach der Beleibte erbittert aus. „Was maßt Ihr Euch hier für ein Betragen an?“

Kaspar war, wie gesagt, nicht sonderlich eifrig, sich in die Kirche zu pressen, — Kirchen flößten ihm einen so gründlichen Widerwillen ein, daß er ihn selbst bei Festlichkeiten nicht ganz überwand, — allein er hielt kameradschaftlich zu Michel. Schon deshalb wäre er ihm treulich zu Hülfe gekommen. Was er aber gar nicht vertragen konnte, war, daß ein Bürgersmann, ein Kerl von der Elle oder Nadel, oder gar von der noch verhaßteren Feder, sich's herausnehmen wollte, einen Mann, der das Kriegswams trug, zur Rede zu stellen. Des ehrsamen Frankfurters gerechte Beschwerde war daher für ihn der Grund zu dem unwiderruflichen Entschluß, jetzt in die Kirche zu dringen, und wenn es das Leben gekostet hätte. Er schnaubte also mit den Titeln „Dickwanst, Schmeerbauch, Käsekrämer!“ den ärgerrothen, entrüsteten Bürgersmann dergestalt an, daß dieser sofort zu einem Furchtbleichen, Todeserschreckten wurde. „Ihr untersteht Euch, einen kaiserlichen Kriegsmann“ — er legte sich und Michel diesen Titel schon in der Sicherheit bei, daß sein König Ferdinand gewählt werden müsse — „so ungebührlich und respectwidrig zu behandeln? Soll ich Euch den Degenknauf zwischen die

Rippen pflanzen, bis an die Scheide?" Und dabei drückte er dem wohlehrsamen Herrn den Knopf seines Degengefäßes dergestalt in die Seite, daß er laut aufächzte und sich mit einem so heftigen Sprung, als das Gedränge nur zuließ, auf seine Nachbarn warf. Sogleich entstand allgemeines Geschrei und Getümmel. Mehrere Stimmen schrien durcheinander: „Was gibt's hier? Wer fängt hier Händel an! Ruhe! In den Stock mit den Ruhestörern!"

„Ordnung", donnerte das Machtwort eines Wachthabenden.

„Macht vorwärts", raunte Michel erschreckt Kaspar zu, „sonst fassen sie uns am Ende!"

„Was, fassen?" knirschte dieser. „Da sollen sie erst Haare lassen", und er hatte schon die Faust am Degengriff, um blank zu ziehen.

Michel zog ihn aber vorwärts; die Massenströmung faßte sie unwillkürlich und trieb sie der Kirchthür zu, während ein anderer hinzudrängender Strom sich zwischen sie und die Beleidigten einkeilte. Diesem Zufall verdankten sie es, daß Kaspar's wilde Unvorsichtigkeit keine Folgen weiter hatte. Denn bevor die Bürger recht wußten, um was es sich handle, und der Hauptmann der Wache einige Ruhe gestiftet hatte, waren die Reiter so weit fortgerissen im Gedränge, daß ihnen nicht nachzukommen war. Aber der beleidigte und mishandelte Bürgersmann brach in heftige Klagen und Schmähreden aus, die er dem Kreise der ihn theilnehmend umstehenden Bürger zu hören gab. „Das sind Fremde!" rief er. „Sie sollten eigentlich gar nicht in der Stadt sein! Aber unter allen Vorwänden schleichen sie sich ein! Bald sind sie von der Dienerschaft der Fürsten und Herren, bald von ihren Reitern und Söldnern! Sonst hätten sie ausgewiesen werden müssen so gut wie alle

andern Fremden, oder eingesperrt wie die Juden in ihrer Jüdengasse!"

„Freilich!" bekräftigte ein Anderer. „Nur der frankfurter Bürger hat ein Recht der Kaiserwahl beizuwohnen! Und wir werden hier verdrängt durch all das ausländische Gesindel!"

„Es ist gotteslästerlich! Ich glaube ein paar Rippen sind mir gebrochen", ächzte der Wohlbeleibte. „Auch die Diener sollte man für den Tag ausweisen oder einsperren, außer Denen, welche wirklich Dienst haben. Das sind ein paar Leute! Aber vollends diese unverschämten Soldaten! Wozu sind sie nütz? Haben wir nicht unsere Bürgermannschaften, die allen Dienst verrichten? Diese Kriegsknechte haben nicht einmal Dienst heut! Sie haben nichts zu thun, als uns eingeborenen Bürgern die Eingeweide aus dem Leibe zu pressen im Gedränge! Mir muß etwas zerrissen sein im Unterleibe!" stöhnte er und hielt sich, da er sich schon ganz seitwärts aus dem Hauptstrom des Gedränges zurückgezogen hatte, mit beiden Händen den Leib. Einige Bürger und Gevattern umstanden ihn mitleidig.

„Aber so geht's, wenn kein altes Recht und Gesetz und Herkommen mehr geachtet wird? Ausgewiesen alle Fremde am Tage vor der Wahl, so lautet das Gesetz! Wozu die Ausnahmen! — Wenn das Unheil so weiter frißt, erleben wir's noch, daß die Juden zusehen dürfen, wenn der heilige römische Kaiser erwählt wird!"

Während dieser Beschwerden unter dem Bürgerhaufen waren Michel und Kaspar glücklich in die Kirche eingedrungen. Kaspar hatte ein verwegenes Mittel erdacht, sich einen guten Platz zu schaffen. Er hatte sein kurzes Seitengewehr gezogen, an Schulter genommen und gebot im Commandoton, als ob er dienstlich befehligt sei, hier

eine Bahn zu brechen, den vor ihm Stehenden Platz zu machen. Michel folgte ihm nach, als gehöre er zu seinem Commando. So wichen ihnen die Zusammengedrängten mit Ehrfurcht und Schrecken aus, in der Meinung, es rücke ein ganzes Truppencommando nach; erst wenn sie Raum gegeben hatten, sahen sie, daß es nur zwei Mann waren, die vorwärts drängten, verwunderten sich höchlichst, aber .... blieben bei Seite geschoben!

„Siehst du", triumphirte Kaspar leise gegen Michel, nachdem sie einen herrlichen Platz nahe am Altar gewonnen hatten, wo sie Alles sehen konnten, „so muß man's machen. Nur zugegriffen, nicht erst gefragt. Dann sperren sie hinterher Maul und Nase auf, aber es ist zu spät! Wer viel fragt, bekommt viel Antwort."

„Ihr seid ein Teufelskerl mit Dreistigkeit — ich hatte bange sie würden uns beim Kragen nehmen!" antwortete der gutmüthige Michel.

„Beim Kragen nehmen? Einen kaiserlichen Reitersmann! Lump du! Das kannst du nur denken? Wie willst du deinem Stande Respect verschaffen? Mit dem Finger sollen sie mich antippen!" Kaspar war muthig, tollbreist, voll trotziger Soldatenanmaßung; aber er nahm doch jetzt den Mund etwas voller, da er sah, daß Alles glücklich ausgeschlagen war.

Michel ließ sich, wie oftmals, auch jetzt von ihm imponiren und faßte den ehrfurchtsvoll staunenden Glauben, sein Kamerad würde die gesammte Bürgermannschaft der alten Reichsstadt zu Paaren getrieben haben, falls ihm irgend wer zu nahe getreten wäre. —

Sie sahen sich jetzt in der überfüllten Kirche um und ihr Staunen wuchs, je länger sie die prachtvollen Einrichtungen und Ausschmückungen anschauten. Ueberall Kronen-

leuchter mit flimmernden Kerzen, alle Kapellen und Altäre mit kostbaren golddurchwirkten Teppichen geschmückt; vor dem Hochaltar ein wahres Feuermeer von Kerzenlicht. Herrliche Gemälde zwischen den Pfeilern, Bildsäulen, alte Prachtdenkmale. Vor allem war es die Masse Derer, welche die Kirche erfüllten, die den feierlichsten Eindruck hervorbrachte; in dem Volke Kopf an Kopf gedrängt, und auf den vorbehaltenen Sesseln und Plätzen die ganze Pracht der Ritterschaft, die hohen Würden der Geistlichkeit, die schwarzgekleideten Rathsherren und Schöffen der Stadt, endlich die im höchsten Putz strahlenden Damen, viele mit goldenen Ketten, Perlen, Edelsteinen blendend geschmückt.

Michel, jung und frisch von Sinnen, wendete seine leuchtenden Blicke sprachlos von einem Gegenstande auf den andern; er wußte nicht, worüber er am meisten erstaunen sollte. Kaspar schaute mehr wild und unmuthig als verwundert oder gar freudig darein. Er war überhaupt unzufriedenen Sinnes; vollends aber nach seinem letzten Unfall, der die eiserne Kraft seines Körpers gebrochen hatte und wovon er, wenn er es auch trotzig unterdrückte, doch noch Schwächung und Schmerzen empfand, konnte ihm nichts eine freundliche Miene ablocken. Nur einiger Stolz drückte sich in seinen Gesichtszügen aus, daß es, wie er fest annahm, der Herr sein werde, dem er diente, welcher nun bald als Herr und Kaiser im ganzen Deutschen Reiche gebieten werde. —

Michel hätte sich gern Alles erklären, jeden prächtig gekleideten Ritter, jeden Geistlichen im Ornat nennen lassen. Doch er wußte nicht, wie er zu solcher Kenntniß kommen sollte. Er scheute sich vor Kaspar, irgend einen der Bürger anzureden, denn dieser verachtete die Gemeinschaft mit dem Schlafmützenpack, wie er die Nichtsoldaten gern mit sum-

marischem Titel belegte. Endlich siegte aber doch die Neubegier über diese Scheu vor dem unwirrschen Kameraden. Er fragte daher einen ältlichen Bürgersmann im saubern, pelzverbrämten Kleide, der neben ihm stand: „Wer ist wol der alte geistliche Herr dort oben in dem Stuhl, rechts vom Altar?"

„Der alte Herr mit dem langen weißen Bart?" fragte der Bürger.

„Richtig, Herr, den meine ich!"

„Das ist der Fürstbischof von Bamberg. Ein gottesfürchtiger Herr, der gewiß einmal heilig gesprochen werden wird", setzte er hinzu.

Michel antwortete nur durch eine Verbeugung seines langen Gesichts. „Und der Dritte von ihm", fragte er nach einer kleinen Pause, „der dicke Herr?"

„Das ist Se. Hochwürden der Herr Abt von Fulda; ein hoher Prälat", war die Antwort.

„Wie heißt er denn?"

„Das weiß ich nicht; aber er ist aus einem gräflichen Geschlecht und mit hohen Fürsten und Herren verwandt."

„So so!" staunte Michel in Ehrfurcht.

„Mir sind alle die Glatzköpfe gleichgültig", brummte Kaspar halb vor sich hin, halb richtete er die Worte an Michel als einen Tadel über sein vieles Fragen.

„Der vornehme Ritter, der da eben aufsteht, oben auf dem Chor — könnt Ihr mir den nennen?" fragte Michel.

„Das ist der Graf von Erbach. Der gehört mit zum Hofhalt des Herrn Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, für dessen kurfürstliche Gnaden Se. Erlaucht der Graf Solms die Wahlstimme abgibt", antwortete der Bürger.

„Was Ihr nicht Alles kennt und wißt", erwiderte der

vertraulich gewordene Michel, „Ihr nennt sie ja Alle bei Namen!“

„Alle? O da fehlt noch viel“, antwortete der Bürger. „Aber so Manchen kenne ich. Ist es doch nicht die erste Kaiserwahl, der ich beiwohne, und es kommen doch immer viele der nämlichen Herren her, und man lernt sie allmälig kennen, wie sie einrücken, ihren Aufzug halten, ihre Besuche machen!“

„Also Ihr habt schon eine Wahl erlebt?“ fragte Michel.

„Schon zwei“, antwortete der Gefragte und machte durch nachdrückliche Betonung den Stolz des frankfurter Bürgers etwas geltend; „ich war bei der Wahl des Kaisers Mathias und bei der seines Bruders des Kaisers Rudolf. Das war im Jahre ....“

„Das ist auch der Rede werth“, fuhr ihm Kaspar ins Wort, der sich längst über die vertrauliche Unterredung mit dem „Mann von der Schlafmütze“ ärgerte. „Es ist keine große Kunst ein Pack Jahre auf dem Rücken zu haben und nur das Maul aufzusperren, wo es etwas zu sehen gibt. Das hätte ich auch gekonnt; aber ich habe unter Kaiser Rudolf und Kaiser Mathias die Klinge geführt und mir Pulverdampf um die Nase wehen lassen. Das riecht anders als das Räucherwerk vom Altar.“

Eben verbreitete sich der Duft desselben. Der Bürger war ganz verdutzt über des groben Kriegsknechtes grobe Rede und sah ihn starr, mit halb offenem Munde an, weil er sich gar nicht denken konnte, daß sie der Lohn seiner Gefälligkeit sein sollte. Kaspar hatte sich wieder so vergessen, daß von den Umstehenden ein unwilliges St! gegen ihn ertönte. Michel, der eben wieder eine neue Frage auf der Zunge hatte, nach der Bedeutung des Denkmals in der rechten Wand des hohen Chors, welches dem Kaiser

Günther errichtet war, schnappte mit seiner Rede ab. Es hätte vielleicht noch unangenehme Worte und Streit gegeben, wobei Kaspar trotz seiner überstolzen Worte den Kürzern gezogen und ihn als Ruhestörer an heiliger Stätte vielleicht eine ernstliche Strafe getroffen haben würde, allein in dem Augenblick gerieth die ganze in der Kirche versammelte Menge in unruhige Spannung. Aller Blicke richteten sich nach der Pforte des Conclave, aus dem die Kurfürsten hervortreten sollten, und ringsher wurden die Worte gemurmelt: „Sie kommen. Es geht an! Jetzt, jetzt!"

Die Orgel ertönte mit mächtigem Klange des vollen Werkes. Die Geistlichen am Altar knieten nieder, die Chorknaben, welche den Dienst hatten, hinter ihnen gleichfalls.

In diesem Augenblick gespannter Erwartung fühlte Michel einen Druck der nervigen Faust Kaspar's in seinen Rippen. „Bei allen Heiligen und Teufeln", raunte er ihm ins Ohr! „Das ist der kaschubische Hallunke! Da drüben! Sieh!"

„Was denn! Wer denn!" fragte Michel vorsichtig leise, in der Besorgniß, daß Kaspar einen neuen Skandal veranlassen könne.

„Der Hund, der Böhmak, der mein Pferd gestohlen hat, der Zaloska!" knirschte dieser. „Wenn ich ihm hier zu Leibe könnte!"

Michel hielt ihn unwillkürlich beim Arm zurück, da er fürchtete, daß der wilde Mensch in der Kirche selbst einen Ausbruch seines Ingrimms nicht unterdrücken würde. Vergeblich aber suchte er mit den Augen den Gegenstand, der Kaspar's Zorn so erregt hatte. Endlich entdeckte er den Kopf eines durch die dicht gedrängte Menge sich mühsam vorwärts kämpfenden Mannes. Das Gesicht entsprach der

Schilderung Kaspar's; starres, schwarzes Haar, breitgeschlitzte, glotzende, tiefliegende Augen, eine stumpf aufgeworfene Nase und ein breiter, fletschender Mund. Er schien etwas Wichtiges zu bringen; ein Mann von der Bürgerwache begleitete ihn und half Raum für ihn machen. Indem Michel und Kaspar der Richtung folgten, die er nahm, gewahrten sie unfern von ihm und von ihnen selbst Slawata, Fabricius und Thyßka, welche in der Gruppe jener geistlichen und weltlichen vornehmen Herren, mit denen sie zur Kirche gegangen, an einem der nächsten Pfeiler die für sie vorbehaltenen Plätze einnahmen. „Er bringt eine Depesche", murmelte Kaspar, „er ist der Allerweltsbriefträger! Slawata's Spür- und Wachtelhund!"

Wirklich drängte sich Zaloska zu diesem hin. Er erreichte zuerst Fabricius. Sein blasses, hohlwangiges Gesicht verrieth durch eine plötzliche Zuckung die lebhafteste Ueberraschung, da er Zaloska vor sich sah. Dieser sprach einige Worte mit grinsenden Zügen. Fabricius kniff die Lippen zusammen; er wandte sich rasch um und Beide drängten zu Slawata hin. Auch ihm flüsterte Fabricius etwas ins Ohr, indem er ihm die Depesche gab. Die Mittheilung des Geheimschreibers zuckte über seine Züge wie ein Krampf. Er riß das Schreiben auf; seine Lippen bebten fieberisch während er las. Er wandte sich zum Pater Thyßka, der mit bohrenden Augen an ihm hing, gab ihm den Brief und nickte nur leise winkend mit dem Kopf dabei, als wolle er sagen: „Es ist so!"

In Thyßka ging dieselbe Bewegung vor, wie in den Andern. Bald sah man, daß alle die schwarzen Herren in den Gruppen die Köpfe zusammensteckten und mit wichtigen Mienen einander zuflüsterten.

„Ich will mein Lebtag in keinem Sattel mehr sitzen",

sagte Kaspar zu Michel, „wenn das nicht mit dem Gestern, Heute und Morgen zusammenhängt, wovon sie im Gehen schwatzten. Es ist etwas vorgefallen! Sie sind alarmirt, der Feind muß ihnen in den Vorposten sitzen!"

Dieses Ereigniß, welches die Aufmerksamkeit der beiden Reiter so beschäftigte, hatte sie auf einige Augenblicke von den Vorgängen in der Kirche abgezogen, denen die allgemeine Theilnahme folgte. Sie wurden aber mit einem plötzlichen Schwung wiederum mitten in die Strömung des großen Ereignisses hineingeworfen. Denn mit einem Schlage schwoll das unruhige Murmeln und Wogen in der Menge zu einem lauten Ausbruch der Freude auf. Das Conclave hatte sich geöffnet; die sieben Wählenden erschienen in der Pforte. Gleichzeitig schallte Trompetenklang durch dieselbe und im nämlichen Augenblick auch der Donner der draußen auf dem Platz aufgestellten Kanonen. Der große Act, der Deutschlands Schicksale für die nächste Zeit bestimmte, die Kaiserwahl, war vollendet!

Von den drei geistlichen Kurfürsten, Trier, Mainz, Köln, zunächst begleitet, von den Wahlvertretern gefolgt, trat der König von Ungarn und Böhmen zuerst aus dem Gemach, um auf den Hochaltar zuzuschreiten. Sechs Herolde mit langen Zinken und silbernen Trompeten, die schon an der Pforte des Conclave harrten, schritten voran. Ihre schmetternden Instrumente konnten dennoch den Jubel nicht durchdringen, der sich in der Kirche erhob. Keine vorgeschriebene Ordnung, selbst nicht die Heiligkeit der Stätte vermochte den gewaltigen Strom der Gefühle zu hemmen, der sich jetzt in jeder Brust Luft machte. Die feierlich abgemessenen Donnerschläge der Kanonen überhallten allein das Brausen des Jubels; sie stellten sich wie Felspfeiler hin in den tobenden Sturz eines mächtigen Stroms. Die

Freude entflammt sich an der Freude, die Begeisterung an der Begeisterung; die mächtigen Schwingungen der allverbreiteten Erhebung trugen auch den Einzelnen auf die Gipfelhöhen dieses Ausbruchs. Mochte zuvor in dieser Brust die Hoffnung, in jener die Furcht und Sorge über die Folgen der Entscheidung vorgewaltet haben; Beides verschwand in der Gewichtigkeit des Ereignisses, die allein das Herz mit fortreißender, emporstürmender Macht ergriff. Jeder empfand nur, daß ein großer Schritt der Geschicke geschehen sei. Ob zum Heil oder Unheil, das mochte der Einzelne später in sich prüfen; jetzt gehörte er nur dem Schwunge des Ganzen an; der Erhebung, die die Gewalt des Augenblicks in sich trug.

Ob die Nächsten am Altar den Namensausruf des neuerwählten Kaisers „Ferdinandus der Zweite“ zu vernehmen im Stande waren, ließ sich in dem Sturmesbrausen der Jubelstimmen nicht ermessen. Die ungeheure Masse des Volks aber konnte den neuen Kaiser nur sehen, wie er mit hohem Gang gegen den Altar daher schritt, sich mit mildem Lächeln, nach allen Seiten grüßend neigte und die Hände wie schirmend und segnend erhob.

In diesem Augenblick, eben als der Kaiser den Altar erreichte, ereignete sich ein Vorfall, ein ganz zufälliger, der aber in den Gemüthern der Menge einen, die Stimmung plötzlich und völlig umwandelnden Eindruck hervorbrachte. *) Ein schweres Balkenstück fiel von der Decke herab und schlug dicht neben dem Kaiser nieder. Die ganze Versammlung in der Kirche war bei diesem Anblick plötzlich wie durch einen elektrischen Schlag gelähmt, Jeder

*) Historisch.

zitterte bestürzt in sich zusammen und der Laut erstarb ihm im Munde. Die tobende Brandung der mit mächtigem Brausen emporgeschwollenen Volksmenge erlosch plötzlich zu erstarrter Meeresstille. — Der Kaiser war nur im ersten Augenblick mit einem raschen Schritt hastig zur Seite getreten; aber schon im nächsten behauptete er seine Fassung und volle Würde wieder. Er blickte mit frommer Festigkeit durch die ganze Kirche hin, als wolle er jedem Einzelnen sagen: „Seid ruhig, ich bin unverletzt!" dann erhob er Augen und Hände nach oben und sandte einen Blick heißen Dankes aufwärts.

Noch aber lastete die halbe Betäubung auf Allen; lautlose Stille herrschte, man hörte nur beklommene Athemzüge. Es schien, als solle dieses Zeichen, als das einer unheilvollen Vorbedeutung, den Eindruck der ganzen Feierlichkeit tief erschüttern.

Doch Kaspar Schwarz, der über Alles zürnte, sich aber über nichts erschreckte, faßte das Ereigniß in seiner Weise auf. Es erschien ihm wie das Schwanken einer Kriegerschaar in dem Augenblick, wo entschlossene Entscheidung allein rettet. Ein dunkler kriegsmännischer Drang, daß er die Schlacht, auf dem Punkt zur Niederlage umzuschlagen, wieder zum Siege herstellen, etwas für seinen Kaiser thun müsse, trieb ihn an. Halb im Zorn über die feig erschreckte Masse, brach er daher trotzig wilden Muthes das Eis der Erstarrung, indem er mit seiner gewaltigen Kriegerstimme mitten in die beklommene Stille hineinrief: „Es lebe Kaiser Ferdinandus der Zweite!" Dieser Ruf brach dem zusammengepreßten Strome der Empfindungen wieder eine neue Bahn; brausend, donnernd, ein Vulkanausbruch, zersprengten die lähmend lastenden Bande. Im tausendstimmigen Wiederhall erscholl der

gleiche Ruf: „Es lebe der Kaiser. Es lebe Ferdinandus der Zweite!“ gegen die Wölbungen des Doms.

Diese Flut spülte jede Spur des Omens hinweg. Der Sturm der Begeisterung riß alle äußern Schranken nieder. Der neue Kaiser sollte von den Wahlfürsten am Altar dem Volke vorgestellt werden, den Segen der Geistlichkeit empfangen, Ritter und Herren ihm kniend huldigen: doch die wie von göttlichem Funken entzündete Menge durchbrach die Reihen; das Volk umstürmte den Kaiser und hob ihn auf seinen eigenen Schultern zum Altar empor, daß er hoch über den Köpfen Aller sichtbar wurde. *) Unermeßlich schwoll jetzt die Woge des Jubels. Selbst der Donner der Geschütze wurde übertäubt und das Ohr empfand ihn nur als eine dumpfe Erschütterung, welche die Pfeiler des alten Doms erbeben, die Fenster klirrend erzittern ließ. Noch erhebender aber als dieser war ein Augenblick, der jetzt eintrat. Dem Gebrauch gemäß wurde dem Kaiser die Wahlcapitulation, diese, ihn durch heiligen Eid bindenden Verpflichtungen, unter welchen Fürsten und Völker des Deutschen Reiches ihm die Wohlfahrt desselben anvertrauten, vorgelegt. Er nahm das wichtige Pergament mit fürstlicher Würde und Ruhe. Und jetzt auf die Stufen des Altars zurückgetreten, wo er immer noch weit erhöht über dem Volke stand, sodaß er Allen sichtbar blieb, entrollte er die Schrift und durchblickte sie schnell, aber fest mit klaren Augen. Dann, ohne irgend ein Bedenken oder Zaudern hob er seine Rechte zum Schwur und schaute freudig zum Himmel auf. Jedes Auge hing an dem durch Gottvertrauen verklärten Antlitz. Und als er jetzt die Lippe regte zum ersten Wort, da war es als ob plötzlich alle

*) Historisch.

die Tausende in der Kirche von der Gegenwart eines unsichtbaren Heiligthums berührt würden. Wie auf einen Wink verstummte der Jubel und es herrschte das ehrfurchtsvollste Schweigen. Nur des Kaisers feste Stimme ertönte und keine Silbe ging dem lauschenden Ohr verloren. Freudiges Vertrauen strahlte aus Ferdinand's Antlitz, denn sein Glaube war gestählt durch die wunderbarste Umwandlung seines Geschicks nach den schwersten Prüfungen. Vom Rande des unvermeidlichen Abgrundes (wie es sterblichen Menschen erschien) hatten ihn die Schwingen höherer Macht emporgetragen zu dem höchsten glanzvollen Gipfel des Daseins. Statt mit dem unterhöhlten Thron seiner Erblande zusammenzustürzen, saß er jetzt auf dem mächtigsten der Christenheit, und die Welt erkannte ihn als Herrscher an! In solcher Führung seiner Lebenssterne mußte er das ewige Walten erkennen, und das gab ihm die freudige Zuversicht, mit der er das Amt antrat, welches die Geschicke aller deutschen Völker in seine Hand legte. Die Rechte zum Schwur gehoben, die Linke ruhend auf dem entrollten Pergament, das auf dem Altar lag, stand er hoch aufgerichtet und sprach den Eid mit freudiger Stimme. Am Schlusse erhob er sie feierlich, und mit zurückgehaltenem Athem lauschte das Volk den letzten, mit erhöhter Kraft und Begeisterung gesprochenen Worten: „Getreulich will ich halten, was ich beschworen! Ich will sein der Schutz der Schwachen, die Hülfe der Bedürftigen, die Sicherheit der Gerechten! Ein Mehrer des Reichs allzeit, der Schild seiner Rechte, der Hort seines Friedens, der Schrecken seiner Feinde! — So wahr mir Gott helfe! Amen!“

Indem er die Worte sprach: „der Schrecken seiner Feinde“, vernahm Kaspar ein störendes Geräusch hinter sich; er wandte sich unwillig um und sah einen ältern

Herrn, der Kleidung nach zum Rath der Stadt gehörig, der sich zu dem Bürger herandrängte, welcher zuvor so bereitwillige Auskunft gegeben hatte. Er rief ihm, wiewol mit gedämpfter Stimme, zu:

„Der Kurfürst von der Pfalz ist zum Könige der Böhmen gewählt; soeben ist die Nachricht eingetroffen.“

Viele hörten diese Worte mit Kaspar zugleich und eine hastige Beunruhigung gab sich kund. In diesem Augenblick aber sprach Ferdinand sein lautes frommes „Amen“, und wie der zündende Funke die schlummernde Mine aufsprengt, so zerriß dieses Wort die athemlos gespannte Stille, und ein neuer Jubelausbruch schallte gen Himmel.

Die Bischöfe, die Prälaten, umdrängten den Kaiser, der noch immer am Altar stand, die Kurfürsten selbst beugten, wie von höherer Gewalt bezwungen, huldigend ihre Knie, die Grafen, Ritter und Herren müheten sich, ihm, auf die Knie geworfen, den Saum des Mantels zu küssen. Allein stürmischer als Alle und unwiderstehlich drang die Volksmasse selbst ein, jegliche Schranke durchbrechend, um sich im begeisterten Taumel dem neuen Herrscher zu Füßen zu stürzen, ihn auf ihren Schultern aus der Kirche zu tragen. Mit äußerster Mühe suchten die Mannschaften der Stadtmiliz die Ordnung aufrecht zu erhalten, des Kaisers geheiligte Person gegen diesen Ueberdrang begeisterter Verehrung und Liebe zu schützen. Aber diese Woge ungehemmten Ausbruchs der Gefühle durchrauschte schon die ganze Kirche! Die Massen strömten gegeneinander; Ordnung war nicht mehr zu bewahren.

Indessen war es bald nicht die Wallung der Freude allein, durch welche die Volksmenge bewegt wurde; auch die der Bestürzung ergriff sie. Denn Viele hatten die Nach-

richt von der Wahl Friedrich's von der Pfalz zum Könige Böhmens gehört, und im Lauffeuer durchflog sie die Menge. Ein ungeahnter Blitz zuckte sie über dem Haupte der Freudigen, und der aufwärts starrende Blick sah das schwarze Wettergewölk mitten im blauen Aether zusammengeballt. Vor dem in voller Jubelwoge dahinbrausenden Strom riß sich plötzlich eine tiefe Kluft verschlingend auf. Der taumelnde Wirbelflug des Glücksrausches war gebrochen und sank mit gelähmtem Fittich herab.

Jede Brust empfand mit ahnungsvollem Grauen dieses höhnende Wechselspiel des Schicksals, welches in dem nämlichen Augenblick, wo es Ferdinand auf einen neuen Thron erhob, ihn von dem herabstürzte, der sein geheiligtes Besitzthum war. Und der tiefer Blickende erkannte hier den scharfen, schreckenvollen Wendepunkt der Weltgeschicke. An dem schwarz verhüllten Himmel der Zukunft hielt die unsichtbare Hand des ewigen Lenkers die Wage der Entscheidung. Längst schon hatten die schweren Schalen der Eintracht und Zwietracht drohend im zitternden Gleichgewicht geschwebt. Jetzt stürmte der Dämon der Zwietracht trotzig auf seinen finstren Schwingen durch das Gewölk und warf verderbenflammenden Auges das eherne Schwert in die Schale des Kampfes.

In dieser Stunde war es, wo Deutschlands guter Genius sich verhüllte, um das Menschenalter des Grausens nicht zu erblicken, das die schwere Hand unabwendbarer Schickung ihm verhängte! Diesen Strom von Blut und Flammen, der Tausende von Leichen in seinen Wogen wälzte, die Fluren verheerte, die Städte vertilgte, in seinem Aschenbett allen Segen vergangener Jahrhunderte verschüttete und den Abgrund aufwühlte, der ein ganzes kommendes verschlang!

Nur eine dunkle Ahnung, ein bleicher Schimmer der Grauengebilde der Zukunft drang in den lichten Glanz der Gegenwart; aber er erblaßte vor diesem wie ein nächtlicher Stern vor dem Sonnenauge des Tages! — Gesegnet die Blindheit des Sterblichen, dem die Tage der Zukunft überdeckt sind mit undurchdringlicher Nacht! Hätte er sie gesehen, wie sie unabwendbar nahten, ein Schrei des Entsetzens wäre jetzt emporgedrungen in die Wölbungen des alten Doms, und von Schrecken ergriffen wäre das Volk hinweggestürzt nach allen Seiten, sich auf die Knie zu werfen, betend, büßend, die Brüste zerschlagend unter dem Antlitz des Himmels, um seine Gnade zu erflehen. Doch verschlossen mit ehernen Pforten ist seine klare Wölbung dem blöden Auge! Dreifach gesegnet diese Blindheit, die die ewige Gnade uns verliehen!

Und so schallten denn in der stolzen, freudenbewegten Wahlstadt Frankfurt am 28. August des Jahres 1619 die Glocken festfreudig, mit hehrem Geläut herab von dem Dome und von allen Thürmen. Der eherne Mund der Geschütze überdonnerte mit feierlichem Gruß das Jauchzen des Volks! Zu den Klängen der Orgel im Chorgesange ertönte das „Herr Gott dich loben wir“.

Die Straßen wimmelten in der Pracht bunter Menschenströme; Ehrenpforten stiegen auf; Teppiche wallten herab, Blumengewinde und Kränze schmückten Säulen und Mauern, Tücher und Hüte grüßten in die Lüfte, aus den Fenstern, von den Dächern herab, und tausendstimmig tönte im freudetaumelnden Volke der Ruf: „Vivat imperator Ferdinandus secundus!“ — — Denn die Pforten der Zukunft waren undurchdringlich verschlossen!

Zwanzigstes Buch.

Zwölftes Capitel.

Das Ende des September war herangekommen. Wie oft scheint die Natur das völlige Widerspiel der Welt zu bilden! Wenn es in dieser am rauhesten stürmt, ist sie so mild und lächelnd wie die ewige Gnade selbst! Wenn unsere Brust von Schmerz zerrissen, in Qualen der Verzweiflung ringt, haucht der Lenz süße Düfte oder der Friede des Abends überschimmert purpurn den Frieden der Fluren!

So war der Herbst dieses Jahres! Die Geschicke der Welt gährten und brausten hohl in schauerlicher Tiefe; der Boden der Menschheit bebte von dumpfen unterirdischen Donnern erschüttert. Aber die Erde trug das Antlitz des Friedens, der Himmel schaute auf sie herab mit dem lächelnden Auge des Glücks. Von seinem reinsten Blau überwölbt, webten Wald, Gärten und Fluren den bunten, wehmüthig reizenden Teppich des Herbstes.

Mit der Fülle jugendlicher Glücksfähigkeit in der Brust und von der hellen Nachmittagssonne und dem blauen Aether umleuchtet, ließen zwei anmuthige ritterliche Jünglinge ihren Pferden frei die Zügel und sprengten durch die herbstlich prangenden Fluren rasch dahin von Prag aus, der Veste

Karlstein zu, die sich ihren Blicken noch tief in dem grünen Thalschoos verbarg, in dessen Mitte sie aufsteigt. Die beiden Reiter waren der junge Graf Thurn, Heinrich, und der Prinz Christian von Anhalt.

Es lag ein eigener Zauber in den beiden jugendlichen Gestalten, die wie dazu geschaffen schienen, Freunde zu sein. Beide gleichen Alters, in ritterlicher Sitte erzogen, feurig, von edlem Streben bewegt, hatten sie sich im ersten Augenblick ihrer Begegnung mit dem schönen, leicht verbindenden Sinn der Jugend als zueinander gehörend erkannt und sich auch ebenso rasch, frisch und herzlich einander angeschlossen. Die Art, wie sie so schnell bekannt und vertraut geworden, war folgende: Beide machten verschiedene Besuche in Geschäften zu Prag, nach der Sitte jener Zeit zu Pferde, ab. Als der junge Thurn zu dem Kanzler Wenzel von Budowa kam, sah er an dessen Hausthür einen reichgekleideten Diener zu Roß, der ein außerordentlich schönes Pferd von spanischer Zucht, einen feurigen Schimmelhengst an der Hand hatte. Er betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen, und erfuhr von dem Diener, wessen er sei. Er selbst ritt kein so schönes, aber ein äußerst kräftiges, schnelles und dauerbares Thier von polnischer Zucht, hellbraun, mit herrlicher, glänzend schwarzer Mähne und langem Schweif.

Als er absaß und es seinem Diener übergab, um zu dem Kanzler hinaufzugehen, stand der Prinz von Anhalt droben am Fenster und freute sich seinerseits des muthigen Thieres. Beim Eintreten in das Gemach fand Thurn den jungen Prinzen allein, weil der Kanzler noch durch Geschäfte behindert war, den Besuch anzunehmen. Sie begrüßten einander zwanglos, waren schnell im Gespräch, dessen Gegenstand die beiden Rosse bildeten, und nach

jugendlicher Weise hatten sie ebenso schnell den Tausch beschlossen. Als sie ihre Geschäfte mit dem Kanzler beendet hatten und Beide nun in der Lage waren, einige Tage in Prag auf Entscheidung warten zu müssen, schlug Thurn dem Prinzen vor, ihn bei dem schönen Herbsttage auf einen Ritt nach Karlsstein zum Besuch bei der Gräfin Thurn zu begleiten; jeder könne dabei das eingetauschte Roß prüfen, und wenn Einem der Tausch nicht behage, solle er nach dieser Prüfung rückgängig werden. Der Prinz ging auf den Vorschlag ein, und so waren Beide nach kurzer Zeit auf dem Wege zur Gräfin Thurn. Der muntere Ritt, das schöne Wetter, die Erzählung der gegenseitigen Erlebnisse führte die Herzen der Jünglinge jetzt ebenso innig zusammen, als sie sich zuvor einander schnell genähert hatten. Sie waren noch keine Stunde geritten und der Freundschaftsbund war geschlossen, das traulich brüderliche „Du" festgesetzt.

„Wie sollte man sich anders nennen", sagte der Prinz von Anhalt, „wenn man zusammen im Felde liegt und täglich Gefahren und Beschwerden theilt? Und Feldkameraden müssen wir werden, Thurn!"

„Zeltkameraden, wenn es sein kann", rief dieser fröhlich und schüttelte dem neuen Freunde die Hand.

„Ich beneide dich darum, daß du deine Sporen so rühmlich in mancher Schlacht verdient hast!" war des Prinzen Antwort. „Ich habe noch nicht gezeigt, daß ich ein Ritter zu sein verdiene!"

„Du hast dich anders in der Welt umgethan", erwiderte Thurn, „darum beneide ich dich. Ich habe hier immer in Böhmen gesessen, nur daß ich einmal mit dem Vater in Kärnten und Friaul gewesen bin, wo unsere Familie herstammt; dabei haben wir auch Venedig besucht. Das ist

Alles, was ich von der Welt kenne. Du aber bist in Frankreich, England, in Italien gewesen!"

„Das wol! Aber was ist auf Spazierreisen Großes zu erleben? Man sieht andere Städte, andere Menschen, lernt ein paar Fürsten und Könige kennen, das ist Alles! Ich gäbe alle meine Reisen um eine Schlacht!"

„Die wird dir nicht fehlen, wenn Alles sich so ereignet, wie du hoffst und weißt! Wenn der Kurfürst Friedrich endlich Ernst macht, die Krone annimmt und nach Prag kommt — dann wird es auch noch für uns Beide ritterliche Arbeit geben!"

„Du hast sie schon! Dein Vater ist schon wieder im vollen Siege! Ihr werdet uns nichts übrig lassen!"

„Das wäre mir freilich lieb", lachte Thurn, „aber es hat gute Wege! Wir wollen froh sein, wenn wir's mit gemeinsamen Kräften vollbringen!"

„Die wollen wir daransetzen!" rief der Prinz.

In diesen und ähnlichen Gesprächen, von solchen Träumen der Zukunft gewiegt, hatten sie ihren Weg zurückgelegt und waren dem Ziele nahe.

Jetzt senkte sich die Straße, die bisher über die freie Hochebene geführt hatte, an deren Grenzen man den blauen Saum entfernterer höherer Bergzüge erblickte, ziemlich steil ins Thal zwischen dichtbewachsenen Waldhöhen hinab.

„Nun werden wir bald dort sein", sagte Thurn freudig und sprengte den steilen, steinigen Weg so rasch abwärts, daß ihm der Prinz und der Diener kaum nachsetzen konnten.

Eben bog er um den Vorsprung eines steilen Waldberges, als er plötzlich sein Pferd mit dem lauten, jubelnden Ausruf: „Mutter! Mutter!" anhielt, sich leicht vom Sattel schwang und auf die Gräfin zueilte, die wenige Schritte

seitwärts am Wege, im Gehölz auf einem Felsstück, mit einem aufgeschlagenen Buche im Schoose, saß.

„Heinrich!“ mit diesem Worte flog die Ueberraschte auf und lag in den Armen ihres Sohnes.

„Mein Sohn! Mein Heinrich! Diese Ueberraschung!“ rief sie und ihre mütterlichen Thränen flossen in freudiger Aufwallung!

„Mit tausend, tausend Grüßen vom Vater“, entgegnete Heinrich. — „Aber du hier, ganz allein im Walde?“ fragte er erstaunt.

„Nicht doch! — Thekla! — Thekla!“ rief sie mit erhobener Stimme, und Heinrich sah, der Richtung ihrer Blicke folgend, die zarte, anmuthige Gestalt seiner Schwester sich im entfernteren Gebüsch bewegen. Eben gewahrte auch sie den Angekommenen und überrascht, unsicher schien es, wen sie sah, hemmte sie ihren Schritt. Doch die Stimme des Bruders, der sie laut bei dem Namen rief und ihr freudig entgegeneilte, gab ihr schnelle Aufklärung, und so flog sie ihm die Anhöhe herab, leicht wie ein Reh, vom lieblichen Roth der Freude überhaucht, entgegen, umschlang ihn mit Innigkeit und preßte ihm warme schwesterliche Küsse auf den lieben Mund.

„Heinrich!“ sprach sie, mit einer unbeschreiblich holden Thräne im Auge, „diese Freude! So ungeahnt!“

Im nächsten Augenblick ging ihr kindliches Gefühl ganz in dem der Mutter auf; ihr Glück, ihre Ueberraschung mußte sie theilen! Sie ließ den Bruder, um ihr zuzueilen — da plötzlich stockte ihr Schritt, ein Erröthen färbte ihre Wangen, die sittige Jungfrau stand schüchtern und ein fragender Blick gleitete zu dem Bruder hin.

Der Prinz war indessen gleichfalls abgestiegen, hatte sein Pferd dem Diener übergeben und schritt eben auf die Gräfin

Elisabeth zu. Diesen fremden jungen Mann gewahrte Thekla unvermuthet, und sein Erscheinen und Nahetreten war es, welches den freien Ausbruch ihrer überraschten Empfindung plötzlich mit den Schranken weiblicher Schüchternheit umgrenzte.

„Vergib, meine theure Mutter", nahm der junge Thurn rasch zu dieser das Wort und trat an die Seite seines Begleiters; „in meiner frohen Ueberraschung versäumte ich es, dir den Gast, den ich uns mitbringe, vorzustellen. Der Prinz Christian von Anhalt; wir sind rasch recht herzliche Freunde geworden!"

Der Prinz verbeugte sich und sprach zur Gräfin Elisabeth gewandt: „Verzeihen Sie meine Gegenwart, Frau Gräfin; von meinem Vater mit Aufträgen nach Prag gesandt, erlaubte ich mir dort das Anerbieten meines Freundes anzunehmen, ihn auf seinem Besuch nach Karlsstein zu begleiten."

„Sein Sie uns bestens willkommen, Prinz", entgegnete Elisabeth; „Sie sehen, wie überrascht wir sind. Ich wußte nichts von meines Sohnes Ankunft."

„Es war unmöglich, beste Mutter, sie dir zu melden. Vom Vater ganz plötzlich aus dem Lager abgesandt, traf ich gestern zu Nacht in Prag ein. Heut vom frühesten Morgen an hatte ich seine Geschäfte zu besorgen, und erst im Laufe des Vormittags ordnete sich Alles so, daß es mir möglich wurde, dich heut noch zu besuchen; bis dahin wußte ich selbst nicht, wann und ob ich's überhaupt könnte."

So war die Ueberraschung entstanden, indem Elisabeth und Thekla, nur des schönen Wetters wegen lustwandelnd, den schönen Platz im Walde zum Ausruhen gewählt hatten.

Der Prinz Christian war zwar im ersten Augenblick ein wenig verlegen, indeß seine Gewohnheit feiner Sitte

überhaupt und des steten Verkehrs mit gebildeten Frauen, da seine Mutter und erwachsenen Schwestern zu wahrhaft Ausgezeichneten ihres Geschlechts gehörten, ließen ihn auch bei dem ganz unvermutheten Begegnen schnell wieder die sichere Bahn der Lebenssitte treffen. Er hatte sich bis jetzt mit seinen Worten nur zur Gräfin Elisabeth gewendet, und Thekla nur so flüchtig, als sie der Bruder umarmte, wahrgenommen, daß er sie eigentlich noch gar nicht gesehen hatte. Jetzt, da sie anmuthvoll schüchtern näher trat, fiel sein aufmerksamerer Blick auf sie. — —

Wer hat das Räthsel gelöst, wie so oft, nur durch ein einziges Begegnen, einen einzigen Blick, in zwei Wesen der Funke sich entzündet, der ihr Innerstes in Berührung bringt, sie mit dem Strahl einer heiligen Ahnung durchzittert, daß sie zur unzertrennlichen Gemeinschaft geweiht sind? Wodurch wird das Wunder, das in dunkelster Tiefe des Herzens, ihm selbst verborgen lange Jahre schlummert, plötzlich geweckt und durchstrahlt die Brust mit seinem göttlichen Lichte und Leben? Welches ist die geheimnißvolle Saite, unsichtbar von Seele zu Seele gespannt, die, vom Hauche des Augenblicks berührt, den süßesten Zauber des Zusammenklanges ertönen läßt, der zu innigster Verschmelzung drängt?

Das tausendfältig geschehene, aber dennoch unerklärte Wunder erneuerte sich auch hier.

Als der Prinz die schöne Gestalt aus dem grünen, sonnendurchschimmerten Duft der Gebüsche leise näher treten sah, berührte es ihn wie eine himmlische Erscheinung. Das fliegende Roth, welches ihre Wangen überhauchte, die Freude und Rührung, die in ihren Augen schimmerten, erhöhten den Zauber ihres Reizes. Das leichte unbefangene Wort, womit er die Mutter begrüßt hatte, verstummte auf seiner

Lippe, er fühlte seine Wangen erglühen, und es überkam ihn eine Verwirrung, wie er sie noch nie erfahren. Nur die zur Natur gewordene Gewohnheit der Sitte hielt ihn so weit in dem richtigen Lebensgleise, daß er sich stumm gegen Thekla verbeugte; allein die Rede versagte ihm. Des Bruders unbefangene Freude und Herzlichkeit ließ Beide so über den Augenblick der Verwirrung hinweggleiten, daß sie seine Gewalt nur in ihrem Innersten empfanden, nach außen nichts von Dem verrathen wurde, was sie so süß, so heilig und ihnen selbst so unerklärt bewegte.

„Sieh, Thekla", sagte Heinrich heiter zu der Schwester, „hier habe ich einen Freund und Waffenbruder gewonnen; wir werden treu zusammenhalten."

„Das glaub' ich fest", antwortete Thekla mit leisem Wohllaut, indem sie dem Bruder die Hand reichte und sich gegen den Prinzen neigte.

„Gewiß, das wollen wir", betheuerte dieser feurig; denn er fühlte beim Anblick einer so holden Schwester das Glück doppelt, sich dem Bruder in Freundschaft verbunden zu haben.

„Wir haben schon unsere Pferde getauscht", fuhr der unbefangene Thurn im fröhlichsten Tone fort.

„Wir können auch die Waffen tauschen wie die Helden der alten Griechen", setzte der Prinz in gebildeter Weise hinzu und dachte an die Homerischen Helden, welche ihm bei der sorgfältigen Erziehung, die er genossen, nicht fremd waren.

„War das eine Sitte griechischer Helden?" fragte Thekla, indem sie den Prinzen offen, freundlich, aber doch mit einer eigenen Wallung, die sie noch nie empfunden, anblickte.

„Der Gebrauch paßt nicht ganz auf uns", erwiderte dieser, der, über die ersten Augenblicke der Verwirrung hinweg, sich jetzt in einer überaus beglückenden Stimmung fühlte, die alle seine schön entwickelten Geisteskräfte noch

erhöhte. „Denn, soweit ich mich der Beispiele erinnere, die ich gelesen, tauschten nicht die Kampfgenossen und Freunde, sondern die Gegner ihre Waffen als Erinnerungszeichen an den ehrenvoll miteinander bestandenen Kampf!“

„Das ist fast noch schöner“, war Thekla's Antwort. „Allein ich will doch deshalb nicht wünschen“, setzte sie anmuthig lächelnd hinzu, „daß es zwischen Ew. Durchlaucht und meinem Bruder zum Kampf kommen sollte!“

Die Gräfin Elisabeth hatte dem Gespräch, das eine so zufällige Wendung genommen hatte, bis jetzt nur zugehört. Aus ihrem sanften Auge strahlte das mütterliche Glück, ihren Sohn an der Seite eines so edlen, befreundeten Genossen zu sehen. Mit Stolz und Lust weilten ihre Blicke auf den beiden jugendlichen Gestalten im Waffenschmuck, denen der Muth und die Freude des Lebens aus den Augen blitzten. Ein in so düstrer Zeit, wo die Sorge in jede Stirn ihre finstren Furchen zog, doppelt erquicklicher Anblick. — Die Gräfin faßte Thekla's Wort geschickt auf und sagte: „Zum Kampf nicht, aber zum Wettkampf! Mögest du den Ehrgeiz haben, mein Sohn, deinen edlen Freund in jeder ritterlichen Tugend übertreffen zu wollen!“

„Wenn ich ihm nur erst gleichkäme“, sagte der Prinz bescheiden, aber in wahrhafter Gesinnung; „ich hatte noch nicht Gelegenheit, meine Sporen zu verdienen.“

„Wie, Prinz?“ fragte Elisabeth erstaunt, „sollte ich mich denn ganz irren? Oder hätten Sie nicht schon unter dem Herzog von Savoyen Kriegsdienste gethan?“

„Das wol, vor drei Jahren“, erwiderte der Prinz erröthend; „aber ich kann das nicht Kriegsdienste nennen. Ich habe dem Kampfe eigentlich nur zugesehen. Ich sollte den Krieg nur so obenhin kennen lernen unter strenger Vormundschaft. Der Graf Dohna war mein Begleiter.“

Es sagte Thekla ungemein zu, den jungen Fürsten, statt ruhmredig, so bescheiden von seinen Kriegsverhältnissen sprechen zu hören. Die Gräfin erwiderte ihm, von gleicher Empfindung berührt, leicht scherzend: „O, Prinz, Sie werden sich der Vormundschaft doch nicht allzu gehorsam unterworfen haben! — Graf Mansfeld hat mir erzählt ....“

„Er war nicht bei dem Heere, wahrlich nicht“, fiel ihr der Prinz mit einem schönen Eifer für die Wahrheit ins Wort.

„Er muß aber durch Andere, die in Ihrer Nähe gewesen, wohl unterrichtet worden sein, denn ich versichere Ew. Durchlaucht, er hat mir mit der höchsten Achtung von Ihrem ritterlichen Muth gesprochen. Und der Graf Mansfeld ist, das werden Sie einräumen, ein Mann, der in solchen Dingen eine Stimme hat.“

„Ich würde stolz darauf sein, mir das Lob eines so berühmten Kriegers unter seinem Befehle, unter seinen Augen zu erwerben“, antwortete der Prinz, und ein edles Feuer flammte in seinem Auge. „Aber noch habe ich es wirklich nicht verdient! Diesen Degen“, er sah halb unwillig, halb verächtlich auf denselben herab, „hat noch kein Blut gefärbt!“

„Drum tausche ich doch mit dir“, rief Thurn lebhaft und faßte seinen eigenen Degen, als ob er ihn darbieten wollte.

„Ich darf den Tausch nicht annehmen!“ entgegnete der Prinz.

„Wie? Auch nicht, wenn ich mit dem Gehenk dazu tausche, von meiner Schwester Hand gestickt?“ rief er unbesonnen.

„Heinrich!“ sagte die Gräfin Elisabeth mit sanftem Vorwurf; „Bruder!“ gleichzeitig Thekla.

Aber der Prinz rief feurig: „So tausche ich!“ und

die Flamme seines Blicks schien auf Thekla's Wange zu brennen, so erglühte sie. .... „Wenn die Gräfin“, fügte er, sich ehrfurchtsvoll gegen sie verbeugend, fast schüchtern hinzu, „den Tausch gestatten will.“

„O, Durchlaucht“, nahm Elisabeth für Thekla das Wort, „meine Tochter hat wol hier nichts zu gestatten, aber sie wird auch gewiß nichts verbieten wollen.“

„Gewiß nicht?“ fragte der Prinz mit einem Blitz im Auge.

„Gewiß nicht“, versetzte Elisabeth lächelnd, die dem kleinen Ereigniß, das ihres Sohnes Unbedachtsamkeit herbeigeführt hatte, so wenig Gewicht als möglich geben wollte, um Thekla's Verlegenheit nicht zu erhöhen.

Doch der Prinz vermochte nicht, es als ein unbedeutendes aufzunehmen. Er ergriff und küßte die Hand der Gräfin mit einem Feuer, das ihm in innerster Seele glühte und in dem seine ganze Jugendlichkeit unbefangen aufflammte. Und als er das Haupt wieder erhob, richtete er einen Blick dankbarer Freude auf Thekla, der einem still glänzenden, innig beglückten ihres schönen Auges begegnete.

Heinrich hatte schon Gehenk und Degen abgenommen, reichte beides dem Prinzen dar und nahm es auch dem Freunde behend ab. Sein Ausführen ohne Zögern machte, daß der Augenblick der Verlegenheit, den er seiner Schwester bereitet hatte, rasch vorüberglitt. Und nach zwei Minuten blieb in Allen nur ein freudiger Eindruck über das kleine Ereigniß zurück. Im Prinzen der freudigste!

Dreizehntes Capitel.

Elisabeth, um die Gedanken auf ganz etwas Anderes zu richten, fragte, gegen den Prinzen Christian gewandt: „Möchten Sie mit meinem Sohne wieder zu Pferd steigen, Durchlaucht, und uns im Schloß erwarten? Oder ziehen Sie es vor, mit uns auf dem Fußpfad hier durchs Gebüsch zurückzukehren?“

„Wir gehen mit dir, Mutter“, nahm der junge Thurn dem Prinzen die Antwort vorweg, der zuverlässig dieselbe, nur in anderer Weise, gegeben hätte. „Bitte, liebe Mutter“, setzte er kindlich hinzu, indem er Elisabeth's Arm faßte und ihr liebkoste, „laß uns zusammengehen, ich habe dir so viel zu erzählen! Wie lange habe ich dich nicht gesehen!“

Kein Gedanke der Absichtlichkeit kam dabei in seine Seele; es war ihm aber, so schien es, heut beschieden, durch sein argloses Auffassen und Vorwegnehmen der Dinge Verlegenheiten zu bereiten. Die Schicklichkeit hätte gefordert, daß die Gräfin den Arm des Prinzen genommen hätte, sie verbot es fast, daß dieser Thekla's Begleiter wurde. Allein den Fehler in der Weise zu bemerken, daß die Aenderung hätte erfolgen müssen, würde ihm ein so viel größeres Gewicht gegeben haben, daß vielleicht ein peinlicherer Eindruck an die Stelle der leichten Verlegenheit getreten wäre, die Heinrich jetzt, wie zuvor der Waffentausch, bereitete. Elisabeth zog es daher mit feinem Sinn vor, darüber hinwegzugleiten, wie es am besten mit jedem geselligen Versehen gehalten wird. Sie wandte sich nur lächelnd mit den Worten zu dem Prinzen: „Ew. Durchlaucht werden früh geübt,

meinem Sohne Vergebung für seine Unbedachtsamkeiten angedeihen zu lassen. Sie sehen, er hat die üble Gewohnheit, uns Alles vorweg zu nehmen!“

„Ich freue mich seines lebendigen Gefühls“, erwiderte der Prinz, „daß er ein so anhänglicher Sohn ist, bürgt mir ja dafür, daß er auch ein inniger Freund sein wird!“

„Wahrlich!“ rief der Jüngling aus, „das will ich dir sein!“ Und da er die Mutter schon am rechten Arm führte, reichte er nur die linke Hand halb zurückgewandt dem Freunde zu und faßte damit herzlich drückend seine Rechte.

Der Prinz bot jetzt Thekla den Arm; sie schwebte leicht an seiner Seite auf dem Rasen durch das schattige Gebüsch hin. Welch ein anmuthvolles Paar! Thekla war aufgeblüht zur jungfräulichen Rose, aber noch im zartesten, ersten Reiz. Ihre Seele, so hold entfaltet wie ihr Leib, wohnte rein auf ihrer reinen Stirn, strahlte aus ihrem Auge gleich dem unbewölkten Himmel, und tief und klar wie dieser. Kein leisester Schatten verhüllte etwas Fremdes in ihr; was sich dem flüchtigen Blick verbarg, verbarg sich nur in dem heiligen Dunkel, das einzig die *Tiefe* webt. Nur die seichte Welle läßt Alles durchschimmern, weil Alles an der *Oberfläche* liegt. — Der Prinz trug in sich den edelsten Stoff von feinster Hand geformt. Er hatte die ritterlichen Tugenden seiner Ahnen, seines Vaters geerbt, der mit dem männlichen Schwung des Muthes das sichere Maß der Besonnenheit verband. Die treuste, mütterliche Sorgfalt hatte alle *zarten* Keime in ihm so gepflanzt und entfaltet, wie der männliche Ernst des Vaters die *starken* Wurzeln kräftig genährt. Ernstes Wissen, vielgestaltige Lebensschule gesellten sich einer frühen warmen Pflege des Herzens, durch älterliche Liebe, geschwisterlichen Verkehr, sittige Häuslichkeit. Selten schon, daß Jünglinge, *entfernt* von der Berührung

des Lebens, sich so rein, so einfach bewahren; viel seltener noch, daß sie, wie der Prinz, in dessen vielfachen Wirbeln sicheres Geschick gewinnen, sich auf seinen verworrenen Bahnen zu bewegen, und sie dennoch so unbefleckt, so arglosen Herzens wandeln!

Der Fußpfad zog sich unter dem Laubdach eines Eichengebüsches vielfach gewunden, etwas ansteigend an der Lehne des Berges hin; er war zuweilen so schmal, daß nicht zwei Wandelnde nebeneinander Raum hatten, oder doch Einer am Abhang auf unwegsamerer Bahn gehen mußte. An solchen Stellen war es dem Prinzen ein beglückendes Geschäft, Thekla zu unterstützen, während er neben ihr im hohen Grase oder Felsgeröll auf abschüssiger Bahn klimmte. Sie hatte schon zuvor, ehe der Bruder sie traf, einen großen Strauß herbstlicher Feldblumen gepflückt, welche der Prinz ihr trug, und sie, selbst pflückend, vermehrte. Ihr harmloses Gespräch entsprach dieser tändelnden Beschäftigung, wie es bei jungen Gemüthern in den ersten beglückenden Annäherungen zu sein pflegt, wo Jeder nur gewissermaßen die am Wege liegenden Anregungen und Gedanken auffaßt und ausspricht, während er mit Dem, was seine Brust im Innersten beschäftigt, scheu zurückhält. Ihre Freude eben jetzt bestand darin, ihre beiderseitige Lust an den kleinen erquickenden Gaben der Natur und dadurch die Gleichstimmung ihrer Seele zu erkennen zu geben. Jede Blume, die Thekla pflückte oder der Prinz ihr reichte — jedes zierlich gebildete Moos — ein Zweig voll grüner, kräftig ausgewachsener Eicheln — der helle Laut, den irgend ein herbstlicher Vogel, der durch die Gebüsche flatterte, hören ließ, dies waren die Anknüpfungspunkte ihrer unbefangenen Aeußerungen. Die beglückendsten Augenblicke für den Prinzen traten freilich ein, wo er an jenen schwieriger gangbaren

Stellen den Arm seiner Begleiterin faßte, sie stützte und sicher darüber hinwegführte, und sie ihm mit freundlichem Blick den Dank dafür zulächelte. Sobald er den weichen schönen Arm Thekla's berührte, durchzuckte es ihn wie mit elektrischer Strömung; er wagte einen leisen, wärmern Druck, und sie gestattete sich — ihn nicht wahrzunehmen!

O beglückte Augenblicke des Lebens, die ihr nur unter seinem ersten, unschuldig reinen Frühlingshimmel aufblüht — und von kürzerer Dauer als dieser! Wie schnell schwindet das lächelnde Blau und finstres Sturmgewölk wirft seine kalten Schatten herab! — Jugendliche Herzen! Labt euch in eurer Reinheit und Wärme an diesen Nektartropfen, die aus einem Himmel, der auf Erden keine Dauer hat, auf euch niedersinken und euch erquicken wie der Thau den Blütenkelch! — —

Sie hatten eine Stelle fast erreicht, wo der Pfad sich scharf um den Vorsprung des Berges schlang, da das Thal hier eine ganz andere Richtung nahm. Die Gräfin war ihnen schon einige Minuten voran und wartete mit Heinrich ihrer an dem Wendepunkt. Thekla beschleunigte ihre Schritte, etwas ängstlich durch die Verspätung, und sagte mit dem weiblichen Gefühl sie entschuldigen zu müssen: „Wir haben so viele Blumen gepflückt!"

Jetzt trat sie mit dem Prinzen in eine Lichtung des Gebüsches, von wo aus sie die neue Thalwindung überblicken konnten.

„Dort sehen Sie das Ziel unseres Weges", wandte sich die Gräfin Elisabeth zum Prinzen; „wie gefällt Ihnen Schloß und Landschaft?"

Prinz Christian, der seinen Blick nur auf Thekla gerichtet hielt, hatte die Aussicht, die ihm der Punkt gewährte, auf den er eben hinaustrat, noch nicht bemerkt. Er erhob

das Auge, der hindeutenden Hand der Gräfin folgend. Mit überraschtem Staunen stand er still, von dem mächtigen Anblick ergriffen.

Auf steiler, kegelartiger Berghöhe, wo Waldgebüsch und Fels wechselten, ragte die berühmte Kaiserveste vor ihnen empor. Ihre gewaltigen Thürme stiegen mit den breiten Zinnen hoch in das reine Blau des Himmels und zeichneten sich in den schärfsten Linien darauf ab.

„Ein herrlicher, ein majestätischer Anblick“, rief der Prinz aus und schaute mit feurigen Blicken zu dem stolzen Schloß hinauf; dann ließ er das Auge auf die Berglandschaft, die ihn umgab, kreuzen. „Ein wunderschöner Wohnplatz!“ sagte er aus innerster Seele und blickte halb verstohlen zu Thekla hinüber.

Eine mütterliche Ahnung schwebte wie ein Hauch über die Züge der Gräfin. Ihr Auge weilte auf Thekla, die ebenfalls mit einem schwärmerischen Ausdruck, der zwar in ihrem Wesen lag, sich aber doch noch nie in dem Grade bei ihr gezeigt hatte, sich rings in die so wohlbekannte Landschaft versenkte, als entfalte sie ihr tausend neue Reize. Mit sorglichem innern Auge warf die Mutter einen Blick in das Herz der Tochter. Sie erkannte und täuschte sich nicht, welche bis dahin geschlossene und verhüllte Knospe eben jetzt in Thekla's Brust den duftigen Kelch leise, doch unwiderstehlich zu öffnen begann. Gefühle des Glücks und des Schmerzes, der Freude und der Sorgen überdrängten sie mit plötzlicher Gewalt. Kann der Traum, dessen erstes dämmerndes Rosenlicht jetzt in dieses kindlich reine Herz strahlt, zu einem hellen Lebenstage werden? Oder wird ihm ein Erwachen in trostlosester Finsterniß folgen? Wohl sah die mütterliche Fürsorge alle die dunklen Tiefen, an deren Rand die zarte Blüte schwankte!

Konnte sie sich entfalten unter den sturmdrohenden Weltgeschicken? Schied nicht, dieser nicht zu gedenken, die sorglos Glücklichen eine weite Kluft des Lebens, über welche das beflügelte Traumbild ihrer Hoffnungen bedachtlos hinwegschwebte? Nicht daß die fürstliche Krone an sich die Grafenkrone des alten edlen Hauses della Torre e Valsassina, wie sich das Geschlecht des Grafen Thurn nannte, bevor es aus Friaul nach Böhmen übersiedelte, so weit überstrahlt hätte: aber der Zweig des Fürstenhauses konnte leicht zum Stamm desselben werden und einen unabhängigen Thron überschatten. Der regierende Fürst von Anhalt durfte, sollte, seine Gemahlin aus den Töchtern regierender Häuser wählen! Die höchsten waren ihm nicht verschlossen! Freilich wie eben jetzt die Welle der Lebensgeschicke schwankte und stürmte, konnte Der, welcher sich kühn in die Brandung warf, hoch hinaufgetragen werden von der Woge des Glücks! Elisabeth wußte sogar, daß das Streben nach einem Fürstenhut ihren Gemahl ehrgeizig beschäftigte. Er hatte schon gehofft, ihn auf den erstürmten Mauern Wiens zu erobern; eine Hoffnung, die ihm jetzt vielleicht zum zweiten male leuchtete, da er mit neuer Heeresmacht abermals der kaiserlichen Hauptstadt zudrängte! — Alles dies wägte in der flüchtigen Schnelle des Augenblicks das bangende Herz der Mutter! Denn in einer zweifelnden Seele ziehen in wenigen Secunden tausend Gestalten des Möglichen schnell wechselnd vorüber! Eine aber haftete und trat immer wieder in unverlöschbaren Zügen vor Elisabeth's inneres Auge, wenn die andern gleich Schatten und Nebelbildern sich so schnell verflüchtigten als sie auftauchten. Sie sah ihre einzige, unaussprechlich geliebte Tochter gelehnt an die Brust des Gewählten, ihm ihr Alles vertrauend! Rings das verworrene Dunkel des Lebens, das

Labyrinth seiner Abgründe und Gefahren! Er sollte sie hindurchleiten, hinübertragen! Hatte sein Arm, mehr noch, hatte sein Herz diese Kraft? Der flüchtige Augenblick erster Begegnung hatte entschieden. Der Glaube schloß das Bündniß — wer prüfte es? Wie tief das Mutterauge blickt, vermag es in die dunkelste aller Tiefen, in die der Brust zu dringen? — Wohl sah, wohl kannte Elisabeth alle die zarten Fäden, aus denen die Seele der Tochter gewebt war! Und daher wußte sie, mütterlich unfehlbar, Thekla's Herz wurde durch die Liebe ganz erfüllt, ganz beseligt, geheiligt, erhielt durch sie seine höchste Weihe — aber, wenn es sich getäuscht sah, war es vernichtet! Und was wußte Elisabeth von dem Jüngling? Welche andere Bürgschaft wurde ihr von ihm als der Adel, die Reinheit seiner Erscheinung, wodurch er, sie gewahrte es mit jedem Augenblick unzweifelhafter, den vertrauenden reinen Glauben der Liebe in der Tochter geweckt hatte?

Diese unruhvollen Wogen wallten so schnell und gleichzeitig im Innern Elisabeth's, daß Thekla und der Prinz während dessen kaum einige Blicke über die herbstlich bunten Thäler und Wälder warfen, die ihnen doppelt reizend erschienen, weil ihr inneres Glück ihnen daraus zurückstrahlte. Heinrich Thurn schaute gleichfalls, doch nur äußerlich betrachtend umher; er war es daher, welcher zuerst bemerkte, daß ein Wagen, in jenen Tagen eine seltene Erscheinung, sich auf der Straße im Thale gegen die Burg zu bewegte. Es war ein schwerfälliger, mit vier Pferden bespannter Reisewagen.

„Wer kann das sein, Mutter?“ fragte er diese. „Erwartest du Besuch auf Karlsstein?“

„Niemanden in der Welt“, erwiderte sie, sich halb erschreckt der Fülle der Betrachtungen entreißend, in die sie

versunken war. „Wir haben fast nie Besuch dort gehabt. Es wird dem Burggrafen gelten!“

„Nie Besuch?“ fiel der Prinz fragend ein, und fügte mit einem Blick auf Thekla hinzu: „Wie beglückend muß eine solche Einsamkeit und Stille sein!“

„Sie ist sehr wohlthuend“, antwortete die Gräfin, „wenn man die Hoffnung haben könnte, daß sie nicht gestört würde!“

„Nein“, rief Thurn fröhlich, „ich ließe mir eine Störung von Zeit zu Zeit gefallen. Und stören wir sie dir nicht auch, Mutter?“

„Freilich, freilich!“ antwortete die Mutter, die heitre Wendung gern auffassend; „indeß wollen wir dir vergeben, da du bis jetzt unsere Ruhe doch nicht zu häufig unterbrochen hast. — Möchten wir aber nicht unsere Rückkehr beeilen?“ richtete sie das Wort an Thekla und den Prinzen, die sich schon wieder zueinander gewendet hatten und leise, wiewol absichtlos, nur von ihrem natürlichen innern Gefühl bestimmt, zueinander sprachen.

„Gern, liebe Mutter“, war Thekla's Antwort. „Meinst du doch, daß der Besuch uns gelte?“

„Es ist wenigstens möglich, obwol ich nicht wüßte, wer kommen könnte?“

Während dieser Antwort hatte die Gräfin schon wieder den Arm ihres Sohnes genommen. Auf einem schattigen Waldpfade an halber Höhe der Berglehne gelangten sie allmälig wieder auf die größere Straße, die sich im Thale aufwärts zog, und stiegen von dort den vielgewundenen Weg zur Burg zwischen den gezackten Vertheidigungsmauern der Vorwerke hinan.

Der Wagen, den sie noch eine Zeit lang vor sich sahen, hatte das Thor erreicht, bevor sie selbst dort anlangten, und

wurde nach kurzem Anhalten durch die Thorwache ohne weiteres eingelassen.

Als Elisabeth und ihre Begleiter am Eingange waren, trat ihnen der Anführer der Wachtmannschaft entgegen und berichtete der Gräfin:

„Der Director des Carolinums zu Prag, Herr Jessenius von Jessen, ist in der Burg eingetroffen, um bei Ew. Gnaden vorzusprechen.“

„Jessenius!“ rief die Gräfin freudig überrascht. „Der würdige Jessenius! — Er kommt ohne Zweifel von dem Vater!“ wandte sie sich zu ihrem Sohne.

„Gewiß!“ antwortete dieser. „Er war in Siebenbürgen und Ungarn und wurde schon als ich aus dem Lager abging erwartet; da ich noch in Brünn und Olmütz zu thun hatte, kann er mich in Prag überholt haben.“

Mit diesen Worten betraten sie die Burg und gingen durch den Vorhof nach dem Kaiserthurm, in dessen unterm Geschoß schon die Pferde und der Wagen des Gastes untergebracht wurden.

Elisabeth ging, von Thekla begleitet, hinauf, um Jessenius zu begrüßen.

Heinrich sagte mit zwangloser Vertraulichkeit zum Prinzen: „Während die Mutter für unsere Wohnung sorgt und den gelehrten Gast begrüßt, will ich dir die Merkwürdigkeiten der Burg zeigen, — soweit wir sie sehen dürfen“, setzte er hinzu.

„Das ist mir angenehm“, bemerkte die Gräfin, sich zurückwendend. „Wir Frauen haben uns selbst auch noch ein wenig einzurichten nach dem langen Spaziergange. Im Saale oben sehen wir uns denn wieder.“

Unter diesen Worten stieg sie mit Thekla die Treppe hinauf, die zu den in den obern Geschossen des Thurmes

gelegenen Kaisergemächern führte, welche ihnen noch immer zur Wohnung dienten. Der Prinz sah ihnen nach, bis sie verschwunden waren.

„Ein wunderbarer, mächtiger Bau!" sagte er jetzt mit erneutem Staunen, indem er die gewaltigen Gebäude der Veste betrachtete, in deren Mitte er sich jetzt befand. „Niemals sah ich einen Burgthurm von solcher Höhe und Mauerstärke!"

„Das glaube ich", antwortete Heinrich mit einigem Stolz. „Schon hier der Kaiserthurm ist ein trotziger Riese; vollends der dort, wo die Krone aufbewahrt wird!" Er deutete mit der Hand nach dem höchsten Thurm hinauf. „Er ist über sechzig Ellen hoch und die Mauern sieben Ellen stark. Ueberhaupt hat Kaiser Karl für sichre Mauern in seiner Burg gesorgt. Auch hier in diesem Thurme, wo seine Wohngemächer waren, sind Mauern von solcher Dicke, daß in der einen eine ganze Kapelle ausgehauen ist, von fünf Schritt Breite, in welcher der Kaiser stets die Osterwoche in frommer Einsamkeit und Gebet zubrachte. Ich will sie dir nachher zeigen, wenn wir hinaufgehen zur Mutter. Jetzt möchte ich dir vorschlagen, mit mir in den großen Thurm zu gehen."

„Gern!" antwortete der Prinz. „Allein was sagtest du zuvor von sehen dürfen? Sind hier Dinge, die wir nicht sehen dürfen?"

„O freilich! Im großen Thurm ist die Krone Böhmens aufbewahrt; auch die Kronschätze befanden sich ehemals dort, in vierzehn festen Truhen; doch, im Vertrauen gesagt, jetzt sind die Truhen leer! Nur die drei größten sind noch gefüllt; sie enthalten die wichtigsten Urkunden des Landes über seine Rechte und Freiheiten."

„Schade nur, daß man sie euch so übel gehalten hat!“ bemerkte der Prinz.

„Darum müssen wir sie tapfer vertheidigen“, antwortete Heinrich freudigen Muthes. — „In die Kreuzkapelle, wo dies Alles aufbewahrt wird“, fuhr er, indem sie nach dem Thurm zuschritten, fort, „dürfen wir nicht. Der Vater könnte es jetzt zwar wol erlangen, allein nicht ohne viele Umständlichkeiten, und seine Gewalt als Obristburggraf, die noch nicht einmal recht in der Form erneuert ist, möchte er doch nicht willkürlich gebrauchen!“

„Natürlich!“ sagte der Prinz. „Wäre denn aber so große Gefahr für die aufbewahrten Gegenstände dabei, wenn einzelne Männer von untadelhafter Ehre und ritterlichen Standes die Räume beträten!“

„Das nicht; allein man will die alten heiligen Gebräuche ehren, die noch vom Kaiser Karl herrühren. Vieles ist zwar längst in Verfall gekommen, weil die Zeiten sich ganz geändert haben. So wohnten im Kaiserthurm droben, in dem Geschoß, wo des Kaisers Gemächer liegen, vier Domherren; die sind jetzt auch nicht mehr dort.“

„Das glaub' ich!“ erwiderte der Prinz lächelnd.

„Aber die Heilige Kreuz-Kapelle, die Aufbewahrungsstätte der Kronschätze und Insignien, steht noch unter dem Schutz ihrer alten Rechte. Sie darf nur durch einen Landtagsbeschluß eröffnet werden; selbst der Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin konnten sie vor etwa sechzig Jahren nicht auf andere Weise betreten!“

„So streng ist man?“

„Es war nicht anders. Und alsdann darf man doch nur die vordere Hälfte der Kirche betreten; die innere, durch ein Gitter abgeschieden, wo die Krone hinter dem

Altar in einer fest verwahrten Nische liegt, öffnete sich nur den Priestern, und Kaiser Karl selbst zog sich die Schuhe aus, wenn er dort eintrat."

„Es ist schön, etwas so heilig zu halten!" bemerkte der Prinz, indem er still stand und zu dem hohen Bau aufblickte.

„Mit neunzehn schweren Schlössern", erzählte Heinrich weiter, „war die Kapelle verwahrt. Frauen durften gar nicht hinein; früher nicht einmal in die Burg."

„Aber die Erzherzogin?" fragte der Prinz lächelnd.

„Nun es gibt Ausnahmen", antwortete Heinrich ebenso. „Und es ist doch gut", setzte er heiter hinzu, „daß das Gesetz jetzt nicht mehr so streng gehandhabt wird; sonst hätten wir wol keinen Besuch auf dem Schlosse gemacht!"

Der Prinz erröthete leicht. „Was dürfen wir denn nun eigentlich in dem Thurme sehen?" fragte er ableitend.

„Wir können durch alle seine fünf Geschosse klettern. Unten die Gefängnisse, Marterkammern, Hinrichtungsstätten ...."

Der Prinz schüttelte den Kopf.

„Im zweiten Stockwerk die Berathungssäle, in denen ein hineingeschleuderter Stein bei der Belagerung von 1422 durch die Prager die Eisengitter der Fenster zerschmettert hat."

„Zu den Zeiten seiner Erbauung muß das Schloß uneinnehmbar gewesen sein", bemerkte der Prinz; „doch jetzt ...."

„Es ist öfters belagert, doch nie genommen worden", erwiderte Thurn. „Im dritten Stockwerk liegt oben die Heilige Kreuz-Kapelle. Etwas von ihrer wunderbaren Pracht können wir durch ein Fenster über der Thür beschauen; die Tausende von Edelsteinen zum Beispiel, von denen die Wände

flimmern, die mit einem breiten Panneel von Achat, Jaspis, Carniol und Amethyst, lauter in Böhmen gebrochene Steine, eingefaßt sind. *)"

„Mich gelüstet nicht nach dieser Pracht", erwiderte der Prinz; „könnten wir aber nicht auf die Zinne steigen, daß wir die ganze Veste zu unsern Füßen erblicken und die Landschaft rings umher? Das wäre mir das Liebste!"

„Das können wir!"

„So laß uns gleich dort hinauf; wir haben nicht viel Zeit mehr, denn die Sonne ist dem Sinken nahe."

„Gut denn!"

Mit diesen Worten traten die Jünglinge in den Thurm und stiegen die steinernen Treppen, die von Geschoß zu Geschoß führen, hinauf. Heinrich gab im Gehen dem Prinzen noch manche Erklärung, zeigte ihm manches Merkwürdige, erzählte von den Belagerungen des Schlosses, Heiteres und Ernstes. Er besaß einen vaterländischen Stolz auf das Wunderwerk alterthümlicher Baukunst und muthvoll beharrlicher Kraft. Auch das war ihm hoher Ruhm und Freude, daß sein eigener Vater die Würde der Obristburggrafenschaft, die höchste Ehrenwürde für die böhmischen Ritter und Standesherren, inne hatte. Der Kronbeschützer war dem Kronbesitzer am nächsten. Und wer weiß, wie nahe die Gedanken eines kühnen Mannes und die Träume eines begeisterten Jünglings das eine Ziel neben dem andern erblickten?

Jetzt traten die Jünglinge auf die freie Zinne hinaus. „Welch ein großer Anblick und von wie reicher Schönheit!" rief der Prinz aus.

---

*) Dieses ist noch heute sichtbar.

Die Sonne glühte, dem Horizont nahe, die Berge und Thürme mit immer röther strahlendem Flammenauge an. Mit einem Blick umfaßte das Auge hier die stille Erhabenheit der Landschaft und den stolzen Bau der Veste.

„Das Schloß zu Heidelberg", begann der Prinz, nachdem er sich einige Augenblicke stumm bewundernd umgeschaut, „ist viel größer, reicher, die Landschaft viel reizender! Doch so gewaltige Thürme und Mauern wie diese Veste hat es nicht, und die dunklen Waldberge in ihrer einsamen Größe, die tief eingeschnittenen, gewundenen Thalgründe ergreifen mich mächtiger als die reiche Pracht des Neckarthals."

„Wirklich?" fragte Heinrich und erfreute sich sichtlich dieser Aeußerung. „Ja, die Veste ist ein gewaltiges Werk! Sieh' nur, wie die dreifachen Mauern mit ihren Schießscharten den Berg umkränzen! Der Thurm dort drüben ist der Wasserthurm; der Brunnen der Burg liegt darin; sie sagen, er sei über zweihundert Ellen tief."

„Wie heißt der Fluß am Ende des lieblichen Thales, das sich aus dem Waldkessel hier dort hinunterzieht?" fragte Prinz Christian.

„Das ist die Beraun. Auch dort ist Böhmen schön! Wir könnten morgen einmal hinüberreiten; vielleicht nach der Stadt Beraun selbst!"

„Recht gern."

Die Sonne färbte die dunkelgrünen Waldberge, welche die Veste überragen, röther und röther. Die Thäler lagen im blauen dämmernden Schatten. Die Thürme leuchteten glutstrahlend; der Abend war mild. Der Prinz hatte den Blick auf den Kaiserthurm gewandt. Eine Gestalt im lichten weißen Gewande erschien auf dem Balcon. Er erkannte Thekla — sein Herz schlug! Sie hatte, von der Sonnenglut geblendet, die Hand über die Augen gelegt und schaute

das Thal hinab. Indem sie sich ein wenig wandte, traf ihr Blick die Höhe der Thurmzinnen, und sie erkannte die beiden Gestalten droben. Ihr Bruder winkte fröhlich mit seinem Barett; sie neigte leise wiegend das schöne Haupt, trat aber sogleich in die Thür des Altans zurück.

„Wird die Gräfin nicht auf uns warten?“ fragte der Prinz besorgt.

„Wir wollen gleich hinunter. Doch blicke noch einmal dort hinüber! Hinter jenen Bergen liegt Sanct-Iwan, die berühmte Kirche und Grabstätte des heiligen Iwan. Das ist auch eine Landschaft! Wie sich da die Felsen thürmen und die Thäler schauerlich klüften! Auch ist die Höhle sehr merkwürdig, wo der Sage nach der heilige Iwan als Einsiedler vierzig Jahre gewohnt hat. Das können wir morgen zu Roß ebenfalls besuchen; vielleicht begleiten uns meine Mutter und die Schwester.“

Ein freudiger Aufschwung hob des Prinzen Brust. „Das wäre herrlich“, stimmte er bei. Der Gedanke an den Spazierritt durch die romantischen Thäler an einem schönen sonnenhellen Herbsttage erfüllte ihn mit höchster Freude.

„Nun wollen wir hinunter“, sagte Heinrich; „die Sonne tritt hinter die Berge. Einen Augenblick laß uns in unser Wohnzimmer, denn wir müssen heut das Gemach theilen, da die Burg nicht so viel Zimmer hat, und dann wollen wir zur Mutter.“

Sie stiegen die Thurmtreppen hinab.

Vierzehntes Capitel.

In dem nämlichen Saale der Burg, wo wenige Wochen zuvor Graf Mathias Thurn im Kreise der Seinigen die alte Genossenschaft mit Mansfeld herzlich erneuert hatte, saß jetzt wiederum eine kleine Zahl eng Verbundener traulich beisammen. Es waren Elisabeth und Thekla, Heinrich, der Prinz Christian von Anhalt, der Burggraf Otto von Loß und Jessenius. Therese befand sich zu Prag mit ihrem Vater, im Thurn'schen Palaste; der Graf hatte ihm Aufträge dort gegeben, wozu er einerseits eines ruhigen, erfahrenen Mannes bedurfte, dem er volles Vertrauen schenken konnte, und die andererseits die Kräfte des alternden Mannes weniger in Anspruch nahmen als die Anstrengungen des Kriegs. Therese selbst sah einem Zeitpunkt entgegen, wo die Stadt ihr einen angemessenern Aufenthalt bot als die Einsamkeit auf Karlsstein.

Der herbstliche Abend wurde im Thale rasch kühl; die Thüren zum Balcon waren daher nicht geöffnet, sie ließen aber durch die Glasscheiben den von der Nachglut der untergehenden Sonne prächtig gefärbten Abendhimmel voll hereinschimmern. Im Kamin, an der Wand gegenüber, loderte die trauliche Flamme, um die der Kreis sich gereiht hatte. Zur Rechten desselben, zunächst dem Feuer, saß die Gräfin Elisabeth; neben ihr Jessenius, ein Mann in reiferen Jahren, von festen, Gesundheit des Körpers und der Seele klar ausdrückenden Zügen. Er trug ein einfaches, schwarzes, etwas faltiges Kleid, wie es die Sitte der Gelehrten und vorzugsweise der Aerzte war. Haupthaar und Bart, ur-

sprünglich schwarz, waren schon merklich grau gemischt; sein Auge leuchtete mit mildem, aber sicherm Blick. Neben ihm hatte der gleichfalls bejahrte Otto von Loß seinen Platz genommen. Auf der andern Seite des Feuers saß, diesem zunächst, Thekla; neben ihr der Prinz Christian von Anhalt, dann ihr Bruder. So schieden sich Jugend und reifere Jahre.

Jessenius, der gelehrte Arzt, der einsichtsvolle Staatsmann, der von Glaubensüberzeugung ernst und tief durchdrungene Mitstreiter in dem Kampfe, den Böhmen unternommen, fesselte die Aufmerksamkeit Aller durch die Mittheilungen, welche er über seine jüngsten, in wichtigen Geschäften unternommenen Reisen nach Ungarn und Siebenbürgen machte. Graf Mathias Thurn, der ihm ein besonderes Vertrauen schenkte, hatte ihn, da er auf der Rückkehr bei diesem im Lager einsprach, gebeten, sich von Prag aus einen oder zwei Tage abzumüßigen, um die Gräfin in Karlsstein aufzusuchen und ihr besorgliches Gemüth über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten zu beruhigen. Jessenius selbst blickte in die Zukunft der Dinge mit einem Vertrauen, das seine Wurzeln in der festen Zuversicht fand, mit der ihn sein G l a u b e erfüllte. Denn er war im tiefsten Innern von den göttlichen Wahrheiten durchdrungen, die er in seiner geläuterten Erkenntniß fand. Er verhehlte es sich nicht, daß der begonnene Kampf um dieselben ein schwerer, alle Kräfte herausfordernder sein werde, denn die Macht der Gegner war groß, die Kraft ihres Wollens beharrlich, und Viele wurden von gleicher Gewalt der Ueberzeugung begeistert, weil gerade in höchsten Dingen der Mensch sich oft für das Entgegengesetzte in den Kampf wirft, unwiderlegbar durchdrungen davon, daß er das e i n z i g W a h r e erfaßt habe. — Auch war Jessenius

gefaßt auf bedrohliche Schwankungen, wie sie sich schon durch das Steigen und Fallen der Glückswelle in den jüngsten Ereignissen gezeigt hatten. Allein daß bei muthvollem Beharren endlich das Ziel erreicht werden müsse, das war seine unerschütterliche Meinung. Wahrheit und Heiligkeit der Sache, der er sich hingegeben, erfüllten ihn so, daß Zweifel und Verzagen an ihrem Siege ihm als ein frevelnder Mangel an Vertrauen auf den himmlischen Lenker der Dinge selbst hätten erscheinen müssen.

Selten vereinte sich bei einem Manne so hohe Kraft der Begeisterung mit so sichrem Maß, so klarer Ruhe, so besonnener Vorsicht im Handeln. Er war der eifrigste und zugleich geschickteste Unterhändler, wo es galt, fremde Hülfe unter Schwierigkeiten und Hindernissen jeder Art zu gewinnen. Dies war ihm eben jetzt gelungen, bei dem kühnen, aber ebenso schlauen und arglistigen Beherrscher Siebenbürgens, Bethlen Gabor.

„Nun ist er fest der Unsrige, ich darf es mit Sicherheit behaupten", sagte er, indem er Elisabeth die Hand gewissermaßen zum Pfande seines Wortes hinreichte.

„Ich fürchte immer noch den Wankelmuth seiner Gesinnung", entgegnete diese besorglich. „Wenn er seinem Wort treulos würde, wenn es gar eine arglistige Täuschung wäre, die er übte! In welchen Abgrund der Gefahren würde zuerst Thurn und dann Böhmen selbst stürzen!"

„Besorgt das nicht, edle Frau", antwortete Jessenius. „Ihr könnt wol denken, daß ich, nach dem wie der Fürst bisher gehandelt, mich nicht einem blinden Vertrauen auf seine Versprechungen überlassen habe. Seinen Wankelmuth scheue ich nicht, denn er ist nicht wankelmüthig; er folgt unablässig nur seinem Vortheile; wechselt dieser, nur dann

wechselt er die Handlungsweise. Ich mußte ihn also überzeugen, daß sein Vortheil auf unserer Seite liege; das ist mir gelungen und darum baue ich auf seine Hülfe! — Ich hatte freilich keinen leichten Stand. Von Wien aus wurde Alles in Bewegung gesetzt, um ihn für den König Ferdinand zu gewinnen. Pater Lamormain hatte sein scharfes, immer offenes Auge auf Bethlen Gabor gerichtet. Er hatte mir einen Gegner gesandt, den Grafen Piccolomini, mit dem ich schwierige Kämpfe bestehen mußte. Ich siegte durch die Wahrheit. Denn das Licht der gereinigten Lehre, edle Frau, hat seine Strahlen auch bis in jene fernen Gegenden geworfen. In Ungarn, in Siebenbürgen, bis tief in die unglücklichen Christenländer hinein, wo der Türke noch seine unumschränkte blutige Gewalt übt, hat es gezündet. Ich habe den Funken mit aller meiner Kraft zur lodernden Flamme anzufachen getrachtet. Weithin verbreitet sind dort die Stämme der Slowaken, das Volk, dem ich, wie Ihr vielleicht wißt, entsprossen bin. Auch unter ihnen bekennen Viele, ganze Gemeinden, die neue Lehre. Sie haben, wie Ihr denken könnt, oft schwere Verfolgungen erlitten. Zu diesen Wackern, zu ihren Führern und Seelsorgern habe ich gesprochen, in ihrer Zunge. Ich habe sie entzündet für unsern heiligen Kampf, ihnen gezeigt, wie wir Alle Eine Sache führen. Sie sehen ein, daß unser Loos das ihre ist; sie wissen, was ihnen bevorsteht, wenn das Haus Oesterreich gegen uns obsiegt. Ihre wilden, aber redlichen Herzen schlagen für uns. Das erkennt jetzt auch Bethlen Gabor. Ich habe ihm dargethan, daß der Strom dieser Völker ihn trägt, wenn er auf unserer Seite kämpft, wider ihn anschwillt, wenn er gegen uns das Schwert ergreift. Er sieht also seine Herrschaft in allen den Ländern, wohin er sie auszubreiten trachtet, durch das Bündniß mit uns befestigt.

Der Fürst ist nun völlig überzeugt, daß sein Vortheil auf unserer Seite liegt. Was Oesterreich ihm anbietet, ist ungewiß, wenn es obsiegt, und zerfällt in Nichts, wenn wir siegen. Ich vertraue also nicht auf Bethlen Gabor's Treue, sondern er liegt uns an einem Anker fest, der leider fast überall in der Welt am sichersten, bei ihm unzerreißbar hält, an dem Anker des Eigennutzes. Wir haben jetzt nur zu sorgen, daß dem bissigen Zahn desselben der rechte Ankergrund nicht fehle! — Uns freilich", fügte er nach kurzem Anhalten feierlich hinzu, „halten andere Bande, denn wir stehen auf andrem Boden."

Alle waren Jessenius' Worten mit unverwandter Aufmerksamkeit gefolgt. Sein Auge leuchtete, während er sprach; seine hohe klare Stirn war gleich einem Thron hoher klarer Gedanken. Es herrschte eine tiefe Stille in dem Gemach; die Gräfin Elisabeth brach das Schweigen zuerst.

„Ihr wißt wol nicht, mein würdiger Freund", wandte sie sich zu Jessenius, „wann der Fürst mit Thurn zusammentreffen wird?"

„Der Vater", fiel Heinrich lebhaft ein, noch bevor Jessenius antworten konnte, „hat schon in der vorigen Woche jeden Tag Nachrichten darüber von dem Fürsten erwartet."

„Darüber", sagte Jessenius, „können nur die Umstände entscheiden. Es ist in Absicht, daß beide Feldherren persönlich zusammenkommen, um sich über die gemeinsamen Unternehmungen zu besprechen. Allein in diesem Augenblicke sind die Führer mit ihren Truppen noch zu weit voneinander entfernt. Sie müßten des Gesprächs halber ein zu weites, unsicheres Gebiet durchreisen und würden, auch wenn kein Unfall zu fürchten wäre, doch zu lange da fehlen, wo ihre Gegenwart am nothwendigsten ist, Jeder an der Spitze seiner Armada. Doch die Heerlager werden einander

hoffentlich bald näher rücken. Es waren in Prag heut früh schon Nachrichten eingetroffen, wonach Bethlen Gabor stark in Ungarn vordringt."

„Dann müssen wir auch vorwärts, ihnen entgegen!" rief Heinrich mit jugendlichem Feuer. „Wenn unsere Heere erst vereinigt sind, so wollen wir wie geschwollene Ströme von den Bergen in das österreichische Land eindringen!"

„O daß erst entschieden wäre, ob wir den Ruhm theilen werden!" seufzte der Prinz von Anhalt und stand unruhig von seinem Sitze auf.

Thekla's glänzendes Auge folgte ihm. Er trat gegen den Balcon hin und blickte in das flammende Abendroth hinaus. Sein edles Profil zeichnete sich klar auf dem goldigen Hintergrunde. Eine Mischung von Unwillen, Schmerz und stolzer Erhebung lag auf seinen Zügen. Ein leiser süßer Schauer der Freude durchzitterte Thekla, als sie ihn so erblickte.

Der Ausruf des Prinzen, den ihm die überwallende Empfindung entlockt hatte, bewirkte eine erneute, etwas peinliche Stille im Gemach. Der Kurfürst von der Pfalz hatte sich noch nicht mit Sicherheit über die Annahme der böhmischen Krone erklärt. Seine Unschlüssigkeit, ohne Zweifel die Frucht der Unsicherheit seiner Berechtigung mit, hatte ihn auch nach der erfolgten Wahl nicht verlassen. Dies machte natürlich in Prag einen üblen Eindruck. Man konnte den Prinzen nichts davon empfinden lassen und sogar seinem unwilligen Ausbruche nicht beistimmen, weil darin eine Anklage des Fürsten lag, der sein Gebieter war.

Jessenius nahm vermittelnd das Wort: „Bei folgeschweren Entscheidungen ist reifliche Ueberlegung zuvor unstreitig vom höchsten Vortheil. Nur der wohlbedachte

Entschluß sichert nachher die Möglichkeit des raschen und richtigen Handelns."

„O gewiß", stimmte die Gräfin, von ihrer geheimen Empfindung etwas zu rasch hingerissen bei, „übereilter Beschluß ist oft allzu verderblich in seinen Folgen!"

Die Wahrheit dieses Wortes empfand sich unter den Verhältnissen der Zeit nach vielen Richtungen so schwer, daß sie Jedem Stoff zur Erwägung für sich selbst geben mußte.

Jessenius erwiderte darauf mit ruhiger Betrachtung: „Alle großen Ereignisse und Unternehmungen in der Welt treten stets unter großen Schwierigkeiten ins Leben. Das Kleinere nur vollbringt sich glatt und leicht. So muß auch unsere große Sache Hindernisse und Hemmungen erdulden, Kämpfe durchfechten; das haben wir seit anderthalb Jahren täglich erfahren. Doch sie drängt vorwärts durch ihr eigenes Gewicht; wir selbst könnten sie nicht mehr rückwärts leiten, so wenig wie den Strom. Er muß durch die Kraft seiner eigenen Wellen ans Ziel, ob er auch Dämme zu überfluten, ja Felsgebirge zu durchbrechen hat."

Die Gräfin, ihren eigenen Ausbruch bereuend, wobei sie an Thurn's übereilte und leidenschaftliche Schritte dachte, welche Böhmen in den Kampf gestürzt hatten, gab dem Gespräch eine andere Wendung. Sie kehrte zu den Verhältnissen Bethlen Gabor's zurück und fragte Jessenius, ob die Wahl König Ferdinand's zum Kaiser dem siebenbürgischen Fürsten nicht ein Anlaß sein könne, in seiner befreundeten Stellung zu Böhmen wankelmüthig zu werden.

„Ich glaube nicht", antwortete Jessenius, „daß der deutsche Kaiser in der Lage ist, ihm nähere und wichtigere Vortheile darzubieten als der König von Ungarn oder der Erzherzog von Oesterreich. Vielleicht könnte sogar

der Kaiser dem Könige oder Herzoge hinderlich sein in der Erfüllung mancher Versprechungen, die diese geben könnten."

„Das wäre dann auch für Böhmen kein Nachtheil", bemerkte Otto von Loß, der bis dahin als ruhiger, aber sehr aufmerksamer Zuhörer dem Gespräche beigewohnt hatte.

„Gewiß nicht", bekräftigte Jessenius, „allein von andern Seiten muß Böhmen allerdings in dem Kaiser Ferdinand einen gefährlicheren und mächtigeren Feind sehen als in dem Erzherzoge von Oesterreich. Es hat also seine Kräfte energischer zusammenzuraffen, um seine Rechte zu behaupten, sein hohes Ziel zu erreichen."

„Wie danke ich Euch, mein würdiger Freund", richtete die Gräfin warm das Wort an ihn, „für alle Eure Mittheilungen und Eure ruhige Betrachtung der Verhältnisse. Meine Seele schöpft daraus neue Hoffnungen, mein Herz neue Frische! Ach, wenn die Verwirrungen, in denen wir uns befinden, sich glücklich lösen, welch einem beseligenden Zustande gehen wir entgegen!"

„Das ganze Volk und Land und jeder Einzelne", bekräftigte Jessenius, indem er von seinem Sessel aufstand und den Blick würdig erhob. „Ich glaube fest, daß dem so sein wird! Und wir selbst, hoffe ich, werden diese Tage schauen", fuhr er mit bewegter Stimme fort. „Wir, die wir die Arbeit des Kampfes übernommen, werden auch schon der Früchte theilhaft werden. Zwar Mancher", sprach er ernst und sah hinaus in die Abendglut, deren letzte Streifen jetzt am dunklen Nachthimmel verglommen, „sieht diese unfehlbar wiederkehrende Sonne nicht aufgehen! So mag es auch Manchem unter uns beschieden sein, den Tag des schönen Lichtes nicht zu erleben! Dessen Trost

muß es sein, daß es darum doch tausend und tausend Glücklichen leuchtet, die darauf gehofft, daß für jedes Auge, welches der Wille des Herrn schließt, sich andere seiner segnenden Sonne öffnen! Und wem das irdische Glück erstirbt, glänzt dem nicht das ewige, himmlische?"

Der Blick des edlen Mannes strahlte in frommer Erhebung und Andacht bei diesen Worten. Nicht fiel, es war eine ungekannte Wohlthat des Himmels, der düstre Schatten der Ahnung in seine Brust, welch ein Loos ihm selbst verhängt war, als irdischer Ausgang der hohen Hoffnungen, auf die er seine Seele richtete! Doch hätte er es gekannt, er würde sich mit edler Kraft darüber erhoben haben, wie diese ihm nicht versagte, in der schweren, grauenvollen Stunde der Prüfung. Ein großes Glück war es, zugleich aber auch ein hohes Verdienst seiner vertrauensvollen Kraft, daß seine Zuversicht auf den Sieg der Sache unerschüttert blieb. Aber selbst hätte er schon jetzt das Ende der Kämpfe gekannt, die Böhmen begonnen, eine so hohe Gesinnung wie die seinige würde sie doch nicht aufgegeben haben. Er hätte sich gesagt: Dies ist der Ausgang für den irdischen Blick; aber das Auge des Lenkers der Dinge schaut weiter hinaus! Ihm, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag, liegt das Ziel hell vor Augen, weit jenseit der düstren Kluft, die für die Grenzen unseres Blickes die verschlingende Gruft bildet, in die unser hohes Streben und Hoffen versinkt! — —

Alle im Saale hatten sich, als Jessenius vom Sessel aufstand, fast unwillkürlich mit ihm erhoben. Die Herzen waren feierlich erschüttert. Es wehte wie die leisen Schauer einer Ahnung des Künftigen durch den Kreis dieser engverbündeten Freunde. Denn, obwol jede Brust den Trost der Zuversicht der innern Heiligung empfand, so durch-

zitterte doch auch jede das Vorgefühl Opfer fordernder Hingebung. Ein großer Sieg wird uns leuchten, doch er wird einen hohen Preis fordern, — wir sind bereit ihn darzubringen! Davon war jedes Herz erfüllt in dieser geweihten Stunde.

Die Dämmerung war eingetreten. Die Flamme im Kamin loderte nur noch matt auf. Das Abendroth verglomm düster am Rande des westlichen Gebirges. Durch den wolkigen Himmel schimmerte nur ein unsicheres Licht. Da plötzlich ergoß es sich mit silbernem Strom in das halbdunkle Gemach. Durch ein leise zerfließendes Gewölk brach der Mond, und seine Halbscheibe schwebte im reinen Blau. Allen war es wie ein heiliger Friedensgruß von jenseit, wie eine süße Botschaft des Trostes: Auch in dem tiefsten Dunkel der Erdennacht verzaget nicht, denn *ein* Auge wacht über euch, und *hier* winkt euch *eine Stätte des Friedens!*

Wunderbar getroffen waren die Herzen, selbst die leichtschlagenden der Jugend, von diesem sanften Himmelsgruß in so hehrer Stunde. Thekla's Haupt umfloß das Licht des Mondes mit hellem Silberduft. Ihre reinen jungfräulichen Züge strahlten verklärt; ein leises Strahlennetz wob sich durch ihre herabwallenden Locken.

Elisabeth richtete den mütterlichen Blick auf sie und begegnete dem ihren; der Mondstrahl schimmerte in dem feuchten Thränenspiegel ihres schönen Auges. Durch eine innere Gewalt getrieben, sanken Mutter und Tochter einander an die Brust, und ahnende Liebe hob die Schleier von Beider Herzen.

In der Weihe dieser Minute erhob auch die Liebe des jugendlichen Paares ihre Schwingen mit erhöhter Kraft und zu reinstem Ziele. Thekla empfand, daß ihr Herz nur *ein*

Streben habe, das: mit allen seinen reichsten Gaben, beglückend, hingebend, opfernd, ganz in einem andern aufzugehen. — Dem Prinzen trat die reine Gestalt der Geliebten als ein leitender Engel auf seiner Bahn entgegen, und mit jugendlich begeistertem Schwur gelobte er es sich, ihr jede Kraft seines Lebens und freudig das Leben selbst darzubringen. Sein feuriges Herz flammte hoch auf in dem glühenden Verlangen, sich in den Kampf zu werfen für die Sache, die ihm an sich schon eine heilige war und welche ihm jetzt als die der Geliebten zwiefach als solche erschien.

Heinrich Thurn war voll kühner Jünglingsentschlüsse und Hoffnungen; er wäre gern in dieser Minute in vollem Rosseslauf mitten in die Schlacht gestürmt, um, das Panier des Glaubens vorantragend, den Heldentod zu gewinnen.

In Otto von Loß' ernster und vielleicht vorahnender Seele härtete sich nur der längst gefaßte männliche Entschluß noch fester, mit jeder Kraft auszuharren in Arbeit, Gefahr und Prüfung, und wenn die Sache, für die er das Leben einsetzte, nicht siegte, doch zu zeigen, daß sie unbesiegbar sei in der Brust Derjenigen, die sie in frommer Glaubenstreue umfaßt hatten.

So erwarteten diese innig verbundenen Freunde die Schickungen der Zeit, die verhüllt, aber näher und näher am Horizont heraufschwebten.

Funfzehntes Capitel.

Es war in der Mitte des October. Das schöne Heidelberg prangte in seinem schönsten Schmuck; denn den Fuß der Berge bedeckte das abwechselnd dunkelgrüne, funkelnd gelbe und purpurrothe, im Sonnenstrahl leuchtende Laub der Reben, während dazwischen hindurch die goldgrünen oder dunkelblauen Trauben schimmerten. Auf den Höhen und an den nördlichen Bergabhängen aber wogte der herbstliche Wald in noch bunterem Gemisch der Farben. Die Sonne war mild, und der blaue Himmel bildete den klaren Hintergrund zu den sanft geschwungenen Linien der Berge, den stolzen Zinnen und Thürmen des Schlosses. Die Stadt mit ihren weißen Häusern lag hell im Schoos des fruchtbaren Thales, und der Neckar rauschte schäumend an ihr vorüber. Es war die Festzeit der Traubenlese, wo die schwere, so manches Jahr vergebliche Mühe und Arbeit des Winzers ihren Lohn empfängt durch die schönste Gabe, mit der die fruchttragende Erde den Menschen beschenkt. Wer weiß es nicht, wie zu dieser Zeit am prächtigen Rheinstrome, sowie an allen seinen schönen Nebenflüssen, deren Ufer sich mit Rebenhügeln kränzen, alles Leid und alle Sorge vergessen ist in der Auffammlung des reichen Jahressegens, der in der goldhellen Traube glänzt, in der purpurnen glüht und im Becher mit schäumendem Most silbern blitzt! — Rings in den Weinbergen erschallte fröhliches Leben. Frischwangige Mädchen mit bebänderten Hüten schnitten die Trauben; andere sammelten sie in Körben oder auf vielfach aus-

gebreiteten Tüchern. Die Männer trugen die schweren Kübel, mit dem Reichthum beladen, von den Höhen der Berge auf den steilen Felspfaden zwischen den Mauern herab. Freudiges Staunen, helles Lachen, vielfältiger Jubel erklang aus den belebten Bergen. Die Burschen und Mädchen trieben Scherz und Neckereien. Manche sich sträubende blauäugige Dirne wurde derb auf die Wangen geküßt; dafür mancher muthwillige Backenstreich vertheilt. Aber weder der Kuß noch die Ohrfeige brachten Harm und Unfrieden. Die Versöhnung war bald hergestellt, der Friede geschlossen, Lust und Freude glänzten und erschallten überall. Aus den bunten Gruppen der mit Weinlaub bekränzten Mädchen und Jünglinge, die im goldenen Herbstsonnenstrahl zwischen den Reben leuchteten, sowie aus den Zügen, die sich, Männer und Frauen bunt gemischt, mit Körben und Kübeln auf den Köpfen, die Berge hinab zur Kelter bewegten, erklangen fröhliche Gesänge; die Tücher wehten, die Hüte wurden geschwungen und Jauchzen erfüllte die Lüfte.

Auch in dem kleinen Weinberge des redlichen Rathes Leander von Rippell herrschte ein anmuthiges, wenn auch nicht so bunt fröhliches Leben. Zwei reizende junge Mädchen, denen das hellbraune Haar lockig unter dem breiten, mit grünem Rebenlaub umwundenen Strohhute herabflatterte und den Nacken umspielte, hielten die blanken Winzermesser in der Hand und schnitten die schönsten Trauben auslesend ab. Jeder hätte sie nicht nur für Schwestern gehalten (doch waren sie es nicht), sondern sogar für Zwillingsschwestern, so glichen sie einander an Gestalt, Haar und Zügen; auch an Tracht, denn sie hatten es unschuldig lieb gewonnen, ihre Aehnlichkeit durch übereinstimmende Kleidung fast zur Gleichheit zu erhöhen. Agathe, des Raths Tochter, und Margarethe, die des Gastwirths Walter

zu Neckarsteinach, waren jetzt wieder Hausgenossinnen. — Margarethe hatte die traurigsten Zeiten durchlebt; sie war völlig eine Waise geworden, auch durch den Tod ihrer Mutter Elsbeth. Ganz allein und hülflos hätte sie in der Welt dagestanden, wenn nicht der redliche, wohlwollende Rippell ihr zweiter Vater geworden wäre.

Die Schicksale, welche seit jener Schreckensnacht über die Familie hereingebrochen waren, hatten sich sichtbar vollendet. Scultetus' fanatischer Eifer gegen den unglücklichen Walter, dem er es nicht vergessen noch vergeben konnte, daß dieser seiner calvinistischen Bilderstürmerei mehrmals mit freimüthigem Wort und selbständiger That entgegengetreten war, hatte bei dem Kurfürsten obgesiegt über Camerarius' vermittelnde Einmischung. Es war dem Hofprediger gelungen, es dem Kurfürsten als eine Gewissenssache darzustellen, nicht durch Milde gegen die Gottlosen ein übles Beispiel sträflicher Duldung zu geben und die Lockerung des kirchlichen Sinnes zu befördern. So blieb denn die bedrängte Witwe ohne Hülfe, und das von den Regenfluten und dem vernichtenden Hagelschlag jener Gewitternacht gänzlich zerstörte Besitzthum, die zerknickten Felder, die unterwühlten Weinberge und Gärten, die mit Schlamm, Sand und Gerüll überschwemmten Wiesen fielen den drängenden Gläubigern anheim, und Frau Elsbeth mußte mit ihrer Tochter Haus und Hof verlassen! — Angst, Sorge, Anstrengung durch die treueste Pflege am Krankenbett ihres Mannes hatten auch Elsbeth's Kräfte erschöpft. Wenige Wochen nach seinem Hingange folgte sie ihm nach. Der redliche Rippell bot der unglücklichen Margarethe sein Haus als bleibende Zuflucht für alle ihre Lebenstage an. Er that Alles für sie, was er vermochte; aber er vermochte nicht, selbst für sie bei seinem Herrn zu bitten;

denn er sagte: „Ich bäte ja nur für mich, daß der Kurfürst die Pflichten gegen Diejenige übernähme, die der Himmel mir zugewiesen hat.“

Camerarius hatte, von der Lage der Dinge unterrichtet, aus freien Stücken gethan was in seinen Kräften stand; er hatte die Witwe zu ihrer Bittschrift bewogen und sie warm befürwortet; das Gleiche that er für die Tochter, allein ebenso vergeblich. So hatten die beiden weltlichen Räthe des Kurfürsten ungleich christlicher an diesen Armen gehandelt als sein geistlicher Rath. Sein Christenthum lehrte ihn nicht lieben und vergeben, sondern im erhitzten Eifer nur hassen und verfolgen! Daher war er, überhaupt nicht Rippell's Freund, sondern diesem nur scheinbar wegen des hohen Ansehens, in dem er bei dem Kurfürsten stand, wohlwollend, mit unerbittlicher Verfolgungssucht dem wohlthuenden Handeln des redlichen Ehrenmannes zuwider gewesen und hatte keine Gelegenheit versäumt, den Kurfürsten übel gegen die so hart vom Geschick Betroffenen zu stimmen. Ja, er war so weit gegangen, die Handlungsweise Rippell's durch Andeutungen zu verdächtigen, denen er das zufällige Spiel der Natur, welches beide Mädchen so ähnlich gebildet hatte, zum Grunde legte. Waren dies bewußte Verleumdungen, oder schöpfte sein argwöhnischer Sinn wirklich solchen Verdacht .... darüber blieb er allein der Richter!

Die heitre Beschäftigung, in der die beiden jungen Scheinschwestern eben begriffen waren, konnten die Tage des Schreckens und die noch fortdauernden der Sorge und des Kummers, welche Margarethe überdauert hatte, kaum ahnen lassen. Allein die Jugend überwindet das Schwerste, und richtet sich, wie die Halme des jungen zarten Grüns, mit frischer Lebenskraft wieder auf, wenn ihm nur ein

kühler Thautropfen, ein milder Sonnenstrahl der Erquickung geworden ist.

Das fröhliche Fest der Weinlese hatte durch seinen Aufschwung auch in das Gemüth der so schwer Bedrückten einen Schimmer der Freude geworfen. Margarethe und Agathe wetteiferten unter munterm Gespräch, wer die schönsten Trauben ausfände; denn es sollte jetzt nur die feinste Auslese zur Kelterung des vorzüglichsten Weines geschnitten werden.

„Laß uns recht rührig sein, Margarethe", sagte Agathe „damit wir heut fertig werden, morgen kommt der Vater gewiß zurück, und dann soll er Alles gethan finden. Wie wird er sich der reichen Ernte freuen!"

„Fertig wollen wir schon noch werden, wenn auch die Sonne schon tief steht", antwortete Margarethe, „dies Geschäft geht mir flink von der Hand, darin bin ich geübt! Ach! Was würden unsere Berge in diesem Jahr getragen haben", setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Du armes liebes Mädchen", antwortete Agathe freundlich; „aber du mußt nicht traurig sein. Das ist ja nun dein Berg auch!"

„O dein Vater ist so übergütig! Wenn ich ihm doch jemals vergelten könnte! — Ich kann nur für ihn beten, aber ich thue es jeden Morgen!"

„Du gutes Kind", sagte Agathe, und dem weichen Mädchen trat eine Thräne in das helle Auge, „das ist die beste Vergeltung! Dein Gebet wird der Himmel gewiß erhören, und dann geht es uns Allen wohl!" Sie wollte aber ihre Rührung nicht Herr über sich werden lassen, weil Margarethe ohnehin schon traurig genug war. Mit dem Ton scherzender Drohung setzte sie daher lächelnd hinzu:

„Denn du betest doch auch für mich ein wenig? Oder für mich nicht?“

„Agathe!“ erwiderte Margarethe mit dem Ton bittenden Vorwurfs.

„Ja, ich höre es deinem Ton an, daß du mich nicht ganz vergissest“, sagte sie freundlich. „Sieh, dafür habe ich auch hier die allerschönste Traube für dich geschnitten! Diamant!“

Und sie hielt ihr eine wunderschöne Traube anmuthig am Stengel entgegen. „Ei wie herrlich“, rief Margarethe.

„So lege sie in das kleine Körbchen! Es ist bald Vesperzeit, da müssen wir etwas für uns sammeln!“

Margarethe nahm die schöne Frucht und dankte mit freundlichen Blicken. — —

„Also morgen kommt der Herr Rath schon zurück?“ fragte sie, als sie ihre Beschäftigung an Agathens Seite wieder begonnen hatte.

„Ja, wie der vorausgeschickte Leibjäger des Kurfürsten heut bestellt hat, morgen“, antwortete Agathe, die sich eben tief in das untere Laub eines Weinstocks herabbückte, um eine Traube, die sich dort versteckt hatte, loszuschneiden.

„Er kommt schon heut“, sagte plötzlich eine ernstfreundliche Stimme hinter den beiden Mädchen. Agathe flog empor, warf das Winzermesser von sich und hing mit einem lauten Freudenruf am Halse des Vaters. Margarethe stand ganz erschreckt, aber mit freudeleuchtenden Augen.

Der Rath war, während die Mädchen miteinander plauderten, hinter ihnen, zwischen den Weinstöcken, unbemerkt die kleinen Steintreppen im Berge heraufgekommen, hatte ihre letzten Worte gehört und überraschte sie durch seine plötzliche Erscheinung.

„Meine liebe Margarethe sei herzlich begrüßt“, sagte er, nachdem er sich Agathens Umarmung und ihren freudigen Küssen entzogen hatte, und küßte auch sie auf Mund und Stirn. „Aber es ist doch zum Erstaunen, was ihr euch gleicht, Kinder!“ rief er aus; „wenn man euch Beide einige Zeit nicht gesehen hat, fällt es erst recht auf! Weißt du wol, Margarethe, daß ich selbst im Begriff war dir die Hand auf die Schulter zu legen, weil ich dich für Agathe hielt! So erkennt der Vater seine eigene Tochter nicht mehr!“

„O laßt mich nur auch Eure Tochter sein“, antwortete diese mit sanftem Ton, „wenigstnes will ich Euch ebenso lieben und ehren!“

„Gutes Kind!“ sagte Rippell und streichelte ihr die Wangen.

„Aber wie kommt es, daß du schon heut zurückgekehrt bist, bester Vater“, fragte Agathe. „Der Leibjäger Günther, der heut Mittag von Rothenburg eingetroffen ist, meldete den Kurfürsten auf morgen an!“

„Der Kurfürst kommt auch erst morgen. Ich habe den Auftrag bekommen ihm voranzureisen“, erwiderte der Rath mit ernster Miene, „um alles für seine Abreise von hier schnell in Bereitschaft zu setzen, soweit es die Kanzlei betrifft!“

„Abreise von hier?“ fragte Agathe erstaunt, und auch Margarethe hing mit fragenden Blicken an seinen Zügen.

„Ja, mein liebes Kind“, antwortete Rippell und wurde seiner inneren Bewegung schwer mächtig, „es ist nunmehr entschieden, wir gehen nach Böhmen!“

„Nach Böhmen?“ riefen alle Beide wie aus einem Munde. „Wir?“

„Der Kurfürst geht dahin ab, und mein Amt legt mir die Pflicht auf, ihn zu begleiten; und ich denke ihr begleitet mich. Oder bleibst du lieber hier?“ fragte er seine Tochter liebreich, mit Sicherheit ihr Nein erwartend.

Ihre Antwort war der sanfte vorwurfsvolle Ruf „Vater!“ und ein Kuß, wobei sie beide Arme fest um seinen Nacken schlang, als wolle sie sagen: „Versuche es nur, mich von dir zu trennen!“

„Nun ja, meine Lieben“, nahm Rippell sehr weich, doch sehr freundlich wieder das Wort, „ich thue diesmal meine Pflicht mit schwerem Herzen, und glaube, wir werden einer ernsten sorgenvollen Zeit entgegengehen. Was könnte ich da Besseres zu meinem Trost und zu meiner Stärkung thun, als mich mit Denen umgeben, die ich liebe? Ihr begleitet mich Beide. — Allein wir müssen bald aufbrechen.“

„Mitten in unserer schönen Weinlese?“ fragte Agathe.

„Wir werden wol Anderen die Vollendung der Arbeit überlassen müssen“, entgegnete der Rath und warf einen Blick über sein freundliches Besitzthum und über die ganze Landschaft, die er von dem Punkte, wo er eben stand, übersehen konnte. „Welch ein Segen, welch eine Freude überall“, rief er aus. „Es lebt und webt ja in allen Bergen drüben, bis Neuenheim hinunter! Wir sind so glücklich, so friedlich hier im Lande! Möge uns dieser Friede bewahrt bleiben!“

„O lieber Vater“, bat Agathe, die den wehmüthigen Blick wahrnahm, mit dem er das reizende Neckarthal, das sich vor ihnen ausbreitete, überschaute, „erzähle uns wenn du kannst, was ist beschlossen, und wie ist es hergegangen in der Fürstenversammlung?“

„Du weißt“, antwortete Rippell, „ich rede nie von

Amts- und Geschäftssachen, auch wenn sie kein Geheimniß sind. Das sind aber freilich keine Amtssachen mehr, vollends keine Geheimnisse! Es müssen nun Herzenssachen für ganz Deutschland sein, und binnen wenig Tagen wird es Keinen geben, der nicht davon weiß. In dieser Stunde schon reiten die Boten mit der Kundschaft durch alle Welt! Ja, davon darf ich euch erzählen! Wir wollen uns dort oben unter den Nußbaum setzen, da trifft uns die milde Sonne so wohlthuend, und wir überschauen die ganze Landschaft. Werde ich sie doch vielleicht lange, lange nicht mehr sehen?" sprach er halb seufzend und betonte das Wort lange mit ganz eigenem Nachdruck.

— Er sah sie nie wieder! — — Schweigend gingen sie die wenigen Schritte hinauf, Rippell mit ernsten Gedanken auf der gefurchten Stirn. — Auf die Rasenbank unter dem Nußbaum setzten sie sich.

„Unser gnädiger Kurfürst hatte, wie es in der Einladung hieß, die Fürsten der protestantischen Union nach Rothenburg ob der Tauber geladen, um mit ihnen zu berathen, ob er die böhmische Krone annehmen dürfe und solle oder nicht. Seit die Wahl in Prag öffentlich und feierlich geschehen war, hat alle Welt darüber gesprochen, ob es räthlich sei, daß unser gnädigster Herr den Schritt thue, oder lasse. Seitdem habe ich denn auch meine Meinung nicht mehr zurückgehalten, und wie ich darüber denke weiß Jedermann, und habe ich's schon hier offen herausgesagt."

„Ja das hast du redlich gethan", rief Agathe mit dem Ausdruck des Stolzes auf die unerschütterliche Rechtlichkeit ihres Vaters; „und hast wol Manchen damit wider dich erzürnt!"

„Um Zorn und Haß der Leute kann ich mich nicht

kümmern; ich muß meine Pflicht thun, und meinen Rath nach wahrhafter Ueberzeugung aussprechen", erwiderte Rippell. „Daß ich also den Herrn mit schweren Sorgen nach Rothenburg begleitete", fuhr er fort „könnt ihr denken! Allein mir wurde das Herz leichter, als die Berathungen und Verhandlungen dort begannen. Denn ich fand viele der fürstlichen Herren und ihre Räthe oder sonstigen Begleiter ganz meiner Ansicht. Da waren der Herzog von Würtemberg, mit ihm der Graf Eberhard, und der würdige Dietrich von Hohenheim, den er in seinem Gefolge hatte; ferner von den verbündeten Fürsten der Herzog von Kulmbach, der Landgraf von Hessen, der hatte seinen gelehrten Rath Christoph Buchner bei sich, — sie Alle hoben die großen Bedenken und schweren Folgen hervor, die der Schritt haben könne. Oft schien der Kurfürst auch ganz davon überzeugt. Dann aber hörte er auch Andere. Der Herzog von Ansbach, der Markgraf von Baden riethen zur Annahme; auch Fürst Christian von Anhalt...."

„Wie", unterbrach Agathe ihren Vater „der Fürst hatte ja, als er im vorigen Monat hier war, große Bedenken dagegen?"

„Er hat seinen Sinn geändert; hat ihn Camerarius überzeugt, oder hat Scultetus ihm so eifrig gepredigt und ins Gewissen geredet wie unserm Herrn Kurfürsten — genug er ist jetzt ganz für die Sache. Vielleicht auch daß der junge Fürst ihm die Lage der Dinge in Böhmen anders geschildert hat; denn auch dieser ist voll Eifer für die Böhmen aus Prag zurückgekehrt. Er hat das Feuer der Jugend und einen edlen ritterlichen Sinn; der treibt ihn in den Kampf. Was kann die Jugend sich Rühmlicheres und Größeres denken, als das Schwert zu ziehen für die

Wahrheit! Sie weiß noch nicht, daß das Schwert am wenigsten taugt, ihr Bahn zu brechen!"

„So scheint es doch", sagte Agathe, „als ob die Mehrzahl der Fürsten sich für die Annahme der Krone entschieden habe?"

„Nein, o nein; nur die, die ich dir genannt. Viele der angesehensten und mächtigsten Herren in Deutschland sind dagegen. Ich will nicht vom Herzog Maximilian von Baiern reden, dessen Freundschaft zum Kaiser ihn natürlich zum Gegner der Sache macht; selbst nicht vom Kurfürsten von Sachsen, denn er ist, wiewol lutherisch, doch von jeher mehr auf Seiten des Hauses Oesterreich gewesen. Allein das ganze kurfürstliche Collegium hat ein Gesammtschreiben der Abmahnung*), und daß ich's nur gerade heraus sage, der Warnung an unsern kurfürstlichen Herrn erlassen. Sie werden es zu ihrer Rechtfertigung vor Kaiser und Reich veröffentlichen lassen, es ist also auch hierbei nichts Geheimes mehr. Ich war zugegen als Se. Gnaden der Kurfürst die Zuschrift empfing; ich sah, daß er erbleichte, indem er sie las. Als ich ihn nun so in Unruhe und Sorgen erblickte, ging mir's an die Seele, und ich fragte — denn wir waren ganz allein im Arbeitszimmer —: «Gewiß haben Ew. kurfürstlichen Gnaden sehr traurige Botschaft empfangen!» «Da leset selbst, lieber Rippell», sagte der Herr mit gütigem Ton und gab mir das Schreiben. Ich las, und im Lesen zitterte ich selbst; das Schreiben war allerdings gewichtigen Inhalts.

„«Nun?» fragte der Herr, «was sagt Ihr? Doch ich weiß ja Eure Meinung Rippell», setzte er hinzu, «aber

*) Historisch.

nun ist doch nichts mehr zu ändern!» — Da faßte ich mir ein Herz und sprach so eindringlich ich nur vermochte: «Möchte mein gnädigster Herr Kurfürst doch dieses Schreiben beherzigen. Es dünkt mich nur allzu wahrhaften Inhaltes!»

„Der Kurfürst ging schweigend auf und nieder. Ich konnte nicht schweigen. «Erwägen Ew. Gnaden», hub ich nochmals mit bittendem Ton an, «ob die Verantwortung nicht allzugroß ist, die Sie auf Dero fürstliches Haupt laden!» Der Kurfürst sah mich lange schweigend an und fragte dann, indem er mit dem Finger auf eine Stelle zeigte: «Ihr meint diese Worte da, nicht wahr?»

„Ich wollte eben Ja sagen, als der Kammerdiener eintrat und den Rath Camerarius anmeldete. Der Kurfürst befahl, daß er eintreten solle, und hieß den Kammerdiener auch bleiben. Dann sagte er zu mir: «Nun leset einmal vor, ich will nichts heimlich dabei wissen.» Ich las die Stelle, sie lautete*): «Mögen Ew. Liebden wohl bedenken, welch eine große Unruhe im Reiche, allgemeiner Krieg und Blutvergießen daraus entstehen würde, von dessen Urhebern die Historien so lange die Welt steht zu reden haben würden!»"

„So haben die Kurfürsten an unsern gnädigsten Herrn geschrieben", unterbrach Agathe, und Staunen malte sich in ihren jugendlichen Zügen und ängstliche Besorgniß in denen Margarethens.

„So haben sie Wort für Wort geschrieben", antwortete Rippell mit feierlich schmerzlichem Ausdruck, „und nie, so lange ich lebe, werde ich diese schwer gewichtigen Worte vergessen; nicht um die Schätze der ganzen Welt möchte ich,

---

*) Historisch.

daß eine solche Warnung unbeachtet auf meiner Verantwortung lastete!"

„Und was sagte unser gnädigster Herr darauf?" fragte Agathe.

„Wir standen alle tief schweigend. Der Herr drückte sorgenvoll, ich möchte sagen angstvoll, beide Hände an die Stirn und rief aus: «O wer gibt mir hier den richtigen Rath! Ich verfehle mich gegen mein Gewissen, wenn ich ausschlage! Und wenn ich annehme, soll alle Verantwortung und alles Blut über mich kommen!»"

„Ach daß er doch ausschlagen möchte .... der gute, gnadenreiche Herr, und sich nicht solche Last auf sein Haupt wälzen", rief Agathe.

„Er hat angenommen", war Rippell's Antwort.

„Aber wie war es möglich, nach solcher Abmahnung, von allen Kurfürsten —"

„Ja, wie war es möglich!" seufzte Rippell. „Frage Camerarius, der da meint, die Ehre des kurfürstlichen Hauses fordre es, daß solch ein Erbieten zu Macht und Ruhm nicht ausgeschlagen werde! — Frage den Hofprediger der da sagt: Wenn Krieg und Blutvergießen entsteht, so ist König Ferdinand der Urheber, der mit Gewalt eine Krone, die er durch Eidbruch verloren hat, und die durch freies Wahlrecht auf ein anderes Haupt übertragen wird, auf seinem Haupt festhalten will! Der da fragt: Wird kein Kampf und Krieg stattfinden, wenn unser Herr die Krone ausschlägt? Werden etwa die Böhmen nicht für sich selbst kämpfen, oder unter einem andern Herrn und König? Der da weiter unserm Herrn ins Gewissen redet und ihn fragt: Ob er Gottes sichtliche Fügung nicht achten wolle, die ihm eine Krone zuwende, gleichsam aufdringe, nach der

er nie getrachtet? Gottes Fügung, die ihn berufe, der Schirm und Schutz des reinen Glaubens zu sein? Ob unser Herr jemals werde ruhig sein Haupt aufs Kissen legen können, wenn die Papisten mit Feuer und Schwert in Böhmen vordrängen, die Rechtgläubigen niedermetzelten, ihre Wohnstätten in Asche legten — alles Elend über Diejenigen hereinbreche, denen er Schutz und Schirm zu sein abgelehnt habe?“

„Ach Vater, Vater haltet ein!“ bat Agathe und brach in Thränen aus; Margarethe weinte mit ihr. Der Rath blickte düster zur Erde.

„Das Alles ist in jener Stunde, und später noch vielfach und laut gesagt und verhandelt worden — ein Jeder hat seine Meinung mit Eifer verfochten, es kamen noch Schreiben und Rathschläge von außen her, — die Kunde davon wird durch die Welt fliegen wie ein Lauffeuer!“

Plötzlich tönte ein Schuß in der Nähe der Sprechenden. Mehrere andere folgten nach.

Die Mädchen schreckten zusammen; doch nur einen Augenblick. Denn es waren Freudenschüsse der Winzer im Berge nebenan. Ein lautes Jubeln folgte den Schüssen und man sah eine prächtige Krone von Weinlaub und Trauben, mit flatternden Bändern geschmückt, die auf einer Stange hoch emporgetragen wurde. Die Lese im Nachbarberg war beendet, und die Winzer begannen den Festzug, indem sie nach vollbrachter Arbeit von dem Berge heimziehen wollten.

So war die bunte Freude die nächste Nachbarin der schweren Sorge!

Schwermüthig ließ der Rath seine Blicke über das Thal hinschweifen, wo rings dieselbe Freude herrschte oder sich vorbereitete. „Du glückliches Land!“ —

„Ihr wißt nun Alles, Kinder“, hub er nach einigen Augenblicken, während denen man nur die Freudenlaute aus der Ferne hörte, mit einem gewonnenen Entschlusse an. „Am Geschehenen ist nichts zu ändern. Die böhmischen Abgesandten sind schon mit der Botschaft nach Prag geeilt; der Herr wird ihnen alsbald nachfolgen. Morgen in der Frühe trifft Se. Gnaden hier ein, um die nothwendigsten Regierungsgeschäfte zu ordnen. Uebermorgen schon brechen wir auf, nach Amberg und von dort nach Waldsassen an der böhmischen Grenze, wo die Edlen des Landes den neuen Herrscher begrüßen werden. Beten wir, daß die neue Krone ihm und seinem neuen Lande Segen bringe! Meine, unserer aller Pflicht ist es jetzt, ihm auf der neuen Bahn in alter Treue zu dienen, mit ihm zu wagen und zu tragen was der Herr schickt. Morgen mögt ihr dann beschicken, was zur Auswanderung nothwendig ist. Heut wollen wir uns noch der alten Heimat freuen. Ist ja doch Freude ringsum, so sei sie auch in unserm Hause!“

Mit diesen Worten der Ermuthigung reichte der Redliche den Seinigen die biedre Hand, und sie standen auf, um zurückzugehen in das Haus.

Eine Abendwolke, die bis jetzt vor der schon fast auf den Horizont hinabgesunkenen Sonne gestanden hatte, theilte sich leise zerfließend; das röthliche Licht brach wie ein goldener Rauch hindurch. In wenig Augenblicken war das ganze Thal von der duftigen Glut überhaucht; Rebenhügel und Wald, Häuser und Thürme schimmerten im Purpurglanz, der durch die Thalöffnung vom Rhein her auf lichten Aetherwellen einströmte. Der Fluß spiegelte den Abendglanz zurück, seine rauschenden Wellen krönten sich mit rosigem Schimmer, und wanden sich dann als blitzendes Goldband weithin durch die Fluren. Der ganze Abendhimmel löste

sich in reines Blau und Golddust auf. Das Gewölk verflüchtigte sich in leichte Windstreifen nach oben.

Die dunkle Mauer der Bergzüge jenseit des Rhein schloß mit ihrer langen Kette von Kuppeln und Spitzen den Horizont ab. Bis zu ihren Füßen hin glänzten die Ebenen im Abendschimmer, aus dem die Thurmspitzen der Dörfer und Städte, schattig, dunkel emporragten. Am fernsten Ende der Landschaft erhob, weit überhinschauend, der ehrwürdige Dom zu Speier seine Doppelthürme, gleichsam ein Wächter, hingestellt, die Erde in seine himmlische Obhut zu nehmen. —

Die überdrängende Schönheit, der Frieden in der Landschaft füllten die Brust mit Andacht, Da tönten aus dem Thal herauf von den Thürmen der Stadt laut die Abendglocken. Der Anhauch allgegenwärtiger Gnade Gottes und seines waltenden Schutzes schwebte in den feierlichen Tönen empor, berührte das Herz und durchdrang es noch tiefer mit frommer Erhebung, mit hingegebenem Vertrauen.

Unwillkürlich hemmten die Hinabwandelnden ihren Schritt. Agathe sank an das Herz des Vaters, Margarethe blickte dahin auf, wo ihre Aeltern weilten. Alle empfanden in dem tiefen Gottesfrieden, der auf der schönen Erde ruhte, das Unterpfand: wie auch Verwirrung und Zwiespalt das irdische Dasein zerrütten möge, die himmlische Versöhnung ist jedem fromm vertrauenden Herzen gewiß. Und so waren sie glaubens- und hoffnungsgetrost!

Sechzehntes Capitel.

Die ganze Stadt Heidelberg war in feierlicher Bewegung; die Glocken läuteten von allen Thürmen; die Menge drängte sich zu der Hauptkirche, wo der Kurfürst, bevor er Heidelberg verließ, noch einmal seine Andacht verrichten und die göttliche Einsegnung empfangen sollte für das glanz- und verhängnißvolle Unternehmen, dem er heut von seiner getreuen Stadt aus entgegenzog.

Alles, was zum kurfürstlichen Hofstaate gehörte, hatte sich auf dem Schloß versammelt. Von dort herab sollte der Zug zur Kirche gehen.

Der Kurfürst befand sich noch in seinem Gemach; er war ganz allein und ging mit schwer bewegter Seele auf und nieder. Wie er sich selbst zu überreden trachtete, der Schritt, den er jetzt thue, sei ein unabänderlich nothwendiger, geboten durch die Ehre seines Hauses, und noch höher durch seine kirchlichen Pflichten: eine innere Stimme sagte ihm dennoch, daß weltliche Verlockungen, daß Trachten nach irdischer Größe ihn dazu reizten. Daß er nicht, wovon er sich so gern überreden mochte, eine Pflicht erfülle, sondern einer Begier folge! Die unerbittliche sagte ihm, daß der Glanz der Königskrone ihn blende, die Glorie weltlicher Macht ihn stärker locke als der Heiligenschein eines Vorkämpfers der Kirche! Und doch vermochte er nicht den Sieg über sich selbst zu erringen, und das Banner der Wahrheit in seinem eigenen Innern aufzupflanzen. Aber den unentrinnbaren Folgen solcher Zustände entging auch er nicht. Er war nicht freudig, nicht zuversichtlich, nicht fromm entschlossen,

sondern unruhig, hastig gestachelt! Mit Ungeduld erwartete er die Stunde zum Aufbruch nach der Kirche. Es war noch eine kurze Zeit bis dahin, doch die Minuten hatten für ihn einen bleiernen Gang. Endlich war der Augenblick da: Er ging hinüber zur Kurfürstin, um diese zum Kirchgang abzuholen.

„Guten Morgen, mein theurer Friedrich!“ rief ihm Elisabeth entgegen, als er in die geöffnete Thür des Cabinets trat, wo sie sich ganz allein befand. Sie eilte auf ihn zu und reichte ihm die rosigen Lippen mit so lächelnder Grazie dar, daß er ganz bezaubert von ihrer Lieblichkeit war. Nie hätte sie ihn herzlicher geküßt als in diesem Augenblick. Dem heitern Sonnenlicht ihrer Erscheinung gegenüber schwanden die finstren Wolken seines innern Unmuths.

„Ich komme dir doch nicht zu früh?“ fragte er; „ich war ungeduldig, Liebe, dich zu begrüßen!“

„Das freut mich von ganzem Herzen“, entgegnete sie mit frohem Ausdruck der Züge. „Allein auch ich sehnte mich nach deinem Anblick, denn ich sehe dich ja in einem neuen Glanze.“

„Nicht zu voreilig, Theuerste“, fiel er ihr ins Wort. „Die Zukunft steht in Gottes Hand!“

„O, was der Himmel so sichtbar fügt, wird er auch ganz vollführen, mein theurer Friedrich!“ antwortete sie lebhaft. „Was sollte uns nun noch im Wege stehen? Wir waren es ja nur selbst, die bisher die Hindernisse bereiteten!“

„So wichtiger Schritt durfte nicht übereilt gethan werden, meine Theuerste; gebe nur Gott, daß wir ihn nie bereuen!“

„Was das anlangt, so verbürge ich mich für mein Theil dafür“, antwortete die Kurfürstin mit einigem Stolz. „Ja, Friedrich, ich lege hohen Werth auf diese Wendung

unseres Geschicks! Sehr hohen! Ich möchte lieber künftig an deiner königlichen Tafel trocknes Brot essen, als an deiner kurfürstlichen schwelgen!"*)

Ein flammender Blick des Stolzes leuchtete dabei aus ihren schönen Augen. Sie erhob das Haupt mit angebornem Adel, und richtete sich würdevoll empor. Nie war sie schöner gewesen! —

Der Kurfürst, der seine Gemahlin anbetete, war ganz hingerissen von ihrem Anblick, ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit zärtlichen Küssen und betheuerte: „Ja, Elisabeth, jetzt fühle ich's, wir gehen einem großen Ziel entgegen; ich erfülle einen hohen Beruf. Oft zweifle ich an mir selbst, allein dein Anblick gibt mir wieder Muth und volle Zuversicht!"

Der Kammerjunker, Graf Erbach der Jüngere, trat ein mit der Meldung, daß die gesammten Theilnehmer am festlichen Zuge im Rittersaal versammelt seien.

„Ist die Frau Kurfürstin Juliane schon benachrichtigt?" fragte der Kurfürst.

„O, vergib, mein Lieber", fiel die Kurfürstin ein, „in der Freude, dich zu begrüßen, vergaß ich dir zu sagen, daß deine theure Mutter sich unpäßlich befindet. Sie schickte vor einer halben Stunde zu mir herunter und ließ mir anzeigen, daß sie dem Zuge nicht beiwohnen könne!"

„Und mir hat Niemand eine Meldung von der Unpäßlichkeit Ihrer Hoheit gemacht?" fragte der Kurfürst und sah den Grafen Erbach mit zürnender Verwunderung an.

„Ew. kurfürstliche Gnaden verzeihen, aber mir wird das betrübende Ereigniß erst diesen Augenblick bekannt!" sprach der Graf.

---

*) Historisch.

„Durch wen hast du die Meldung empfangen, Liebe?" fragte der Kurfürst offenbar sehr bestürzt über das Ereigniß.

„Die Mutter sandte ihre Ehrendame, das Fräulein ... wie ist doch ihr Name, — o die schweren deutschen Namen ...."

„Das Fräulein von Gemmingen?" fiel der Kurfürst fragend ein.

„Ja ganz recht", erwiderte die Kurfürstin; „ich habe auch sogleich die Gräfin Lady Inglefield zu ihr gesandt, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen."

„Und was fehlt meiner Mutter?"

„Es ist nur ihr gewöhnlicher Anfall von Migräne!" sagte die Kurfürstin Elisabeth leicht.

Der Kurfürst empfand nur zu klar, daß die Krankheit seiner Mutter eine vorgegebene sei. Die Nachricht traf ihn so unvermuthet, daß er einen Augenblick nicht wußte, was er thun solle. Ob, wie es ihm sonst seine kindliche Neigung geboten hätte, selbst ihr zu gehen, oder ob hinaufschicken, oder ob in diesem Moment nicht lieber überhaupt keine Kenntniß davon nehmen.

Die Kurfürstin sah seine Unentschlossenheit, und in der Besorgniß, es könne ein störender Einfluß auf die feierliche Handlung eintreten, die eben beginnen sollte, sprach sie drängend, aber leise zu ihm, indem sie auf das Vorzimmer deutete, wo bereits die Hoffräulein, die Kammerherren und Pagen, die dem kurfürstlichen Paar theils vortreten, theils es geleiten sollten, versammelt waren.

„O Lieber, du siehst Alles wartet schon auf uns. Es möchte einen üblen Eindruck hervorbringen, wenn wir eine Stockung in das Fest brächten; ich gebe dir die Versicherung, daß das Unwohlsein deiner Mutter nicht die geringste Bedenklichkeit hat! Gib mir deinen Arm!"

Und mit diesen Worten nahm die reizende, schmeichelnde Gattin den Arm ihres Gemahls in einer Weise, die ihn fast zwang, sie zu geleiten. So traten sie in das Vorgemach. Der Kurfürst war so verwirrt, daß er kaum wahrnahm was vorging; doch die Kurfürstin glich Alles durch ihre gewandte Leutseligkeit aus. Sie grüßte ringsher, sprach bald englisch, bald französisch, je nachdem sie von ihren Umgebungen in diesen Sprachen verstanden wurde, und mischte auch einige deutsche Worte ein, was immer einen sehr günstigen Eindruck hervorbrachte. So wurde die Unsicherheit und zerstreute Haltung des Kurfürsten nicht bemerkt, und der Zug ordnete sich. Graf Erbach eröffnete ihn; ihm folgten sechs Pagen, dann das kurfürstliche Paar. Durch eine Reihe von Zimmern, in welchen die Dienerschaft sich in den Staatslivreen befand, erreichten sie den Rittersaal, wo die gesammten Hofstaaten versammelt waren. Indem das hohe Paar eintrat, erschallte von einem draußen auf dem Schloßhofe zu Pferd aufgestellten Chor von Kunsttrompetern und Heerpaukern eine schmetternde Fanfare, worin sich ein „Vivat Fridericus, vivat Elisabetha!“ der sich im Saale Versammelten mischte.

Aller Augen glänzten in Freude, Aller Herzen waren gehoben durch stolze Hoffnungen; das Ceremoniel war kein festes Band mehr die Ordnung zu erhalten, von eifrigem liebenden Gedränge wurde das Herrscherpaar rings umgeben. — Der Kurfürst fand seine Fassung und Stimmung wieder, da er sah, daß das Fehlen seiner Mutter in dem allgemeinen Freudenrausch gar nicht wahrgenommen wurde. Der freudige Muth kehrte in seine Seele zurück. In edler ritterlicher Haltung schritt er bald in dem Zuge dahin, welcher jetzt unter dem feierlichen Geläut aller Glocken in der Stadt drunten, und von den Thürmen des Schlosses über

den Häuptern der Wandelnden begann. Eine glänzende Herbstsonne erhöhte die Pracht und Festlichkeit des Schauspiels. Um es so reich zu entfalten als möglich, nahm der Zug seinen Weg nicht durch die engen Fußwege mit Treppenstufen, welche gerad hinunter durch die schmalen Gassen zum Markte führen, sondern er ging über den Schloßhof, die Brücke am südlichen Theil und die breite, für Wagen und Roß geeignete Bergstraße hinab, um dann über den großen Platz vor der Universität durch das Mittelthor in die Hauptstraße einzubiegen, und sich so der Kirche zuzubewegen. Die Kunsttrompeter und Heerpauker, alle in reichen goldgestickten Uniformen, die Pferde mit stolzen Federbüschen geschmückt, eröffneten den Zug. Dann folgte eine Abtheilung der kurfürstlichen Leibwache, in blanken Harnischen, geführt von dem Hauptmann derselben, Konrad von Wonßheimb. Hinter dieser mehrere Hofkutschen, in denen die höheren Hofcavaliere und Damen saßen, und dann in einem mit acht prächtigen Schimmeln bespannten offenen Wagen, dem zwei Stallmeister voranritten und acht Cavaliere zu Pferde auf beiden Seiten das Geleit gaben, der Kurfürst und seine Gemahlin. Sämmtliche andere Hofcavaliere, die Kammerjunker, Edelknaben, die kurfürstlichen Räthe, folgten zu Fuß. Eine Abtheilung Hartschiere in rothen mit Gold reich gestickten Mänteln, silbernen Harnischen, lange Hellebarden tragend, beschloß den Zug. Eine unabsehbare Volksmenge begleitete ihn jubelnd, auf dem ganzen Wege in die Stadt hinab, bis zur Kirche. — Die Damen des Hofes sowie die angesehensten Frauen der Bürgerschaft saßen schon daselbst auf ihren Plätzen; Alle, die zum Hofstaat gehörten, der Kanzel gegenüber. Die, welche auf dem Schloß gewesen, waren in Sänften den Fußweg hinab dorthin getragen worden.

Scultetus, an der Spitze der Geistlichkeit, stand am Eingangsthor, begrüßte das kurfürstliche Paar und sprach mit feierlichem Wort, die Hände segnend erhoben, zum Kurfürsten: „Erfülle sich an meinem allergnädigsten Herrn wie es heißt im fünften Buch Mose, allda im dreißigsten Capitel, im neunten Verse:

„«Der Herr dein Gott wird dir Glück geben in allen Werken deiner Hände!» und ferner im sechzehnten: «Der Herr dein Gott segne dich in dem Lande da du einziehest, dasselbe einzunehmen!»“

Und zur Kurfürstin gewandt sprach er: „«Der Herr beschütze Euch wie einen Augapfel im Auge, und beschirme Euch unter dem Schatten seiner Flügel.» — Also beten wir nach dem siebzehnten Psalm, für Euch, gnädigste Fürstin des Landes.“ —

Der Kurfürst und die Kurfürstin beugten bei den Worten des Geistlichen fromm das Haupt und schritten in demüthiger Haltung vorwärts in die Kirche.

Tausende hatten sich zu der kirchlichen Feier versammelt. Aller Herzen erhoben sich im brünstigen Gebet zu Gott; viele schlugen in freudiger Hoffnung, viele aber auch waren mit banger Sorge erfüllt. So einfach und ohne allen äußeren Schmuck der Gottesdienst, dem strengen Gesetz der Calvinisten entsprechend, auch eingerichtet war, so waren doch die Klänge der Orgel noch nicht daraus verbannt, wie in dem unter Calvin's nächstem Einfluß geordneten Gottesdienst in den Kirchen der Schweiz. Der Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott“, den die Gemeinde ebenfalls, trotz ihres Abweichens von der Lehre Luther's, doch als einen christlichen Hochgesang voll echtester Glaubenskraft und Zuversicht aufgenommen hatte, machte den Beginn der Feier.

Dann hielt Scultetus die Predigt, deren Text er aus dem Buche Josua im ersten Capitel gewählt hatte*): „Mache dich nun auf, und ziehe über diesen Jordan in das Land, das ich den Kindern Israel gegeben habe. Alle Städte, darauf eure Fußsohlen treten, habe ich euch gegeben! — Es soll dir Niemand widerstehen dein Lebelang. Wie ich mit Mose gewesen, also will ich auch mit dir sein. Ich will dich nicht verlassen, noch von dir weichen! — Sei nur getrost und sehr freudig, daß du haltest und thust alle Dinge nach dem Gesetz, das dir Moses mein Knecht gegeben hat. Weiche nicht davon, weder zur Rechten noch zur Linken, auf daß du weislich handeln mögest in Allem was du thun sollst. — Und laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen; sondern betrachte es Tag und Nacht, auf daß du haltest und thust allerdinge nach Dem, was darin geschrieben steht. Alsdann wird dir's gelingen, in Allem was du thust, und wirst weislich handeln können!"

Nach diesen biblischen Worten, die der Redner mit feierlicher Stimme verlas, begann er seine Predigt. Wie er es schon von jeher dem Kurfürsten allein gegenüber gethan, so stellte er auch jetzt vor allem Volk das Unternehmen desselben als ein von Gott selbst sichtbarlich gebotenes dar, das zur Verherrlichung des Höchsten gereichen sollte, durch die Festigung und Verbreitung der gereinigten Lehre, und den Schutz, den er dieser von nun an gegen alle Bedrängnisse von außen, die sie bisher erfahren, darbieten solle. Mit jedem Wort entzündete sich sein Eifer zu höher schlagenden Flammen. „Nicht nur ein erlaubtes, ein gerechtes Unternehmen ist es, das du beginnst, gesegneter Fürst", rief er aus; „es ist

*) Historisch.

eine heilige Pflicht, die du erfüllest, eine Pflicht des Gehorsams gegen des Herrn sichtliches Gebot. Der Himmel hat unseren theuern Kurfürsten in seiner reinen frommen Gesinnung zu seinem Werkzeuge erwählt, und er darf nicht zaudern sich dem Willen des Herrn zu unterwerfen. Wie Abraham dem Geheiß Gottes Folge geleistet, da er das Schmerzlichste von ihm gefordert: so muß auch der Fürst, den der Wille Gottes und das Vertrauen der Völker und Fürsten schon als den obersten Schirmherrn der protestantischen Verbindung hingestellt hat, auch jetzo ohne Zagen dem Rufe folgen, der an ihn ergangen ist, durch die leuchtendste Fügung des Allmächtigen. Selbst in Zeichen, die der blöde irdische Verstand zufällige nennt, verkündet sich der Wille des Herrn, Allen ersichtlich! Der sechsundzwanzigste Tag des August ist, wie ihr alle wisset, derjenige, der unserm theuern Kurfürsten das Leben gab.*) Und an diesem nämlichen Tage gab das böhmische Volk, ohne daß Jemand dort dessen gedacht, vielleicht nicht Einer davon gewußt, unserm Herrscher die Krone!**) So ist er wahrlich eigen geboren zu diesem hohen, königlichen Beruf! Kein sterblicher Mensch hat, als der Fürst vor dreiundzwanzig Jahren an diesem Tage das Licht der Welt erblickte, vorausgeschaut, wozu er im Rath der göttlichen Weisheit berufen sei! Aber das Auge des Herrn hat es gesehen, es hat über ihm gewacht, ihn geleitet, daß er den Tag dieser fernen Zukunft, den Tag seiner Verherrlichung erreiche! Und ob auch schwere Opfer gefordert werden, ob dräuende Gefahren die Bahn umschweben: wandle sie getrost, denn der Herr hat dich dazu berufen und geweihet!" —

---

*) Historisch.
**) Historisch.

„Und“, schloß er die eiferglühende Rede, wiederum an die Worte der Schrift anknüpfend, „wie der Herr zu Josua gesprochen, also redet er auch zu dir: «Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seiest! Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht! Denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in Allem, was du thun wirst!»“

Wie Scultetus von jeher sein priesterliches Uebergewicht bei dem Kurfürsten geltend zu machen verstanden hatte, so war es auch jetzt geschehen. Der Strom seiner Rede hatte den jugendlichen Fürsten ganz fortgerissen; der fanatische Schwung versetzte ihn in eine schwindelnde Betäubung. Seine in ruhigeren Augenblicken immer wieder erwachende Bedenken waren in dieser Aufregung völlig verschwunden. Ein gleicher Aufschwung verwirrter Begeisterung riß auch die Versammlung hin. Nur daß die Heiligkeit des Ortes den Ausbruch der Gefühle zurückhielt. Als aber das fürstliche Paar wieder aus der Kirche trat, brauste der Jubelsturm in vollen Wogen auf. Kaum konnte der Kurfürst den Wagen wieder besteigen, kaum den Weg zum Schloß wieder zurücklegen: so umdrängte ihn das jauchzende Volk. Wer will ihn verurtheilen, daß er, in solchen Strom gerissen, der fortwirbelnden Gewalt desselben folgte? Daß er sich zu den größten Lebenszielen geweiht sah? Der Ruf: „Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seiest!“ tönte immer neu mit mächtigem Klange in seiner Seele wider. So wollte er denn sein gleich ihm ein würdiger Streiter Gottes, und laut rief es in ihm: „Ich lasse mich nicht grauen noch entsetzen. Denn der Herr, mein Gott, ist mit mir und Dem was ich thun werde!“

So erreichte er das Schloß wieder.

Um zwölf Uhr Mittags war das Abschiedsbankett veranstaltet. Der ganze Hof und die höchsten Staatsdiener,

die Feldobersten, die Stadtältesten von Heidelberg waren dazu geladen. Mancher Trunk wurde dem neuen Glück und Glanz, das dem alten Fürstenhause winkte, dargebracht! Der junge Fürst glühte in Freude und Leutseligkeit; die Kurfürstin war das Bild des Liebreizes, der anmuthvollsten Huld. Es schien, daß mit dem erhöhten Glanze ihrer Krone ihr Sinn um so milder, herablassender wurde. In dem Rausche der Freude vergaß es der Kurfürst, was ihm anfangs doch wie ein dunkler Schatten in das Licht dieses Tages gefallen war, daß ein Platz an seiner Seite nicht so besetzt war, wie er sein sollte. Seine Mutter fehlte bei der Tafel! Und er übersah es, daß ein ernster Gast am Tische saß, der Rath — Leander Rippell.

Der Kurfürst hatte die Kurfürstin Luise Juliane gleich nach der Kirche besuchen wollen; doch da er bei seiner Anfrage den Bescheid erhielt, die Kranke schlummere eben ein wenig, hatte er es unterlassen müssen.

Das Banket war zu Ende. Der Aufbruch sollte noch an diesem Tage geschehen. Der helle Mondenschein mußte benutzt werden, um die Reise die Nacht hindurch fortzusetzen bis zum folgenden Abend, wo das erste Nachtlager in Mergentheim festgesetzt war. Nach zwei Punkten waren Pferde vorausgeschickt, um bei den schweren Wegen und schwerfälligen Wagen diese Stadt am nächsten Abend erreichen zu können.

Vom Banketsaale begab sich der Kurfürst in sein Gemach, um sich sofort zur Reise umzukleiden. Die Wagen standen schon angespannt im Schloßhofe. In der nächsten Viertelstunde sollte er sein schönes Heidelberg mit dem alterthümlichen Schloß, von dem jedes Fenster auf gesegnete Fluren herabschaute, verlassen! Er sollte diesen stolzen ritter-

lichen und doch so anmuthigen Wohnsitz seiner Väter mit einem noch stolzern, mit dem königlichen Prag vertauschen! Er fragte sich: „Wann wirst du es wiedersehen?“ Hätte er sich sagen können, wie er es wiedersehen würde!

Mit innerer Unruhe und äußerer Hast wechselte er die Kleider. Als es geschehen war und der Kämmerer mit dem über den Arm geschlagenen Reisemantel vor ihm stand, verfiel der Kurfürst in ein tiefes Nachsinnen. „Laß mich allein“, sagte er zu dem Diener; „geh' hinüber zur Frau Kurfürstin und melde ihr, ich würde in wenigen Minuten bei ihr sein!“

Der Kammerdiener ging.

Das Gemach, in dem der Kurfürst sich befand, lag in einem der Eckthürme des Schlosses, in demjenigen zunächst der Stadt, der fast unmittelbar auf diese niederschaute. Friedrich trat in das tief in die Mauer einspringende Fenster und blickte hinaus. Im milden Nachmittagssonnenlicht lag das Bild der Landschaft vor ihm. Er hatte es so oft gesehen; nie hatte es ihn so warm wieder angeschaut. Ihm war es, als solle er von einem alten Freunde, von einem lieben Jugendgespielen Abschied nehmen. Mit verschränkten Armen stand er am Fenster. Die Berge waren so sonnig angestrahlt! Drüben jenseit des Neckar, am Fuße des Heiligenberges regte sich noch das fröhliche Leben der Weinlese. Der Geisberg zu seiner Linken, die Waldhöhen des Jettenbühels, worauf die Trümmer des alten, verlassenen Schlosses zwischen düstren Fichten hervorragten, tauchten sich in dunkle Schatten; doch ein goldiges Licht spielte um die Ränder der Höhen und blitzte durch das gelichtete, bunte Herbstlaub des Waldes, das die Gipfel krönte. Die Stadt war still geworden; er konnte fast in jede Gasse hinabblicken; das festliche Leben des Vormittags war vorüber, die meisten

Bewohner waren hinausgegangen in die Weinberge, dem letzten frohen Geschäft des Jahres obzuliegen. Doch diese Lust verklang dem Ohre zu fern, um die Stille, die über dem Landschaftsbilde gelagert war, zu unterbrechen. Das jugendliche, an Liebe und Wohlwollen reiche Herz des Fürsten war wehmuthsvoll bewegt. Er sagte innerlich ein tiefes, leises Lebewohl Allem, was seine Jugend hier erfreut hatte. Eine Thräne sogar trat in das Auge, das sonst so frisch, fast zu leicht in die Welt blickte. Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter, betroffen sah er sich um.

„Friedrich“, sagte eine sanfte Stimme.

„Mutter!“ rief der Kurfürst überrascht. „Du hier! Ich wollte dich besuchen — und nun Abschied nehmen“, sprach er schnell hintereinander, sehr bewegt.

„Abschied nehmen! Ja, dazu bin ich zu dir gekommen, mein lieber Sohn“, antwortete die Kurfürstin mit weichem Tone.

„Du — du bist von deinem Krankenlager aufgestanden — beste Mutter ....“

„O, mein Sohn! Meine Krankheit ist nicht eine, die durch Arznei geheilt wird, noch findet sie Linderung auf meinem Lager“, entgegnete die Kurfürstin. „Mein Herz ist krank von Sorge und Befürchtung!“

„Meine Mutter!“ unterbrach sie der Kurfürst mit bittendem Tone.

„Sei ruhig“, erwiderte sie, „ich komme nicht mehr, dich zu warnen, dir abzurathen. Was ich dir sagen konnte, habe ich dir gesagt; es wäre jetzt doch Alles zu spät! — Allein ich konnte nicht an euren Festlichkeiten, nicht an euren Freuden theilnehmen! Darum blieb ich in meinem einsamen Gemach — aber mein Sohn, ich habe für dich

gebetet, glaube mir, so heiß und andächtig, als wäre ich mit in der Kirche gewesen!"

Und überwältigt von ihrem ahnungserfüllten Herzen sank die hohe Frau an die Brust des Sohnes und er an die ihre, und sie umschloß ihn mit aller Innigkeit mütterlicher Liebe.

„Sohn! Sohn! Du trägst die Pfalz nach Böhmen!" *) rief sie weinend.

Der Kurfürst erwiderte nichts, schloß aber seine Mutter mit noch innigerer Umarmung ans Herz. Dann entwand er sich ihr; nur ihre Blicke sagten sich noch ein stummes Lebewohl. Raschen Schrittes ging Friedrich der Thür zu, nach den Zimmern seiner Gemahlin.

Wenige Minuten später wurde Luise Juliane wieder durch das Rollen der Wagen im Schloßhofe aus dem tiefen betäubenden Schmerze, in welchem sie auf einen Sessel am Fenster hingesunken war, geweckt. Bald sah sie den Reisezug sich zur Stadt hinabbewegen; sie verfolgte ihn unabläßig mit den Augen, und als er ihr in den Gassen einige Zeit verschwand, harrte sie am Fenster, bis er wieder in der langen Hauptstraße sichtbar wurde, sich dann dem Neckar zuwandte, über die Brücke rollte und sich jenseit das Thal hinab gegen Neuenheim bewegte. Ihr Blick haftete an der langen Reihe der Wagen, bis der letzte in der Biegung der Landstraße um den Abhang des Berges verschwand.

Friedrich wußte nicht, daß das Mutterauge ihn so treu begleitete. Aber seine Seele war so bei ihr wie die ihrige bei ihm; selbst das freudebeseelte, dankbar schmeichelnde Lä-

*) Historisch.

cheln der holden Gemahlin, die an seiner Seite saß, glitt ab an dem Herzen des Sohnes, das den Schmerz der Mutter theilte.

Und längst schon hätte ihr getreues Auge ihn nicht mehr zu erreichen vermocht, als noch der Klang ihrer prophetischen Worte ihm folgte und mit dunkler Ahnung in seinem Herzen widerhallte:

„Du trägst die Pfalz nach Böhmen!“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Drei Jahre von Dreissigen.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Einundzwanzigstes Buch.

Siebzehntes Capitel.

Der Tag des Einzugs Friedrich's des Fünften in Prag war festgesetzt. Die Stadt überfüllte sich mit Gästen. Alle Großen des Königreichs, außer denen, die in offener Fehde mit der neuen Ordnung der Dinge waren, die ganze Ritterschaft des Landes und alle Mitglieder der Stände versammelten sich in der Hauptstadt, um ihren neuen, selbst gewählten König zu begrüßen; Tausende von Bürgern und Landleuten strömten herzu. Wer nur einen Verwandten, einen Freund, einen Bekannten in Prag hatte, der suchte ihn auf und sprach für das Fest, welches Aller Herzen erhob und mit freudigen Hoffnungen schwellte, seine Gastlichkeit an. Von größern und kleinern Städten des Landes, von Saatz, Laun, Eger, Pilsen, Pisek, Tabor, Kuttenberg, Czaslau, Gitschin, Leitmeritz, Raudnitz, Lowositz, Aussig, Tetschen, Teplitz und vielen andern, waren Abgeordnete gesendet, den Fürsten zu begrüßen. Viele kamen in stattlichen Aufzügen an, mit Roß und Reisigen, mit zahlreichem, glänzendem Gefolge. Auch die Nachbarländer Schlesien und Mähren, die sich im Bunde mit Böhmen befanden,

die Städte Breslau, Olmütz, Brünn, Iglau hatten ihre Abgeordneten. Es war als ob ein neuer Tag für das Land angebrochen sei, eine neue Sonne des Glücks ihm strahle. In allen Straßen bewegte sich ein buntes, fröhliches Gedränge. Man sah nicht das unheimliche Wogen wie in den Tagen des Mai im verwichenen Jahre, wo der Kampf sich vorbereitete und beide Theile sich dazu rüsteten, die einen offen, die andern insgeheim. Damals waren die Gassen Prags bewegt von düstren Gestalten, von Männern mit zornblickenden, wilden Augen, oder von Zügen schwer Bewaffneter, im Dienst der Statthalter; dazwischen scheu umschauendes Volk, zumeist Männer in unruhigen Gruppen murmelnd. Jetzt überall ein lebendiges Treiben und Drängen von Frauen und Männern durcheinander, mit freudigen Gesichtern, im eifrigen Gespräch. Jeder hatte einen Freund, einen Verwandten am Arm, der ihn als Gast besuchte und dem er die prächtige Stadt Prag sammt den Anstalten zum Empfang des neuen Königs zeigte. In Festkleidern wallte die Menge durch die Gassen, über die Brücke zum Hradschin hinauf. Kriegsleute sah man auch, wiewol wenig, da die meisten draußen im Felde lagen, unter Thurn, Fels, Schlick und Mansfeld; doch sie boten keinen drohenden Anblick dar, sondern einen frisch ermuthigenden. Denn sie waren nicht vom Kopf bis zur Zeh mit Eisen umpanzert, sondern zeigten sich in festlicher Tracht mit bunter Feldmütze oder blanken Helmen und Waffen, ohne Brustharnisch im saubern Koller. Sie marschirten nicht mit schwerem, gleichförmigem Tritt, in starren enggeschlossenen Rotten, sondern mischten sich unter das fröhliche Volk. Der stattliche Kriegsmann hatte ein schmuckes Mädchen an der Seite, oder er ging von Bürgern umringt, Arm in Arm mit

ihnen, und froher Muth verkündete sich durch Scherz, Lachen und Gesang.

Die Jahreszeit ließ, da es schon mit dem October zu Ende ging, die Erheiterungen im Freien nicht mehr zu. Allein wo nur in der Stadt ein Haus war, in welchem Bier oder Wein geschenkt wurde, das sah man dicht gefüllt, und beim frischen Krug, beim vollen Becher Herren und Ritter, Bürger und Handwerker im belebten Gespräch.

Vor allen aber war Jakob Steffecks Haus am großen Ring der Altstadt zahlreich besucht. Im Kellergeschoß, wo die Reihen mächtiger Fässer lagerten, und im Stockwerk zu ebener Erde, sammelten sich hier die Gäste aus allen Ständen; selbst Frauen und Jungfrauen, da viele der Fremden an solchen öffentlichen Orten speisen mußten, was dann auch den Besuch durch die einheimischen Familien nach sich zog. Vielfach erblickte man daher jetzt an den Tischen, wo sonst nur die Männer ihren Krug leerten, auch ehrsame Hausfrauen und sittige Töchter, und das bunte Leben wurde dadurch noch heiterer, denn der Geist der Fröhlichkeit ergriff leicht Alle, wo der Geist des Weins seine belebende Kraft übte. Aber das Hochgefühl dieser Tage bildete den Schutz gegen jede Ausschweifung. Schon an sich belebte ein höherer Geist der Bildung die Bürger Prags. In den trefflichen Schulanstalten der Utraquisten wurden selbst Die, welche sich den Handwerksständen widmeten, sorgfältig unterrichtet; es war nichts Seltenes, daß die Handwerksmeister eine für jene Zeit ausgedehnte Belesenheit hatten und selbst das Lateinische geläufig verstanden. In der gehobenen Stimmung der Zeit erhöhte sich dieser edle Geist noch und Alles Unwürdige war aus den gemeinsamen Zusammenkünften nicht sowol verbannt, als es sich von selbst fern hielt, da ihm nirgends ein Zugang geöffnet wurde.

In dem hell erleuchteten Gewölbe Jakob Steffeck's hatten sich denn so viele frohe Besucher gesammelt, daß es schwer war noch einen Platz zu finden. Als ein später Gast trat Wolodna ein. Er blickte in dem vollen Gewölbe umher, wo er wol einen Bekannten finden möchte, zu dem er sich setzen könnte, als plötzlich ein Mann mit den Worten „Vater Wolodna" vom Sessel aufsprang und auf ihn zueilte.

„Czernig!" rief Wolodna, als er ihn freudig überrascht erkannte. „Mein treuer, wackrer Czernig!" Die beiden Männer küßten sich wie Brüder.

„Freunde, Ihr da, Herr Pfarrer, Herr Hauptmann Holoduk!" rief Czernig und ließ Wolodna los, „seht doch her, wer hier gekommen ist!"

Das Wort war kaum heraus, als Wolodna die beiden theuren Freunde, die mit dem Rücken gegen ihn gesessen hatten, sich aber jetzt umwandten, erkannte.

Auch sie hielten einander in den Armen in der herzlichsten Begrüßung.

„Wie freue ich mich, ehrwürdiger Herr, Euch hier zu begrüßen", sprach endlich Wolodna zum Pfarrer Chlodzek; „das ist wacker, daß Ihr hierher kommt zu dem Tage der Freude! — Alter Freund Holoduk! — laßt Euch noch einmal küssen!"

„Die ganze Welt möchte ich heut küssen", rief der alte Haudegen und schloß den Freund nochmals kräftig in die Arme.

„Daß unser frommer Vater Rechodom diesen Tag nicht schauen konnte!" sagte Czernig.

„Er schaut den herrlichsten Tag, den Tag aller Tage", antwortete der Pfarrer mit fromm gehobenem Blick. „Ihm

ward das bessere Theil!" Wolodna schwieg in stummer Rührung.

„Werdet nur nicht traurig heut an dem Tage der Freude", sagte Holoduk herzlich und klopfte Wolodna auf die Schulter. „Er hat die himmlischen Freuden; so laßt uns der Freude auf Erden genießen!"

„Requiescat in pace!" sprach der Pfarrer.

„Setzt Euch zu uns, Wolodna", bat Czernig. „Wir rücken zusammen. Trinkt ein Glas mit uns! Ihr müßt beisammen sitzen, ihr beiden Aeltesten", wandte er sich gleichzeitig zu Holoduk. „Schaut einmal! Ihr seht euch einander ähnlich wie zwei Brüder! Und alle Beide habt ihr die Kreuzwege da auf der Stirn!"

„Nikolas Holoduk hat seiner Zeit die Türkensäbel auch kennen gelernt", sagte der Hauptmann selbstgefällig.

„Und die Türken Euer scharfes Schwert, Herr Hauptmann", antwortete Czernig.

„Kann's nicht leugnen, ich habe mich gewehrt — — das sind alte vergessene Geschichten. Es ist vorbei damit! Ich bin zu alt zum Fechten!"

„Nicht so ganz!" sagte Wolodna lächelnd, „noch in Klostergrab damals!"

„Begraben wir das damals!" rief Czernig. „Es war ein grauenvoller Tag! Wir wollen uns den frohen Abend nicht damit verderben. — Kommt, Kinder, setzt euch." —

Sie nahmen Platz an der Tafel.

Wolodna schaute sich jetzt erst recht um. Er sah manchen Bekannten, empfing manchen Gruß und Handschlag.

„Ihr erkennt mich wol nicht mehr, Hauptmann Wolodna" — mit diesem Rang war er durch Thurn bekleidet — fing ein Mann in mittlern Jahren, der ihm gerade gegenüber saß, das Gespräch an; „wir haben doch schon

hier in Prag miteinander verkehrt; hättet Ihr Nikolas Diewiß ganz vergessen?“

„Ei, Herr Stadtschreiber“, antwortete Wolodna überrascht und nahm die dargebotene Hand freudig an; „ich verwundere mich, Euch so lange nicht gesehen zu haben, da ich doch seit drei Monaten hier in Prag bin!“

„Ich war viel auswärts, auf mancherlei Geschäftsreisen!“

„Ich sollte Euch auch kennen, Herr Hauptmann“, nahm ein anderer Mann ungefähr in gleichem Alter mit Diewiß, der neben ihm saß, das Wort, „ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich Euch nicht im Lager vor Wien beim Grafen Thurn gesehen hätte.“

Wolodna sah den Gast aufmerksam an. Er hatte bleiche, eingefallene Wangen, etwas unheimlich Unruhiges, fast Verstörtes in den Zügen. Sie schienen Wolodna bekannt, doch wußte er nicht sogleich, wohin er den Mann bringen sollte.

„Herr Tharradel von Ebergassing“, nahm Diewiß das Wort für diesen.

Jetzt erkannte ihn Wolodna gleichfalls. Der ganze Zustand der Verwirrung, in welchen Tharradel nach dem plötzlichen Umschlag seiner Hoffnungen gerathen war, kam ihm wieder ins Gedächtniß, da er sich noch jetzt in dessen Angesicht malte. Es war als habe ihn, der die Hand so freventlich an seinen Fürsten legte, eine höhere strafende Hand gezeichnet. Wolodna war in Verlegenheit, wie er mit Tharradel ein Gespräch anknüpfen solle, denn er mochte der Vorfälle im Lager nicht gedenken. Da fiel ihm Reubner ein, doch konnte er sich nicht sogleich auf dessen Namen besinnen. „Ihr habt dort einen redlichen Freund verloren“, sagte er, „wie hieß doch der Alte, der tapfre Graubart, der in der Schanze blieb!“

„Stephan Reubner!“ antwortete Tharradel mit einem leichten Anflug von Röthe auf seinen bleichen Wangen. „Ja, das war ein treues Herz!“ setzte er mit einem Seufzer hinzu und die Blässe seines Angesichts kehrte, so schien es, stärker zurück.

„Wahrlich!“ bekräftigte Diewiß mit einem unruhigen Blick auf Tharradel. „Das war ein wackrer Freund unserer Sache! Laßt uns anstoßen, Hauptmann Wolodna, auf Stephan Reubner! Ich danke ihm vielleicht das Leben!“

Und er erzählte jetzt auf die begierige Anfrage Mehrerer, wie gewandt und keck Reubner ihn damals zuerst in einen Versteck und dann verkleidet aus Wien geschafft, als ihm die Späher und Helfer Slawata's so hart auf der Spur waren. Die Erzählung war noch nicht zu Ende, als eine Gestalt eintrat, die, sowie sie sich in der Thür zeigte, Aller Blicke auf sich zog.

„Was Teufel ist das?“ rief Hauptmann Holodnk.

Mitten in das Gemach schritt ein gewaltiger Mann in schwerer eiserner Rüstung; aber nicht in Waffen wie sie üblich waren, sondern in uralten, als ob ein Bote früherer Jahrhunderte einträte. Ein schwerer, eisenschwarzer Harnisch, mit Rostflecken und andern Spuren des Alters deckte die Brust; Schienen gleicher Art Arm und Schenkel. Den Kopf ein Helm, mit starkem, geschlossenem Visir. In der rechten Hand hatte der eiserne Verkappte eine Art Lanze ohne Spitze, kurz, sodaß sie mit dem Schaft auf den Boden gestellt, nur wenig über die Schulter hervorragte. Alles war in Erstaunen über die unvermuthete, seltsame Erscheinung.

„Nun? Wie gefall' ich euch? Kennt ihr mich?“ fragte eine tiefe männliche Stimme. Und gleich darauf

schlug der eiserne Gast sein Visir empor und sah die Gesellschaft mit lachendem Antlitz an.

„Jakob Steffeck“, riefen eine Menge Stimmen wie aus Einem Munde.

„Zum Teufel, was treibt Ihr für Mummenschanz“, fragte einer der Gäste. „Also darum haben wir den Wirth den ganzen Abend nicht gesehen?“

„Ich wollte den werthen Gästen doch eine Probe geben von unserm Aufzug“, sagte der Weinwirth heiter. „So werden wir uns, eine ganze Mannschaft, am Thor aufstellen. Herr Nikolas Diewiß dort wird uns anführen und dem gnädigsten Herrn Kurfürsten die Anrede halten!“

Eine Anzahl der Gäste war inzwischen aufgestanden und umringte den so seltsam Gerüsteten neugierig.

„Was bedeutet denn das eigentlich?“ fragte Holoduk, der sich die gerüstete Gestalt mit verwunderter Aufmerksamkeit angesehen hatte, „der Mann sieht ja aus als ob er von der Leibwache des Ziska wäre? Ich habe in meiner Jugend noch zu Zeiten alte Rüstungen der Art gesehen!“

„Es ist beinahe, wie Ihr sagt, Hauptmann Holoduk“, antwortete ihm Wolodna. „Unter den vielerlei Veranstaltungen zum Empfang des Herrn Kurfürsten ist auch die, daß eine ganze Feldwacht in den Rüstungen aus den Hussitenzeiten am Reichsthor aufgestellt wird, die ihn mit dem Waffengruß aus alter Zeit empfangen soll.“ *)

Während Wolodna seinen Gefährten diese Erklärung gab, mußte der Wirth des Hauses seinen andern Gästen die Art seiner Waffen und Rüstzeug näher zeigen und ihren Ursprung und Gebrauch erläutern. **) „Das war die Pickel-

---

*) Historisch.

**) Historische Waffenstücke, deren noch viele im prager Museum.

haube der Kuttenberger", sagte er, indem er den Helm abnahm und zeigte. „Und das hier", er hob die lanzenähnliche Waffe empor, „war ein Teufelsinstrument. Was meint Ihr zu diesem Dreschflegel?"

„Das ist also einer von den berühmten Dreschflegeln?" fragte Holoduk und griff nach der Waffe.

„Davon hat mir mein Großvater noch erzählt! Sein Großvater hatte mit dem Dreschflegel bei Tabor einen brandenburgischen Obersten vom Pferd gehauen. Auf einen Hieb sprang der Helm in Stücke und beim zweiten stürzte der wankende Reiter, daß er kein Glied mehr regte. — Wetter und Teufel, das sind aber auch Eisenzähne hier!"

Die Waffe machte die Runde; sie bestand in einem hölzernen mit Eisen beschlagenen Schaft, etwa von Mannshöhe; oben war an leichten aber festen Ketten und zugleich mit Riemen ein bewegliches, armlanges Holzstück, genau wie beim Dreschflegel befestigt, das nicht nur mit Eisen beschlagen war, sondern ringsum eiserne Spitzen, von etwa anderthalb Zoll Länge hatte. Durch die gewaltige Schwungkraft in diesem beweglichen Theil, wenn der Schaft einen Hieb vollführte, wurden die stärksten Rüstungen zerschmettert, und manchen Sieg dankten die Hussiten dieser furchtbaren Zerstörungswaffe, welche der Feind nicht besaß.

„Eine mörderische Waffe", sagte einer der Gäste, „die sollte man wieder einführen!"

„Mit Vergunst", wandte Holoduk ein. „Das war gut für den damaligen Krieg; für wilde Haufen; heut zu Tage ist das Ding nicht mehr zu gebrauchen. Seit die Musketen und Karthaunen mitspielen, ist's aus mit den Dreschflegeln."

„Nun", meinte einer der Bürger, „ihr habt doch noch Lanzen und breite Schwerter und Säbel!"

„Ist ganz etwas Anderes, werther Herr“, belehrte Holoduk, der sich freute, hier mit einigem Ansehen als Kriegs- und Sachkundiger aufzutreten. „Das sind Waffen, die in geschlossenen Reihen gebraucht werden können. Jetzt wird mit Ordnung gefochten. Es geht Alles im Ganzen, nicht wie jeder Einzelne Lust hat. In Reih und Glied ist die Lanze wirksam, wenn's erst zum Handgemenge kommt, aber nicht dieser Dreschflegel. Damit können nur einzelne Trupps und Leute kämpfen; mit dem Dreschflegel muß man links und rechts hantieren können, da schlüge man in der Front mehr Nachbarn todt als Feinde!“

Ein murmelndes Lachen lief durch den Kreis.

„Allein das wundert mich“, bemerkte wiederum Einer, indem er die Waffe genau betrachtete, „daß die Spitzen hier an dem Flegel so stumpf und so kurz sind. Wenn sie länger und recht scharf wären, müßten sie doch noch ganz anders in Fleisch und Bein dringen!“

„Das meine ich auch“, pflichtete ein Anderer bei, „auch habe ich auf der Rüstkammer im Hradschin dergleichen gesehen, wo die Spitzen wol fingerlang waren und dabei scharf wie die Dolche!“

„Ganz recht, werther Herr“, docirte Holoduk, der in die Mitte des Kreises getreten war, weiter, „das war die alte Art. So rückten die Kuttenberger anfänglich aus. Aber dies ist die von Ziska verbesserte Gattung. Die alten fleischten, das ist nicht zu leugnen, aber der Eisenzahn saß fest und der Mann konnte die Waffe nicht zurückziehen, da war er mit einem Hieb entwaffnet und fand oft den Tod. Diese Spitzen zerschmettern, aber haften nicht, der Mann kann die Waffe rasch wieder heben; mit diesen Dingern läßt sich wahrhaft dreschen, Schlag auf Schlag!“

Alle gaben durch beifälliges Murmeln zu erkennen, daß sie die Richtigkeit der Erklärung einsahen.

„Ja", fuhr Holoduk, der aus einem ganz fremden, kaum beachteten Gast durch diesen Zufall für den Augenblick gewissermaßen der angesehenste geworden war, mit leuchtenden Blicken fort, „es war ein ganzer Kriegsmann dieser Ziska! In kleinen Dingen und in großen; und so muß es sein, denn von den kleinen Dingen hängt das Gelingen der großen oft ab im Felde. Eine gebrochene Achse kann eine Schlacht verloren machen, drum muß man rechtzeitig nach den Achsen sehen. Eine Waffe etwas kürzer oder länger gibt dem Soldaten den Vortheil über den Gegner oder stellt ihn in Nachtheil. Und steht jeder einzelne Mann im Nachtheil, so hat der Gegner die Oberhand in der ganzen Schlacht, im ganzen Kriege! Darum sieht ein guter Feldhauptmann das Kleine und das Große an; das Kleine vorweg, bei rechter Zeit, denn das muß vorbereitet sein, und läßt sich nicht nachholen; das Große aber, wenn's trifft, da muß er die Augen offen haben; das kommt wie die Feuersbrunst über Nacht, da muß er den Kopf oben halten, ob's auch drunter und drüber geht, und feststehen wenn alles zittert und bebt! So war der Ziska auch. In der Schlacht sah er nach allen Seiten zugleich mit seinem einen Auge; er spähte um wie ein Adler, und schoß auf den Raub wie ein Stoßvogel! Er wußte wann die Uhr schlug zum Ansturm; ein Augenblick zu früh, und die Schlacht ist verloren! Er aber führte den Schlag wenn's Zeit war, und so saß denn der Hieb auch!"

Alle hörten gespannt dem alten begeisterten Kriegsmann zu. Jakob Steffeck hatte inzwischen auch noch einige andere Waffenstücke hereinholen lassen, die geprüft worden waren, und aus denen er Das zur Rüstung ausgewählt hatte, was

er eben trug. Es waren Schilde, Helme und Angriffswaffen mancherlei Art. Alle Gäste, auch die Frauen und Mädchen umstanden die Merkwürdigkeiten. —

„Was ist denn das für ein Instrument?“ fragte einer der Beschauenden erstaunt und nahm eine lange Waffe mit einem Spießschaft, welche oben aber statt in einer Spitze, mit einer Art von Ring endete, in die Hand. Das Ding sieht ja aus wie ein Halseisen!“

„Gebt einmal her!“ sagte Holoduk.

Und bevor sich's der prager Bürger versah, rückte Holoduk mit dem eingelegten Spieß auf ihn an, drückte ihm denselben fest an die Halskrause, daß er einen Schritt zurücktaumelte, und — der Hals des Angegriffenen steckte in dem Ring und Holoduk hatte ihn in seiner Gewalt.

Der ganze Kreis brach in ein lautes Gelächter aus, wie der Gefangene halb bestürzt, halb erzürnt hin- und hertaumelte. Dann fuhr er mit den Händen nach dem eisernen Halsbande, das ihn wider Willen schmückte, und rief. „Was soll denn das? Das ist ein schlechter Spaß!“

„Es war ein noch viel schlechterer Ernst“, antwortete Holoduk; „wem das Eisen um den Hals saß, dem saß bald der Hals nicht mehr auf dem Rumpf! Mit diesem Eisenring zog ein Knabe den stärksten Reiter vom Pferde, denn die einspringenden Spitzzacken hinten drückten ihn beim Anzug ins Genick, daß er herunter mußte, und die Stacheln von innerhalb faßten ihn von allen Seiten! Versucht doch, ob Ihr einen Schritt rückwärts könnt, oder Euch gegenstemmen, wenn ich festhalte! Ihr müßt folgen und führte ich Euch in die Hölle!“ Dabei zog er an dem Fangspieß und der gefangene Bürger mußte ihm nachgehen; er führte den vergeblich sich Sträubenden zum Gelächter aller Anwesenden mit leichter Hand durch das ganze Gemach.

Dann trat er hinter ihn und löste mit einem geübten Druck des Daumens die eingeschnappten Fangzangen. „Seht ihr“, sagte er, sich lächelnd umschauend, „das ist auch so eine Erfindung vom Ziska! Damit hat er manchen Gefangenen gemacht!“

Alle besichtigten jetzt erst recht begierig den Mechanismus des gefährlichen Instruments, und Jeder überzeugte sich, daß ein David damit einen Riesen Goliath in seine Gewalt bekommen konnte.

Der Losgelassene athmete frei auf und machte, da ihm Holoduk sogleich die Hand reichte, gute Miene zum bösen Spiel. Es war Derselbe, welcher zuvor die erneuerte Anwendung der Dreschflegel beim Gefecht gewünscht hatte, er sagte jetzt: „Kann man denn aber diese Beelzebub's-Kneifzange nicht jetzt auch mit Nutzen anwenden, um einen Kosacken oder Türken vom Roß zu bringen?“

„Nichts, nichts, werther Herr, jetzt würde ein Reiter Einem, der ihm so zu Leibe ginge, mit der Pistole den Garaus machen, ehe ihm der Ring an die Halskrause streifte. Das Feuergewehr hat alle diese Erfindungen todtgeschossen!“ —

Die Gäste setzten sich jetzt zum größten Theil wieder, wenn auch noch einige, besonders Frauen, den geharnischten Krieger aus Ziska's Heer umstanden und seine Waffen genau besichtigten.

Wolodna wollte aufbrechen. —

„Ihr habt ja kaum ein halbes Stündchen mit uns zugebracht, alter theurer Freund“, sagte der Pfarrer Chlodzek.

„Ich hatte es nicht länger in Absicht, ich wollte nur einen Abendtrunk nehmen nach des Tages Mühen“, erwiderte Wolodna; „hätte ich gewußt, welche alten Freunde und Heimatgenossen ich hier treffen würde, so hätte ich mich

auf längere Zeit eingerichtet! „Nun ich denke, wir sehen uns morgen und in folgenden Tagen mit Muße."

„Was treibt Euch denn aber nach Haus?" fragte Holoduk. Ihr seid doch", sagte er scherzend „keiner bösen Ehehälfte unterthänig, die da schmollt, wenn Ihr zu spät kommt?"

„Das nun eben nicht", antwortete Wolodna, „aber so etwas von häuslichen Pflichten ist doch dabei", antwortete er sehr heiter.

„Und das wäre", fragte Chlodzek theilnehmend.

„Gestern sind es sechs Wochen, daß meine Tochter Therese ein Knäblein geboren hat; ihr erstes!" sagte Wolodna mit leuchtenden Augen.

„Wie? Die Therese?" rief Holoduk freudig. „Unser liebes, theures, heldenmüthiges Mädchen? Und Ihr seid Großvater, Wolodna?"

Er nickte freudig.

„Das ist ein Segenszeichen des himmlischen Vaters", sprach der Pfarrer. — „Er beschenkt Euer Haus für die Zeiten des Friedens und schmückt es für die Tage der Häuslichkeit! Das soll uns Allen Gutes bedeuten!"

„Ja", rief Czernig aus, „solche Hoffnungen theilt ein Hausvater wie ich. Der Friedensstern möge leuchten über unserm Dach!"

„Wie er leuchtete über dem Dach der Hirten, da der Herr geboren", fiel Chlodzek ein.

Diese Worte bewegten Alle, die ringsum saßen; sie erhoben die Gläser zum leisen wohltönenden Anklingen; auch Diewiß, Tharradel und Alle am Tisch, die Wolodna kannten und nicht kannten; denn in Aller Herzen lebte der gleiche Wunsch: „Friede leuchte über unseren Häusern!"

Wolodna verabredete, sich am nächsten Morgen mit den Freunden hier wieder zu treffen, und ging.

„Das ist ein glückliches Zeichen", sprach der Pfarrer, als Wolodna aus der Thür war, „ich traue auf dieses Pfand des Segens, das der Herr gegeben. Es ist ein Friedenspfand. Es soll uns Allen eine Bürgschaft sein. — Dem Pfand all unseres Dichtens und Trachtens", sprach er feierlich und erhob das Glas; Alle am Tisch mit ihm.

Das waren die Hoffnungen dieser Tage! — Anders waren die Erfüllungen!

Achtzehntes Capitel.

Der 31. October war der hohe Festtag für Prag, an welchem sein neuer König einziehen sollte. Ein schöner Herbsttag. Der weiße Morgennebel, welcher in der Frühe das Moldauthal erfüllt hatte, senkte sich wie die Sonne höher stieg und ließ zuerst die Höhen aus leichten, duftigen Schleiern hervorschimmern, bis sie sich ganz klar zeigten. Bald ragten die stolzen Thürme der Stadt mit ihren vielgezackten Spitzen frei in das reinste Blau empor. Von ihren Zinnen ertönte das Geläut aller Glocken, als ob es aus dem Himmelsdom selbst feierlich herniederschalle. In der Altstadt waren alle Gassen wie verödet, prangten aber dennoch im festlichen Schmuck. Aus den Fenstern der Häuser hingen Teppiche herab; Kränze, die das letzte Laub der Wälder in ihrer bunten Färbung hergegeben hatte, zogen sich quer über die Straße. Doch nur alte Mütterchen, schwache Greise, bewachten die Häuser. Sie saßen,

die allgemeine Freude aus den bejahrten Zügen wider-strahlend, vor den Thüren; um sie her spielten nur die kleinsten Kinder, die noch nicht mit hinaus konnten in das freudige Gedränge und Getümmel auf der andern Seite des Moldaustroms. Denn dort, vom Hradschin ab, wimmelte es auf Plätzen und Straßen, bis zum Reichsthor, von drängenden Volksmassen, die den Einzug des Königs erwarteten oder ihm entgegenströmten, hinaus nach dem Lustwäldchen, dem Stern. —

Die bewaffnete prager Bürgerschaft zu Fuß hatte sich im Spalier aufgestellt, vom Schloß an, wo der Eingang zum großen Saal hinaufführt, bis zu der Abtei Strahow am Thor. Die berittene Bürgerschaft von der Altstadt, der Neustadt und der Kleinseite sollte dem Könige bis auf eine Meile vor die Stadt entgegenreiten und von dem Punkte der Begegnung denselben bis zum Stern zurückgeleiten, wo die Stände ihn empfingen. — —

In einem Hause der Radnodomska-Ulice oder Rathhausstraße, welches dem Ritter Friedrich von Biela gehörte, der ein naher Freund Thurn's und mit ihm zugleich Glaubensdefensor vom Ritterstande gewesen war, befanden sich die Gräfin Elisabeth Thurn, Thekla und Therese, um von dort aus dem Einzug zuzuschauen. Denn da Graf Thurn selbst beim Heere stand, das gerade in diesen Tagen wieder nahe vor Wien rückte, hatte die Gräfin Elisabeth es angemessen gefunden, sich nicht mit den andern zum Hof gehörigen Damen auf dem Schloß zu versammeln. Es lag in ihrem Wunsch, jetzt noch nicht als eine Bewohnerin Prags zu gelten, da sie noch immer zu Karlsstein weilte und nur zu diesem Festtage hereingekommen war; sie betrachtete sich halb und halb wie im Wittwenstande und wollte öffentliches Erscheinen nach Rang und

Würden, was überhaupt nicht in ihrem Sinn lag, solange als möglich vermeiden. Doch wollte sie bei dem großen vaterländischen Ereigniß, das ihre ganze Seele beschäftigte, nicht fehlen.

Von den Fenstern des Hauses ließ sich die Straße gegen das Thor hin zwar nur eine kurze Strecke übersehen; man gewahrte also die Spitze des Zuges erst, wenn er dicht heran war; doch folgen konnte ihm das Auge beinahe bis zum Schloß.

Jetzt hatten die Bewegungen noch die umgekehrte Richtung, indem die einzelnen, zur Einholung bestimmten Abtheilungen ihren Weg nach dem Thore zu nahmen. Auch diese boten ein lebenvolles Schauspiel dar. So weit das Auge reichte, strömten die bunten Volksmassen an der langen Linie der aufgestellten bewaffneten Bürgerschaft hinunter. In der Mitte der Gassen war ein Raum freigelassen für die Wagen- und Reiterabtheilungen. In funfzig prächtigen Carrossen, die bald einzeln, bald in Gruppen die Straße hinunter nach dem Thore rollten, fuhren die Stände dem Könige entgegen. Dazwischen kamen einzelne Trupps der berittenen Bürgerschaft, die draußen am Stern ihren Sammelplatz hatten. Großes Aufsehen und ein freudiges Murmeln des Staunens erregte die Schaar von Männern in den Rüstungen aus der Hussitenzeit. Zu einem dichten Trupp geschlossen, zog sie gleichförmigen, schwer dröhnenden Schrittes in den düstren Rüstungen mit den mächtigen Eisenhelmen dahin. Die furchtbaren Dreschflegel trugen die Männer hoch im Arm. Es waren die angesehensten Bürger Prags unter diesen zum Scherz gewaffneten Streitern. Allein man hatte zugleich die kraftvollsten aussuchen müssen, da Niemand mehr darauf geübt war, so schwere Kriegsrüstungen zu tragen und sich darin zu bewegen. Sie

fanden ihren Platz hart am Thor, innerhalb desselben. Die Festordnung hatte den Sinn, daß Vertreter derjenigen großen Zeit Böhmens, aus der sich die Glaubensrichtung geboren hatte für die es jetzt kämpfte, die ersten sein sollten, welche den König innerhalb der Mauern begrüßten. Denn in dieser Hauptstadt war zuerst das Licht entzündet, das jetzt Allen leuchtete. Die hussitischen Streiter erschienen daher als Abgesandte früherer Jahrhunderte, um dem einziehenden Herrscher Dank darzubringen, daß er die heiligen Güter beschützen wolle, für die sie ihr Blut geopfert hatten.

Diese Schaar der so eigenthümlich und schwer Bewaffneten mischte dem festlichen Anblick einen eigenen düstern Zug ein. Thekla, die mit einem von süßen und heiligen Gefühlen und verschwiegenen Hoffnungen erfüllten Herzen in die festliche Bewegung hinabschaute, wandte sich, als sie vorüberzog, zu ihrer Mutter und sagte: „Diese eisernen Männer haben etwas Schauerliches für mich!“

„Sie erinnern uns daran“, antwortete Elisabeth, „daß trotz dieses heitren Festgewandes die Zeit eine sehr ernste ist!“

Therese folgte mit ihrem dunklen Auge der Schaar; ihre Züge drückten überhaupt mehr Ernst als Freude aus.

„Es macht mir Grauen“, wandte sich Thekla zu ihr, „daß man sich mit so fürchterlichen Waffen bekämpfte. Mir stehen die entsetzlich Zerschmetterten vor Augen, die von diesen Eisenkeulen getroffen wurden!“

„Ihr Glaube war“, antwortete Therese, „wir müssen mit Blut die Flammen des Scheiterhaufens löschen, in denen unser Märtyrer Huß starb — Hätten die Glaubensverfolger nicht zuerst das reine fromme Wort der

Lehre mit Feuer zu vertilgen gesucht, so hätten unsere Väter es nicht mit Blut vertheidigen müssen!"

„Wie traurig und wie unbegreiflich", sagte Elisabeth, „daß die sanfteste Lehre, das heilige Wort der Liebe, zur Entflammung solcher Wildheit, solchen Hasses, solcher Grausamkeit führen kann!"

Sie sprach diese Worte leise, da außer ihnen noch Viele, besonders edle böhmische Frauen sich in dem Zimmer und der anstoßenden Reihe von Gemächern befanden, welche von hier aus den Zug sehen wollten. Das Gespräch wurde überdies unterbrochen durch den eintretenden Wirth des Hauses selbst, des Ritters Friedrich von Biela. Er war in festlicher Kleidung und kam, wie er sagte, um Abschied zu nehmen von den Gästen, indem auch er jetzt hinausfahren mußte, um mit den übrigen Mitgliedern der Stände beim Empfang im Stern zu sein.

„Ich sprach soeben", wendete er sich erzählend zu den Anwesenden, „den Grafen Andreas Schlick; er hat mir das Genauere von dem Empfang unseres jungen Königs zu Waldsassen erzählt. Alles ist entzückt von seiner Leutseligkeit und von der holden Freundlichkeit der Königin!"

„Ich habe schon viel davon gehört", nahm die Gräfin Thurn erwidernd das Wort.

„Pracht und Herzlichkeit", fuhr Biela fort, „waren, was so selten ist, dort innig verschwistert. Die Schilderung hat mich mit freudiger Rührung ergriffen. Graf Schlick selbst war noch ganz erfüllt von dem Erlebten. — Von Eger zogen die Abgesandten mit dreihundert Pferden aus.*) Das Auserlesenste von edlen Rossen und prächtiger Ausschmückung, was man seit Menschengedenken gesehen.

---

*) Historisch.

Von dort begaben sich die Abgeordneten in zwanzig Carrossen nach Waldsassen. Sie hatten Schlick zum Sprecher gewählt, wiewol die ausgezeichnetsten, tapfersten und gelehrtesten Männer sich in der Gesandtschaft befanden."

„Graf Schlick vereint alle diese Eigenschaften", bemerkte die Gräfin.

„Wenzel von Rupa", fuhr Biela fort, „Procop Dworschetzki von Olbramowitz, Gottlieb Berka von der Daub, waren für Böhmen mit; für Mähren Barthold Bohobud von der Leip und Zscherka Olbramowitz; für Schlesien Graf Ulrich Schafgotsch, für die Oberlausitz der hochgelahrte Doctor Ambrosius Habermer und noch viele Andere!"

„Wahrlich", entgegnete Elisabeth, „ein Verein von Männern der höchsten Auszeichnung!" —

„Der Kurfürst hat sie aber auch als solche empfangen", nahm Biela wieder mit freudigen Blicken das Wort. — „Graf Schlick hat ihm die Anrede gehalten und darin die Lage unseres Landes dargestellt. Er sagte mir selbst, er habe so ernst und doch mit solcher Wärme gesprochen, wie zu einem Freunde, so wohl sei ihm ums Herz geworden, als er in das theilnehmende Angesicht des jungen Fürsten geschaut."

„Und wie wohlbedacht, tapfer und freudig hat er die Worte des Grafen erwidert", sprach eine andere kräftige Stimme unvermuthet einfallend. Es war Olbramowitz selbst, der eben eingetreten war und Biela abholen wollte, um mit ihm zusammen hinauszufahren.

„O willkommen, theuerster Freund", empfing ihn die Gräfin mit frohem Ausruf, „wie lange habe ich Euch nicht gesehen!"

„Mit Thurn war ich desto häufiger zusammen", antwortete er, Elisabeth mit warmem Händedruck begrüßend. „Ich wäre auch jetzt gern bei ihm", fuhr er in seiner kräftig derben Weise fort; „denn er braucht seinen Degen wieder so wacker wie im Frühjahr. Doch hier gibt es auch Fülle der Arbeit, und was wir dort in Waldsassen gethan, wovon hier eben gesprochen wurde, das war freudiges Werk!"

„Ihr habt selbst gesehen und gehört, Dworschetzki", sagte Biela, „so könnt Ihr uns recht lebendig berichten!"

„Ich wollte, Ihr Alle wäret zugegen gewesen! Ja, Schlick hat ernst und wahr gesprochen, dem Kurfürsten das Loos Böhmens beweglich ans Herz gelegt. Aber die Antwort des jungen, edelbegeisterten Herrn drang uns Allen wie Sonnenstrahl ins Herz. Er ist voll freudigen Muthes, voll frischer Zuversicht! Seine Worte waren uns ein Labetrunk!"

„Hat nicht auch die Kurfürstin ihre Gesinnungen ausgedrückt", fragte die Gräfin Thurn.

„Nachdem wir den durchlauchtigsten Herrn begrüßt, begaben wir uns zu der Frau Kurfürstin", antwortete Dworschetzki. „Wenzel von Rupa hielt die Anrede in französischer Sprache; die Kurfürstin erwiderte ebenso. Was Beide sagten konnte ich zwar nicht verstehen, denn geläufig spreche ich nur mein gutes Böhmisch, ein wenig deutsch und ein leidliches Wort Latein; damit ist meine Gelehrsamkeit zu Ende; allein sehen konnte ich doch, wie die Kurfürstin sprach und den Ton ihrer Stimme hören. Sie war so freundlich wie der Mai und hat eine Stimme wie eine Nachtigall! Das ist ein Herrscherpaar! Mein Herz und mein Leben für Beide! Im Nothfall

wollte ich auch selbst das Schwert für sie führen!“ Die Augen leuchteten dem entschlossenen Mann, indem er sprach.

„Alle können nicht genug erzählen“, sagte die Gräfin, „von der liebreichen Huld des hohen Paares!“

„Eins aber hätte ich ihnen gern erlassen!“ fuhr Olbramowitz im Tone scherzenden Spottes fort. „Einen geistlichen Herrn da, Stultus oder Scultus wie er heißt.“

„Scultetus“, fiel Viela lächelnd ein. „Abraham Schulz, auf deutsch.“

„Meinethalben also Schulzetus oder Scultetus; den hätte er im Neckar lassen mögen!“

„Ei, ei“, hob die Gräfin lächelnd den Finger, „das ist kein sehr christlicher Wunsch und gegen einen geistlichen Herrn zumal!“

„So übermäßig christlich“, sprach Olbramowitz jetzt ernster, „kam mir der Herr Hofpastor auch nicht vor. Er predigte aus dem zwanzigsten Psalm*); wider den Text habe ich nichts, er war gut gewählt. «Der Herr gebe dir, was dein Herz begehrt, und erfülle alle deine Anschläge.» — Und weiter: «Nun merke ich, daß der Herr seinem Gesalbten hilft und erhört ihn in seinem Himmel.» Und zum dritten: «Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse, wir aber denken an den Namen des Herrn, unseres Gottes.»“

„Ein schöner Text“, sprachen Thekla und Therese, die sich bisher tief schweigend gehalten, wie mit Einem Worte.

„Gewiß“, pflichtete Olbramowitz bei; „allein der gelehrte Herr gerieth dabei in Eifer gleich einem Bilderstürmer.

---

*) Historisch.

gegen Heilige und Heiligenbilder. Das gehörte nicht dahin. Ueberhaupt, es war mir zu arg. Ich bin kein Papist; ich nehme das Abendmahl in beiderlei Gestalt, mit vollem Glauben und von ganzem Herzen, und bete die Heiligen nicht an. Aber deswegen verehre ich sie doch, da sie fromm gewandelt sind und gelitten haben, und Märtyrer geworden sind für die Kirche. Wenn ich sie nicht anbete, soll ich sie denn deshalb schmähen?"

„That er das?" fragte Biela.

„Und wie! — Was sollte das heißen? Er wird uns doch ihre Bilder und Bildsäulen nicht aus den Kirchen nehmen wollen? Und was hatte er davon zu reden bei diesem feierlichen Anlaß und bei diesem Bibeltext? Das gefiel mir nicht, ganz und gar nicht!" Er schüttelte den Kopf.

„Endete die Feierlichkeit mit dem Gottesdienst?" fragte die Gräfin.

„Wir waren nachmals noch Alle zur Tafel bei dem Herrn Kurfürsten ...."

Schmetternder Trompetenklang schnitt ihm das Wort ab.

„Da rücken schon die Kunsttrompeter und Pauker hinaus", sagte Biela mit einem Blick durchs Fenster. „Jetzt, Freund, wird es hohe Zeit auch für uns; wir kommen sonst mit dem Wagen hinter diese, und könnten am Ende nicht durchs Gedränge."

Sie grüßten Beide und eilten hinaus, um sich in die schon im Hofe haltende Staatskutsche zu setzen. Die in den Gemächern Anwesenden, welche, um die Erzählung von dem Empfange in Waldsassen zu hören, der fünf Tage zuvor dort stattgefunden, ihre Plätze verlassen und die Berichtenden umstanden hatten, kehrten jetzt wieder zu ihren Sitzen zurück.

Eine Stunde etwa verging in Erwartung und Gespräch. Da trat Wolodna ein. Er hatte den ganzen Vormittag auf der Gasse zugebracht und war bis zum Stern hinaus gewesen. Er fragte die Gräfin, ob er ihr einen jungen Mann heraufführen dürfe, welcher alle Personen am pfälzischen Hofe, und überhaupt Alle, die am Zuge theilnehmen würden, genau kenne, auch von den jüngst getroffenen Einrichtungen ganz genau unterrichtet sei. Es war ein in der Kanzlei des Raths Camerarius angestellter junger Mensch, Namens Volkmar, den Wolodna zufällig auf seinem Wege getroffen hatte. Da der Kurfürst von Waldsassen aus nur ganz kurze Tagereisen machte und am Einzugstage nur von Schlan kam, war ein Theil seiner Umgebungen schon seit zwei Tagen in Prag. Dazu gehörte ein Theil des Kanzleipersonals, bei welchem der junge Volkmar sich befand; er hatte den Auftrag gehabt, die Schreibstube dafür in Prag einzurichten und die mitgebrachten Actenstücke dort zu ordnen. Bei dieser Gelegenheit waren ihm auch die sämmtlichen für den Einzug, sowol von Seiten der Böhmen als von Seiten des Kurfürsten getroffenen schriftlichen Anordnungen zugekommen, sodaß er darin genau Bescheid wußte.

Das Erbieten war daher den Frauen sehr willkommen. Wolodna holte den jungen Mann herauf; die Gräfin Elisabeth empfing ihn nach ihrer milden Weise sehr freundlich. Doch machten die Vornehmheit der Damen, der Glanz der Umgebung, sein Fremdsein in der prachtvollen Stadt, selbst die abweichende Mundart, in der er sprach, ihn anfangs so schüchtern, daß er kaum ein Wort hervorzubringen wußte und bei jeder Anfrage hoch erröthete. Elisabeth hatte ihm indessen bald freundlich über diese Verlegenheit hinweggeholfen, und er gab ihr nunmehr vielfache Auskunft auf

ihre Fragen über die Personen in der Umgebung des Kurfürsten, über die Stellung, die sie in dem Hofhalt hatten, und Aehnliches mehr.

Wolodna schilderte dazwischen die Vorkehrungen, die zum Empfange vor den Thoren getroffen waren. Er beschrieb das mit Laub und Blumengewinden rings umsponnene Rund im Gehölz des Stern, wo die prächtigen Zelte aufgeschlagen waren, mit Fahnen und Wappen geschmückt; die für zweihundert Gäste gedeckten Tafeln in und vor den Zelten auf freiem Grün des Rasens und Anderes.

„Ist die Volksmenge auch dort sehr zahlreich?“ fragte Elisabeth.

„O gnädigste Gräfin“, antwortete Wolodna, „es ist als ob ganz Böhmen sich draußen versammelt hätte. Kopf an Kopf umdrängen sie das Rund. Zu Tausenden sind sie im Gehölz zerstreut. Viele haben Feuer angezündet, daß der ganze Stern einem großen Lustlager gleichsieht. Es wird überall geschmaust, getrunken. Das Land ist ja so glückselig, daß von nun an Frieden, Ruhe und Sicherheit herrschen soll, unter dem Schutz und der Liebe des neuen Herrn! Alles erzählt davon, wie er auf seiner ganzen Reise durchs Land, in allen Städten und Dörfern, zumal wo er genächtigt hat, zu Falkenow, Saatz, Laun, Schlan, von den Bewohnern umdrängt gewesen und mit Thränen der Freude begrüßt worden ist.*) Wie sollte es hier anders sein? — Vom Stern bis zum Kloster Strahow ist die ganze Straße mit einem bunten Strom von Menschen bedeckt; auf allen Höhen sind sie in dichten Schaaren versammelt und spähen aus in die Ferne, ob sich der Reisezug noch nicht nähert. Sie haben Blumen und

*) Historisch.

grüne Zweige gestreut, so viel der entblätterte Wald noch hat hergeben wollen, weit über das Kloster von St.-Margarethen hinaus, bis zum Rande des Weißen Berges. Dort hält die erste Abtheilung der berittenen Bürgerschaft, und viele Tausende von Männern, Frauen und Kindern sind rings gelagert, weil sie von dort aus die Straße, auf der der König hereinkommt, am weitesten übersehen können. Viele Meilen weit in der Runde ist das Landvolk aus allen Dörfern zusammengeströmt!"

„Welch ein erhebendes, rührendes Schauspiel, ein so gutes, so treues Volk in der Freude seiner Hoffnungen!" sagte Elisabeth und eine Thräne glänzte in ihrem sanften Auge. — Therese legte bewegt den Arm um den Nacken des erzählenden Vaters und lehnte das Haupt an seine Schulter.

„Am Reichsthor ist eine hohe Ehrenpforte von grünen Tannenzweigen erbaut", fuhr dieser fort; „auf ihren Gipfeln flattern die pfälzischen und böhmischen Fahnen, und am Thore sind die Wappen beider Länder aufgerichtet, auch mit Fahnen rings umstellt, die pfälzischen weiß und blau, die böhmischen weiß und roth. Unser weißer Löwe leuchtet stolz weithin aus dem rothen Felde hervor!"

„Es ist ja auch ein Tag", antwortete die Gräfin, „auf den Böhmen stolz sein muß, und er wird ebenso weithin glänzen in der Geschichte des Vaterlandes!"

Ein Kanonenschuß, der mit mächtigem Schall die Lüfte theilte, zog die Aufmerksamkeit wieder der Straße zu. Alles gerieth dort in erhöhte Bewegung, die bewaffneten Bürger im Spalier richteten sich.

„Das ist das Zeichen, daß der König vom Stern aufbricht", sagte Wolodna, „in einer Stunde ist er hier! Dieser Schuß ist am Strahowthore gelöst worden; weiter

geschieht keiner, weil die Frau Kurfürstin es nicht vertragen kann." *)

Die Volksmassen auf der Gasse drängten jetzt dem Thore zu. In der Mitte der Straße wurde es ganz frei, weil jetzt die Ordnung strenger aufrecht erhalten werden mußte.

Eine feierliche Stille folgte plötzlich dem unruhigen Brausen, das zuvor in der Menge herrschte, und erhob die Brust. Im Tiefsten wurde jedes Herz bewegt, als jetzt das hehre Glockengeläute von allen Thürmen Prags herabklang. Es bezeichnete den Augenblick, wo der neue Beherrscher Böhmens in das Thor seiner Hauptstadt einritt; der erhabene Gruß der Frömmigkeit und des Friedens sollte ihn empfangen. Von dem zackig emporragenden Thurme der Schloßkirche ertönte der erste feierliche Klang der tiefen Glocken; alsbald stimmten die ehernen Zungen fern und nahe ein, von diesseit und jenseit des Stromes, und alle Lüfte wurden durchschwebt von den Klängen, die das menschliche Herz so tief bewegen, deren Schall die heiligsten Erinnerungen weckt, die erhebendsten Stimmungen in der Seele erneuert! Es war als müsse in diesem Augenblick die ganze Volksmasse auf die Knie sinken, im Dankgefühl gegen den Allgütigen.

Die feierliche Stille konnte nur wenige Secunden dauern; sie wurde zuerst aus der Ferne unterbrochen, weil man den jubelnden Ruf vom Thore her vernahm, mit welchem der einziehende Herrscher vom Volke begrüßt wurde. Näher und näher schwoll der Jubel heran. Jetzt hörte man auch schon den Schall der Zinken, Trompeten und Pauken, die den Zug eröffneten; man erblickte die über der Volksmenge

---

*) Historisch.

wehenden Fähnlein der ersten Reiter; die schwarze Masse wurde dichter und dichter, wälzte sich näher und näher; in den Fenstern wurde es lebendiger, Kopf an Kopf drängte sich, die Tücher wehten; lauter Ruf erfüllte die Lüfte, übertönte die Glocken. Kein Auge hielt den Strom der freudigen Thränen zurück!

Die reisige Bürgerschaft aus den drei Städten, der alten und neuen Stadt Prag und der Kleinseite, ritt hinter dem Corps der Musik, an der Spitze des Zuges; lauter stattliche Männer und stattliche Rosse. Sie trugen schwarze Leibröcke mit Gold verbrämt, breite Wehrgehenke und die Führer weiße und rothe breite Schärpen von der Schulter bis zur Hüfte. Viele grüßten freundlich nach den Fenstern auf beiden Seiten, weil sie die herabschauenden Frauen erkannten. Diesem Reiterzuge folgte eine Abtheilung zu Fuß.

„Sind das pfälzer Leute?“ fragte Wolodna, zu Volkmar gewandt, da er die fremdartigen Trachten und Waffen sah.

„Es ist die Leibgarde zu Fuß des Kurfürsten“, antwortete dieser. „Der Führer mit dem Helmbusch von weißen und kleinen Federn ist der Hauptmann von Wonßheimb. — Dort kommt der Fürst Christian von Anhalt!“ rief er lebhaft und zeigte nach einem stattlichen Reiter auf prächtigem Rappen, der eben sichtbar wurde.

Bei diesem Namen schreckte Thekla freudig zusammen und ein hohes Erröthen überflog ihre Wangen; doch als sie den Blick dahin wandte, sah sie sich getäuscht, denn es war der Vater, der Statthalter des Kurfürsten zu Amberg und sein und der protestantischen Unionsfürsten oberster Feldherr. Er saß stolz zu Pferd; die reiferen Jahre hatten ihm noch nichts von seiner Ritterlichkeit genommen. Den Degen senkend und das Haupt halb vorbeugend, grüßte er freundlich und ruhig zur Linken und zur Rechten, wäh-

rend er seinen andalusischen feurigen Hengst in den kurzen Galoppsprüngen fest zusammenhielt.

„Der Fürst hat sich wenig verändert seit den vielen Jahren, wo ich ihn nicht gesehen", sagte die Gräfin, halb zu Volkmar zurückgewendet; „nur Haar und Bart sind etwas ergraut. — Sind das Pagen, die hinter dem Fürsten reiten?" fragte sie und deutete auf einen Trupp von sechs junger Leuten, in blau und weißem Sammet gekleidet, die Zuge folgten.

„Es sind die Leibedelknaben Sr. kurfürstlichen Durchlaucht", antwortete Volkmar, „und von den beiden Rittern hinter ihnen ist der rechts der Oberhofmarschall Pleickart von Helmstädt, auch Oberst und Ritter und Vicedom zu Neustadt in der untern Pfalz."

„Und wer ist Der, welcher ihm zur linken Seite reitet?" fragte Elisabeth.

„Ich kenne ihn nicht von Person; doch nach der Anordnung des Festzuges muß es der fürstlich anhaltische Hofmeister Burghardt von Erlach sein."

Hinter den beiden Herren folgte die Leibgarde des Kurfürsten zu Pferd, geführt von dem Rittmeister Puland zu Schmalendorf, wie Volkmar auf Anfrage der Gräfin erklärte. Zugleich machte er dieselbe auf den darauf folgenden Reiter, der in äußerst prächtiger Kleidung auf einem herrlichen englischen Pferde von hellbrauner Farbe ritt, aufmerksam: „Es ist Sr. kurfürstlichen Gnaden Großhofmeister, der Graf Johann Albrecht zu Solms."

Jetzt erhöhte sich die Aufmerksamkeit der Zuschauer, denn nunmehr folgten im langen Zuge die böhmischen Directoren des Herrenstandes. Hier war Keiner, den die Gräfin und Thekla und selbst auch Therese nicht gekannt hätten. Fast an jeden Einzelnen knüpfte sie nähere Theilnahme. Die Män-

ner, welche seit Jahr und Tag die Verwaltung des Landes unter so schwerer Verantwortlichkeit und Sorge übernommen und nur ernste Züge, tiefgefurchte Stirnen gezeigt hatten, blickten heut freudig umher, und grüßten hinauf zu den Frauen, das Antlitz voll strahlenden Glücks.

Wiederum kamen mehrere glänzende Ritter zu Pferde; zunächst Herzog Friedrich Magnus zu Würtemberg und der schlesische Herzog zu Münzenberg, die sich der Sache Friedrich's eng angeschlossen hatten. Ein Dritter war etwas hinter ihnen und durch sie gedeckt; doch sah man, daß sein muthiges Pferd einige wilde Sprünge machte und endlich steil aufbäumte, sodaß dem Reiter die Gefahr drohte, sich mit dem Roß zu überschlagen. In diesem Augenblick wurde er durch das Vorbeireiten der Andern völlig sichtbar.

„Gott! der Prinz Christian!“ rief Thekla erblassend, mit unterdrückter Stimme, und bebte zurück. Doch schon hatte das Pferd sich unter dem sichern Reiter, der ihm den Hals streichelte, wieder gesenkt, und mit der Gefahr wich die Leichenblässe von Thekla's Wangen und sie überhauchten sich mit dem dunkelsten Purpur. Nur der Blick der Mutter sah durch dieses Wechselspiel der Farben bis tief in ihr Herz.

Volkmar sagte arglos auf ihren Ausruf: „Ganz recht, es ist der junge Prinz Christian von Anhalt!“

Thekla scheute sich zu dem Prinzen hinzublicken, und doch zog es sie unwiderstehlich dazu. Elisabeth sagte, ihr mit feinem Sinn über die Beklemmung hinweghelfend, freundlich: „Sieh, der Prinz reitet Heinrich's Pferd!“

Jetzt hatte auch der Prinz Christian die Gräfin und Thekla erkannt. Ein Glanz der Freude, als werde er von einer Sonne angestrahlt, überflog sein Angesicht. Er mußte sich zusammenfassen, um einen Ausruf zu unterdrücken.

Aber mit dem ganzen Glück der Ueberraschung und dem warmen Freudengefühl der Jugend grüßte er hinauf und senkte dreimal seinen Degen vor den Frauen.

„Einen so trefflichen jungen Herrn, so muthig und ritterlich wie den Prinzen Christian gibt es nicht mehr in der ganzen Welt“, sagte Volkmar. Er ahnte nicht, mit welchem unschätzbaren Geschenk er Thekla durch dieses Wort beglückte! Ihr Herz jauchzte innerlich und ihr Auge blitzte in einer Thräne. Würden im Leben nur so glückselige geweint!

Die Aufmerksamkeit des Volks wandte sich jetzt auf einen reichgekleideten Ritter und dessen Roß, der zunächst im Zuge folgte. Das edle, aber fremdartige Thier hatte so wundervolle Mähnen, daß sie auf beiden Seiten bis fast zur Erde reichten. Alles blickte den noch ganz jungen, fröhlich keck umherblickenden Reiter an.

„Das ist der Herzog Ludwig Philipp, der Pfalzgraf, Bruder Sr. Hoheit des Kurfürsten“, erklärte Volkmar der ihn fragend anblickenden Gräfin.

„Der Bruder unseres Königs!“ sagte sie mit dem Ausdruck der Theilnahme.

Der Jubel, welcher unmittelbar dem kurfürstlichen Paare galt, das Wehen der Tücher aus den Fenstern, war immer näher und näher gerückt. Jetzt stieg ein lauter Ausbruch der Freude ringsum in die Lüfte. Der Kurfürst wurde sichtbar! Alle Hüte und Baretts wurden geschwenkt; das Volk drängte so herbei, daß fast das Spalier der bewaffneten Bürger durchbrochen wurde. Auf einem schneeweißen Schimmel mit goldener Zäumung, hellblauer, silbergeränderter Schabracke, ritt der fürstliche Herr, in edler, freier Haltung. Freude und Güte strahlte von seinem Antlitz; er grüßte ringsumher, den Gruß mit dem Wink der Hand begleitend. Der Jubelruf: „Es lebe Friedrich der Fünfte!

Es lebe der Kurfürst! Es lebe der König!" erscholl in unendlicher Wiederholung.

„Er reitet ganz allein", bemerkte Thekla; „das ist gut, so kann er mit Niemand verwechselt werden."

Eine ziemliche Strecke hinter ihm erst folgte eine Anzahl Trabanten und Lakaien zu Pferde, mit abgenommenen Hüten. Nach diesen kam die Kurfürstin in einer Prachtcarrosse, mit acht Schimmeln bespannt, welche abwechselnd blaue oder rothe Decken mit Silber, um die pfälzischen oder böhmischen Farben zu bezeichnen, trugen. Die Kutscher und Lakaien hatten violette Sammetröcke, mit Gold und Silber gestickt. Das Angesicht der Fürstin, welches man zwischen den innern und äußern Vorhängen des Wagens, die gleichfalls von Gold- und Silberstickereien blitzten, wahrnahm, zeigte den lieblichsten Ausdruck. Sie lächelte mit rosigem Munde; ihr schönes blaues Auge glich einem Spiegel des Frühlingshimmels. Das goldige Blond ihrer Locken umwallte den weißen Nacken; um die Stirn wand sich ein leichter Bund von blauer Seide, mit Perlen gestickt und mit leuchtenden Juwelen besetzt, in der Form zwischen Diadem und Krone. Das hellblaue Sammetkleid war mit weißem Hermelinpelz verbrämt und mit Silber gestickt. Sie glich einer Schönheit aus den Feenmärchen in ihrer holdseligen Anmuth und dem Zauber der reichen Tracht.

Als man sie zuerst gewahrte, trat ein Augenblick verehrender, beklommener Stille ein; Alles blickte sie mit Rührung an. Dann aber brach der Jubel mit verdoppelter Gewalt aus. Die Herzen jauchzten mit! Es war ein beseligender Rausch der Freude! — O daß ihr nie, nie davon erwacht wäret! — —

Alle Glocken hallten jetzt von dem Thurm der Schloß-

kirche. Auf dem höchsten Knopf derselben stand ein Mann in blau und weißer Kleidung, der eine Fahne von gleichen Farben schwenkte; rechts unter ihm noch einer; zur linken Seite ein dritter, der die Heerpauke schlug.*) Unter diesen weitschallenden Lauten der Freude zog der neuerwählte König ein in das Schloß der alten Beherrscher Böhmens, — in die Burg, wo die Kaiser Rudolf und Mathias gewohnt hatten, die Ohme und Vorgänger Ferdinand's des Zweiten auf dem Throne, von welchem Friedrich ihn stürzen wollte!

Das Haus hatte er nun in Besitz genommen, aus dem der Erbe vertrieben war, — doch den Thron hatte er noch nicht bestiegen, der goldene Reif berührte noch nicht seine Stirn! Einen Schritt nur stand er jetzt von der Stelle, wo keine Rückkehr mehr möglich war! Er selbst drängte sein Verhängniß zur Erfüllung! Dieser letzte Schritt führte zum Gipfel, — aber des Gipfels Nachbar ist der Abgrund!

Neunzehntes Capitel.

Vier Tage nachdem Friedrich und seine Gemahlin als kurfürstliches Paar eingezogen waren, erfolgte in der Domkirche Prags am vierten November die Krönung des Kurfürsten zum Könige. Pracht, Glanz und Feierlichkeit herrschten im höchsten Maße bei diesem Feste. Die Zugänge vom Schloß zur Kirche waren von beiden Seiten mit Spa=

*) Historisch, wie alle Einzelheiten des Festzugs.

lieren der Leibgarde besetzt. Eine unabsehbare Volksmasse hatte sich hinzugedrängt und bedeckte den ganzen Hradschin und die nächsten Straßen und Plätze. Doch nur Wenigen war es vergönnt, so nahe zu dringen, daß sie den Festzug sehen konnten, in dem der König sich, geleitet von allen Ständemitgliedern, aus dem Schlosse in den Dom begab. In diesem selbst erdrückte sich die Menschenmenge beinahe. Für die Stände, die Geistlichen, die hohen Beamten des Hofes, des Landes, der Stadt, waren besondere Sitze vorbehalten. Die Königin und die Damen des Hofes hatten ihre Plätze auf den stufenweis aufsteigenden Sitzen der Chöre zunächst dem Hochaltar. Diese Versammlung der reichsten und edelsten Frauen gewährte einen wundervollen Anblick. Alles funkelte von den kostbarsten Stoffen, Stickereien, Perlen und Edelsteinen. Die ehrwürdigen Wölbungen des säulengetragenen Baues, die hohen Bogenfenster mit den Glasmalereien im brennendsten Farbenspiel, die Kronleuchter mit Hunderten von Kerzen, welche an langen Seilen von den Kreuzwölbungen herabhingen, das blendende Lichtmeer am Hochaltar, der Reichthum der Ausschmückungen, von denen das Schiff und alle Kapellen funkelten, die gedrängte Menge des Volks, der Glanz der geschmückten Frauen, die Pracht der Kleidung und Waffen, welche die Ritter und vornehmen Bürger zur Schau trugen, dies Alles erzeugte einen überwältigenden Anblick erhabenen Ernstes und königlicher Pracht. Es mischte sich feierliche Erhebung der Seele mit der Betäubung schwelgerischen Sinnengenusses.

Therese, ihr Vater und ihre Freunde aus Klostergrab, der Pfarrer Chlodzek, Czernig und der alte Hauptmann Holoduk hatten in dem Schiff so wohlgelegene Plätze erhalten, daß sie die ganze Kirche über-

sehen konnten und den Vorgängen am Altar ganz nahe waren.

Die versammelte Menge harrte ehrfurchtsvoll dem Beginn der Feierlichkeit. Nur ein leises Murmeln und Flüstern lief durch die weiten Räume, denn die vielfach wechselnden Eindrücke der Spannung, des Staunens, theilte doch jeder Einzelne mit gedämpfter Stimme seinen nächsten Nachbarn mit. Jetzt schlug die Glocke des Schloßthurmes die neunte Vormittagsstunde an. Der eherne Schlag tönte feierlich und mächtig bis in die Wölbungen der Kirche hinab. Alles lauschte in plötzlicher Stille; um neun Uhr sollte der Kurfürst das Schloß verlassen, der Glockenschlag war das Zeichen. Eine feierliche Beklemmung ergriff die Brust. Man sah die Königin ihr Tuch erheben, um die Thränen freudiger Erschütterung, die ihre Augen näßten, zu trocknen. Dieser Anblick trieb Thränen auch in die Augen aller weiblichen Wesen in der Kirche; man hörte ringsher ein leises, unterdrücktes Schluchzen; tief bewegte es, als man die ganze Zahl der Frauen im höchsten Glanz, welche die Königin umgaben, das Angesicht verhüllen sah, um die Tropfen zu hemmen, welche die heilige Rührung unwiderstehlich hervordrängte.

Die Orgel stimmte ihre mächtigen Töne an.

„Jetzt hat der König die Schwelle der Kirche betreten", sagte der Pfarrer Chlodzek leise zu Theresen, die, ein Marmorbild, mit tiefstem Ernst in den Zügen neben ihm saß, aber mit gespannter Theilnahme die Vorgänge verfolgte, und kein Auge von der Kurfürstin und der Gräfin Thurn, die mit ihrer Tochter unweit von derselben etwas mehr im Hintergrunde der Reihen saß, verwandte.

„Wir werden den Kurfürsten jetzt noch nicht sehen", belehrte Chlodzek in ernster, fast feierlicher Weise, da er bemerkte, daß mehrere Bürger zuhörten, und als er sah, daß sie

sowie Wolodna und Czernig ihre Blicke nach der Eingangspforte vom Schloß her richteten. „Se. Hoheit wird erst von den Ständen nach der Kapelle Sancti Vencesilai geführt, wo ihn der Administrator des Erzbisthums Prag, Herr Georgius Dicastus Mirczcovinus, und der Aelteste des Consistorii, Herr Johannes Cyrillus von Trebitsch, erwarten. Sie sind es, welche an Stelle des Erzbischofs Lohelius das Amt verwalten.“

„Freilich, der Herr Erzbischof Lohelius wird sich heut nicht blicken lassen“, sagte Czernig lächelnd.

„Und ich denke, nimmer wieder“, entgegnete der Pfarrer. „Vor drei Tagen haben sämmtliche katholische Priester dieser Hofkirche ihre Stellung verlassen müssen.“

„Und was geschieht in der Sanct-Wenzel-Kapelle?“ fragte Czernig.

„Dort legt der Kurfürst den Königsornat an. Es geschieht eben jetzt. Seht Ihr, drüben im Nebenschiff bewegt sich schon der Zug der Consistorialen, die ihn mit den beiden genannten Geistlichen am Ausgange der Sakristei erwarten!“

„So werden wir ihn hier heraustreten sehen?“ fragte Wolodna.

„Gerad vor uns; und von Dem, was gesprochen wird, wird uns kein Wort entgehen.“

„Gebt Acht! Die Thür der Sakristei öffnet sich!“ flüsterte Wolodna.

Da trat der junge König heraus, im vollen Ornat, den Hermelinmantel um die Schultern, doch unbedeckten Hauptes. Die Geistlichen verneigten sich tief vor ihm. Er that einige Schritte vorwärts; dann, als er im Angesicht der ganzen Kirche war, blieb er stehen, senkte das Haupt tief herab, und der Vicar des Erzbischofs, Mirczcovinus,

erhob die Hände über ihn, um den Segen zu sprechen. Alles lauschte in tiefster Stille.

„Domine Deus", begann der Administrator, „benedic huic regi nostro electo!" *) — Hier schwebte ein leiser, aber lange aushaltender Accord der Orgel durch die Kirche; es war als ob die Töne selbst mild segnende Flügel ausbreiteten.

„Ut ingrediendo et egrediendo in viis tuis, a te in verbo tuo proscriptis, fideliter et constanter ambulet, per Dominum nostrum, Jesum Christum. Amen!"

Nach dem „Amen" war es als ob die gefesselte Brust sich wieder löste, ein allgemeines tiefes Aufathmen war hörbar; das damit verbundene murmelnde Geräusch erfüllte die Kirche.

„O erklärt mir die lateinischen Worte, Herr Pfarrer", bat Therese leise. Chlodzek that es:

„Herr Gott, segne diesen unseren erwählten König, daß er, ein- und ausgehend auf deinen Wegen, die dein Wort vorgeschrieben, getreu und beharrlich wandle, durch unsern Herrn Jesum Christum!"

Therese erhob das große Auge gen Himmel und faltete die Hände über der Brust; ihr Blick flehte: „So sei es!"

Der Zug nach dem Hochaltar begann. Die Consistorialen schritten, je zu Zweien, voran. Ihnen folgten die Vertreter der Erbämter, welche die Insignien des Reichs trugen. Der Pfarrer erklärte seinen Freunden leise die Bedeutung, während Jene vorüberschritten: „Der Erste, der das goldene und silberne Brot trägt, ist der Obertruchseß, Supremus Dapifer benannt. Es soll andeuten, daß es dem königlichen Tische wie dem Lande nie an nährender Speise

*) Wörtlich getreu. So das Folgende.

fehlen möge. Ihm folgt der Obermundschenk, Supremus Pocillator. Er trägt zwei Gefäße mit Wein gefüllt, die beiden Tönnelein, gleichfalls das eine gülden, das andre von lauterem Silber. Dies deutet an, daß niemals der edle Trank des Weines, den Gott der Herr selbst den Menschen als Zeichen der Versöhnung nach der Sündflut darbot, auf des Herrschers Tafel fehlen möge!"

Darauf folgten der Obristlandhofmeister Wilhelm Popel von Lobkowitz mit dem Scepter, der Obristlandrichter Wenzel von Rupa mit dem goldenen Apfel; dann der Obristburggraf Bochuchwal Berka mit der Krone, die auf einem Kissen von rothem Sammet, mit weißer Seide gefüttert und mit Silberfranzen verziert, lag.

„Wer ist das, der Dem mit der Krone folgt, und was trägt er?" fragte Czernig.

„Das ist der Obristkämmerer, Herr Johann von Thalenberg", antwortete Chlodzek, „welcher die Mitram rubram oder die rothe Haube trägt, so den König schmückt, wenn er nicht im Ornate ist."

Der Träger des Schwertes, der Erbmarschall, beschloß den Zug der Großwürdenträger.

Ein Laut des Staunens und der Freude murmelte jetzt durch das Volk. Der König erschien im Zuge.

Er schritt in edler Haltung dahin, blickte würdig, aber liebreich und freundlich rings umher; neben ihm, sich ein wenig zurückhaltend, gingen die beiden höchsten Geistlichen. Sechs Pagen trugen den lang nachschleppenden Hermelinmantel. Als er unter dem Chor vorüberging, auf dem die Damen und vornan die Königin saßen, blickte er mit liebendem Auge empor. Ein Lächeln spielte hold um die Lippen der Königin und ihre Wange röthete sich. Diese gegenseitige Begrüßung, nur durch Blicke und Ausdruck der

Züge, war wie ein Gruß der Seelen. Alle, welche dieses Zeichen des Austausches der Gedanken und Gefühle wahrnahmen, wurden von freudiger Rührung ergriffen.

Der König nahte dem Altar; der Chor der Sänger stimmte das feierliche „Domine salvum fac Regem" an.

„Der König kniet nieder", sprach Therese, von dem Eindruck überrascht, leise und mit Beklommenheit zu ihrem Vater.

Die beiden Geistlichen knieten neben ihm. Der Administrator erhob wiederum die Stimme zu einem lauten lateinischen Gebet:

„Omnipotens aeterne Deus! Rex Regum, in cujus potentate et dispositione sunt omnia mundi regna!"

„Gloria in excelsis Deo!" fiel der Chor ein.

Chlodzek erklärte während des Gesanges leise seinen Freunden die Worte des Gebets: „Allmächtiger, ewiger Gott, König der Könige, der du alle Reiche der Welt in deiner Gewalt hast! — Die Chorknaben singen das: «Ehre sei Gott in der Höhe!»" fügte er hinzu.

Mirczcovinus betete weiter: „Qui pro tua sapientia et liberrima voluntate, ea transfers quae vis, et confers cui vis, benedic huic Principi Friderico."

Er hielt abermals inne und der Gesang fiel ein: „Benedic Principi nostro!"

„Der du ganz nach deiner Weisheit und deinem Willen die Reiche gestaltest und die Macht zutheilst wem du willst, segne diesen unseren Fürsten Friedrich!" übersetzte Chlodzek leise.

Der Administrator sprach den Schluß des Gebets mit erhobener Stimme: „Benedic huic Principi Friderico in Regem nostrum tua providentia et gratia legitime electo, et nobis dato, ut non recedens a veritate Legis

tuae, toto vocationis et vitae suae curriculo, in viis tuis ambulet! Per Jesum Christum, dominum nostrum!"

Der Chor sang das „Amen!" Chlodzek erklärte der fragend zu ihm aufblickenden Therese auch den Schluß während des Gesanges:

„Segne ihn, der durch deine göttliche Fürsorge und Gnade rechtmäßig zu unserem König erwählt und uns verliehen ist: auf daß er nimmermehr weiche von der Wahrheit deines Gesetzes in seinem Berufe und sein ganzes Leben hindurch wandle auf deinen Wegen, durch Jesum Christum, unseren Herrn! Amen."

„Also geschehe es!" betete Therese innig. Der Pfarrer, Wolodna, Czernig, sie Alle falteten still die Hände und beteten das Gleiche.

Die Großwürdenträger legten die Reichsinsignien auf den Altar, und die beiden Geistlichen führten den König auf den für ihn errichteten Thron. Jetzt saß er dort, hoch und herrlich, vor allem Volk, und ein inneres Jauchzen erfüllte die Seelen Aller, während zum zweiten male das „Gloria in excelsis Deo!" mit erhabenen Tönen zum Himmel emporrauschte.

Und als die Musik verstummte, ward es tief still auch im Volk. Denn auf der Kanzel stand der Vertreter des Erzbischofs und begann die Festpredigt in der Sprache des Landes. Er hatte den Text aus der ersten Epistel Pauli an den Timotheus, den Anfang des zweiten Capitels bis zum siebenten Verse, gewählt:

„So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein ruhiges stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit."

Die fromme, sanfte Gesinnung in diesem Text sprach sich auch in der Rede aus. Sie war einfach, würdig, und hob, wozu die folgenden Verse Anlaß gaben, hervor, daß es die heilige Sache des Glaubens sei, wofür Böhmen sich erhebe und welche es unter den Schutz des neuen Königs gestellt habe; daß es gelte, die göttliche Wahrheit in ihrer reinen Gestalt zur Geltung und zur Erkenntniß Aller zu bringen.

Nachdem die Litanei gesungen worden, schloß die würdige Rede mit einem frommen, inbrünstigen Gebet *):

„Herr Jesus Christus, König aller Könige und ewiger Heiland aller Derer, die an dich glauben, unser Mittler und Erlöser, der du zu deinem himmlischen Reich die Menschen aus allen Ständen und Völkern berufest, der du auch fromme Könige zu Pflegern deiner Kirche verordnest und befiehlst, daß wir für sie bitten sollen: Wir haben deiner göttlichen Majestät für diesen unseren König Friedrich, den wir erwählt haben und jetzo krönen wollen, unser demüthiges Gebet dargebracht, und bitten dich nochmals, du wollest ihn mit deinem heiligen Geist regieren und ihm zu dieser Krönungsfeierlichkeit deinen Segen verleihen, welche wir, mit Anrufung deines göttlichen Namens vor und nach Aufsetzung der königlichen Krone, verrichten; — damit wir unter unserem erwählten König ein friedliches, geruhiges und stilles Leben führen mögen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit: durch unseren Herrn Jesum Christum!“

So stiegen die priesterlichen Bitten um „ein friedliches, stilles und gottseliges Leben“ empor, und die Brust der Hörer sandte sie gleichfalls mit heißem Flehen aufwärts.

---

*) Historisch überliefertes Gebet.

Ein Himmel von Hoffnungen schimmerte in die sehnsuchtsvoll bewegten Herzen nieder!

Der Chor sang das feierliche „Amen!“ Thränen flossen aus jedem weiblichen Auge; auch manches männliche blickte feucht aufwärts.

„Jetzt führen der Administrator und Herr Johannes Cyrillus den König zum Altar“, flüsterte Chlodzek seinen Freunden zu, als die beiden Geistlichen sich feierlich dem auf dem Throne Sitzenden näherten.

Friedrich trat ihnen entgegen und schritt zwischen ihnen zum Altar, woselbst der Obristburggraf stand, der sich tief vor dem Könige verneigte. Dreimal fragte dieser dem Brauch gemäß, zur ganzen Versammlung in der Kirche gewendet, die Schaar des Volks: „Wollt ihr, daß Dieser zu eurem Könige gekrönt werde?“ Und dreimal erscholl in einem Laut das tausendstimmige „Ja!“

Der Obristburggraf forderte nunmehr den König auf, den Eid in böhmischer Sprache zu leisten. Es geschah. Als der Fürst die ersten böhmischen Worte vor der versammelten Menge vernehmen ließ, waren Alle trotz des Fremdartigen in seiner Aussprache von einer freudigen Rührung ergriffen.

„Er spricht böhmisch!“ rief Czernig, von seiner Empfindung überrascht, aus.

In der weiten Kirche herrschte eine Stille, daß man ein Blatt hätte fallen hören; kein Laut des Eides ging den Lauschenden verloren.

Der Administrator erhob die Hände zum Gebet und flehte des Himmels Gnade an für das heilige Werk der Salbung. — Er vollbrachte es.

Nachdem das Haupt des Herrschers mit dem heiligen Oel benetzt und er so geweiht war, um fortan zu sein

„unverletzlich und heilig allen seinen Unterthanen“, wurden ihm die Reichsinsignien durch den Administrator dargereicht:

„Nimm hin das Schwert zum Schutz der Frommen, zur Strafe der Frevelnden, — den Ring als Sinnbild der Treue und Beständigkeit in der Pflicht, — das Scepter, um das Gesetz zu wahren und den Frieden, — den Apfel, daß er dich warnend erinnere an Unbeständigkeit, Wankelmuth und Vergänglichkeit, — endlich die Krone, die dir sei die Krone des Lebens!“

Und der König beugte sein Haupt in Demuth; die beiden Geistlichen, der Obristlandschreiber, der greise Caplicz von Sulewicz, und der Obristlandrichter, Wenzel von Rupa, setzten ihm die Krone auf. Jetzt führten sie ihn zum Thron; er bestieg ihn und ließ sich nunmehr, gesalbt mit dem heiligen Oel, geweiht und gekrönt, als König auf dem Königssitz nieder.

Gleichzeitig senkte sich der Administrator vor ihm auf die Knie; ihm folgten alle Großwürdenträger, die Stände und — wie von einer höheren Gewalt gedrängt — das Volk.

Es war ein Augenblick von erschütternder Erhabenheit, als plötzlich in der ganzen Kirche Alles auf den Knien lag, selbst die Königin mit allen den hohen Frauen in ihrer Umgebung! Sie knieten, um dem neuen Herrscher zu huldigen, ihm innerlich den Schwur der Treue zu leisten, — sie knieten, um dem allmächtigen Lenker im Himmel zu danken, daß der große Augenblick gekommen war, nach dem sich Alle so lange und tief gesehnt, — sie knieten, um des Himmels Schutz zu erflehen für Den, den sie zu ihrem Schützer erwählt. — Unzählbare Thränen flossen zur Besiegelung dieser heiligen Gelübde und Gefühle! — —

Die Stände insgesammt, aufgefordert vom Obristburggrafen, schwuren laut dem Könige Treue und Gehorsam.

Der Administrator sprach das letzte Gebet*):

„Segen über unseren König! Er sei gleich dem Abraham, dem Vater vieler Völker, in Hoffnung, Zuversicht und Treue; dem Moses an Sanftmuth, dem Josua an Stärke und Siegen, dem David um den Herrn zu lobpreisen, dem Salomo um in Weisheit und Frieden zu herrschen! Er sei gesegnet mit seiner Gemahlin und seinem ganzen königlichen Hause! Amen.“

Es war der Schluß der Feier. — Böhmen hatte einen König!

Ein sonnenheller Augenblick in der Geschichte des Landes, im Leben Friedrich's! — Doch schwere Wetterwolken standen nahe!

---

*) Historisch überliefert.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Zwanzigstes Capitel.

Die Stände geleiteten den König zurück ins Schloß, wo sie alle zum festlichen Mahle geladen waren. Der Zug bewegte sich wieder langsam durch die Menge dem Kirchenportal zu. Auch Therese, Wolodna und ihre Freunde schlossen sich der vorwärts strebenden Masse an. Vom Chor herab, wie von den Seitenschiffen mündeten verschiedene Strömungen ein, die sich gegen das Hauptportal der Kirche vereinigten. Während sie so langsam in der Menge fortgeschoben wurden, hörten sie so manche Aeußerung über das soeben Vorgegangene; meist Ausbrüche der Freude. Doch Therese vernahm dicht hinter sich eine unterdrückte, aber erbitterte Stimme, welche zu einem Nachbar die Worte sprach: „Es ist ein Götzentempel, sage ich Euch! Ein Baalsdienst! Es ist so gut als opferten wir dem Moloch!"

„Es sind einmal die alten geheiligten Gebräuche dieses Landes", antwortete ein Anderer mit mildem Tone.

Therese schaute sich verwundert um. Auf den ersten Blick mußte sie die Sprechenden nach ihren Aeußerungen erkennen. Der Eine in geistlicher Tracht, ein langer, ha=

gerer Mann, mit scharf gezeichneten finstren Zügen und Augen, aus denen die Ereiferung brannte; der Andere, kleiner an Wuchs, von wohlwollendem Ausdruck des Gesichts, mit schon bleichendem Haar, in reicher bürgerlicher Amtstracht.

„Heilige Gebräuche", fuhr der Erste heftig gegen die besänftigende Rede des Andern auf, „heilige Gebräuche nennt Ihr diesen Bilderdienst, Rippell? Ich fasse Euch nicht! Mein Gewissen wird mir nicht Ruhe lassen, bevor wir diesen Heidentempel nicht gesäubert haben!"

Voll Staunen maß Therese den Mann, der diese Worte sprach; noch Andere hatten sie gehört; Wolodna, Czernig, Holoduk und Mehrere in der nächsten Nähe. Denn der Eifer des Sprechenden riß ihn hin, daß er den anfangs gedämpften Ton der Stimme verließ und lauter redete, als er selbst gewollt haben mochte. Ein murmelndes Grollen lief rings durch das Volk.

„Das ist der Hofpfarrer des Königs", sagte Chlodzek leise, „Doctor Abraham Scultetus."

Rippell, der wahrnahm, welchen Eindruck Scultetus' unbesonnene, eifernde Worte gemacht hatten, zog diesen rasch seitwärts, und sie mischten sich unter einen Zug anderer Herren und Ritter vom Hofe, der sich von der Seite her zum Ausgang bewegte, und von dem sie nur etwas abgedrängt worden waren. Glücklicherweise wurden sie so Denjenigen, die die Aeußerungen des Pfarrers gehört hatten, schnell entzogen; denn der Unwille darüber machte sich schon in Worten Luft.

„Er will diesen Tempel säubern?" fragte Wolodna mit erstauntem Tone zu Chlodzek gewandt. „Und wovon denn? Was befleckt ihn denn?"

„Er ist ein sehr strenger Anhänger Calvin's", belehrte

der Pfarrer von Klostergrab im Tone der Begütigung; „ich habe schon sonst von ihm gehört!“

„Mag er's sein“, fuhr Holoduk derb soldatisch heraus; „er glaube was und wie er will! Allein er wird doch nicht als ein Bilderstürmer, als ein zweiter Karlstadt hier einbrechen und antasten wollen, was uns heilig ist? — Jedem sein Glaube; aber Keiner soll dem Andern Zwang anthun!“

Die Sprechenden wurden vom Strome der Massen etwas auseinander gedrängt, sodaß Holoduk's heftiges Wort keine Antwort mehr erhielt. Die Aufmerksamkeit wandte sich wieder andern Vorgängen und Erscheinungen zu, und so verwischte sich der augenblickliche Eindruck dieses Vorfalls bald wieder. — Doch es kam der Tag, wo sich Alle dessen nur allzu lebendig wieder erinnerten!

Therese hatte an ihres Vaters Arm das Freie erreicht. Gleich bei den ersten Schritten trat ein Diener der Gräfin Thurn auf Wolodna zu und meldete ihm: „Die Frau Gräfin wünscht Euch schleunigst zu sprechen, Hauptmann Wolodna. Dort drüben steht ihre Sänfte! Sie will nicht auf das Schloß, sondern wird sich nach Hause tragen lassen! Dort erwartet sie Euch.“

„Eben steigt sie ein“, sagte Therese, und zeigte hinüber nach dem Platze, wo die Sänften für die Damen des Hofes standen. Elisabeth und Thekla waren die einzigen derselben, welche man dort sah, da der Ordnung des Festes zufolge sich jetzt alle auf dem Schlosse in den Sälen der Königin versammelten. Elisabeth hielt sich von diesen blos förmlichen Festlichkeiten zurück, während ihr vaterländisches Gefühl sie doch mit den wirklich großen Ereignissen und Bewegungen innig verband.

Es war schwer, sich durch die angehäuften Volksmassen zu kämpfen. Indeß brach Czernig mit seiner athletischen

Gestalt treffliche Bahn; ihm folgten Wolodna und Therese; Chlodzek und Holoduk schlossen hinter ihnen den Zug. Erst als sie schon einen Theil des Berges durch das alte Hradschinthor hinabgestiegen waren, minderte sich das Gedränge. Von dort erreichten sie Thurn's Palast ungehindert.

„Mein Xaver", rief Therese freudig mit hellstrahlenden Blicken, als ihr aus der Thür die Wärterin mit ihrem Knaben auf dem Arme entgegentrat. Das Kind schlummerte auf seinem Kissen. Therese nahm es der Trägerin ab und versenkte ihre Blicke mit mütterlicher Seligkeit in das kleine zarte Antlitz, das mit geschlossenen Augen so lieblich dalag. Der Pfarrer Chlodzek breitete die Hände segnend über das Kind und sprach fromm:

„Möge die Sonne des Friedens deinem Dasein leuchten!"

Allen wurde das Herz wehmüthig bewegt bei dem Anblick des kleinen, ganz hülflosen Wesens, das inmitten aller wirbelnden Strudel dieser Welt gesetzt war. Jeder empfand es, wie tausendfacher Obhut es bedürfe, um nicht den tausendfältigen Gefahren zu erliegen, die zwischen ihm und dem natürlichen Ziele seines Daseins lagen! — —

Wolodna, wie innig gefesselt ihn dieses jüngste Glück seines alternden Lebens hielt, trennte sich von den Freunden, um zur Gräfin hinaufzueilen.

Sie erwartete ihn schon in ihrem Gemach. Er fand sie sehr bleich, mit Spuren der Thränen auf den Wangen.

„Lieber Wolodna", begann sie in ihrer freundlichen Weise, „ich habe einen dringenden Auftrag für Euch, den mir der Graf Thurn zugesendet!"

„Ich werde glücklich sein, meinem theuren Wohlthäter und Beschützer zu dienen", antwortete Wolodna.

„Setzt Euch zu mir", lud ihn Elisabeth ein; — „wir müssen näher, doch ganz im Vertrauen darüber sprechen. —

Ich habe gesorgt, daß uns hier Niemand störe! Es bedarf der Klugheit und Verschwiegenheit!"

„Für die Verschwiegenheit kann ich einstehen", antwortete Wolodna.

„Sie ist die Hauptsache; und Eurer Klugheit, vielmehr Vorsicht, darf ich auch völlig vertrauen. Aber Niemand darf davon wissen, am wenigsten meine Tochter", setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

„Auch die meinige nicht; keine lebende Seele dieser Erde", betheuerte Wolodna.

„Der Auftrag", fuhr die Gräfin fort, „wird Euch aber gerade jetzt in diesen festlichen, glänzenden Tagen aus Prag entfernen!"

„Die Feste werde ich nicht vermissen, gnädigste Gräfin, wenn es einem Dienst für den Herrn Grafen gilt; ist Böhmen glücklich durch diese Tage, so bin ich es auch; es sei wo es sei!"

„Ihr werdet zum Grafen Mansfeld müssen — und zwar sobald als möglich!" sagte Elisabeth nach einigem Zögern.

„Mit Freuden! Auf der Stelle!" antwortete Wolodna; „nach Pilsen oder Eger, wo er jetzt gerade verweilt, denn er muß viel wechseln. Nennt mir nur meinen Auftrag, und in einer halben Stunde bin ich zu Pferd!"

„Redlicher Freund!" sagte Elisabeth mit sanftem Lächeln und reichte ihm die Hand. — — „Es betrifft ...." Sie stockte. „Nein! Es ist besser so", sagte sie nach einem augenblicklichen Besinnen, nahm einen Brief, der vor ihr auf dem Tische lag, und reichte ihn Wolodna hin. „Lest diesen Brief! Euch darf ich ganz vertrauen und Ihr werdet so am besten unterrichtet. Ich empfing dieses Schreiben in dem Augenblick, wo ich zur Kirche

wollte, durch den Grafen Kinski, der soeben aus Thurn's Lager eingetroffen war."

Wolodna hatte es während dieser Worte entfaltet; es war von Thurn. Er las:

„Theure Elisabeth!

Ich sende dir dies Blatt durch völlig sichere Hand — Kinski nimmt es mit — er hat mir versprochen, es eher zu vernichten, als es durch irgend einen Zufall in fremde Hände kommen zu lassen. Du weißt, wie eifrig ich für die Wahl des Kurfürsten Friedrich gewesen bin. Durch sichere Nachrichten aber, die ich über ihn und seine Gemahlin wie über das ganze Verkehren an seinem Hofe erhalten, steigen mir manche schwere Bedenken auf. Ich fürchte, unserem Glauben wird unter seiner Herrschaft die Freiheit nicht zu Theil werden, für die wir den Kampf auf Tod und Leben begonnen. Böse, fanatische Einflüsse, unter denen der Kurfürst steht, lassen mich das besorgen. Auch die Gesinnungen der Kurfürstin Elisabeth, über die ich Manches gehört, erregen mir Bedenklichkeit. Doch das Alles müssen wir für jetzt der Zukunft überlassen. Eins aber droht, was mir sogleich bittere Tage verursachen könnte, wenn wir uns nicht zeitig dawider vorsehen. Aus sehr sicherer Quelle weiß ich, daß der Kurfürst dem Fürsten Christian von Anhalt, dem er das unbedingteste Vertrauen als Feldherr schenkt, wenn, wie zu vermuthen steht, der Krieg nicht nur fortdauert, sondern sich weiter ausdehnt, den Oberbefehl übertragen würde. Wie mir nach Allem, was ich für Böhmen gethan, dabei zu Sinn sein würde, kannst du dir vorstellen! Dennoch würde ich neben dem würdigen Fürsten, dessen Verdienste ich nicht schmälern will,

noch eine Stellung mit Ehren und Freuden ausfüllen können. Denn Alles könnte doch nicht Einer führen. Ich muß auch einräumen, daß der Oberfeldherr der protestantischen Union eine hohe kriegerische Stellung einzunehmen berechtigt ist, falls die Fürsten der Union sich unserer Sache anschließen. Allein ich weiß ebenso sicher, daß auch Graf Hohenlohe sich schon jetzt des Vertrauens des künftigen Herrschers in Böhmen zu bemächtigen gesucht hat, und daß es ihm damit gelungen ist. Wenn er mir den Weg streitig machen sollte .... Elisabeth! Was dann geschehen würde — wage ich noch kaum zu denken! .... Nur so viel weiß ich, daß Bitterkeit und Kränkung mich tödten könnten! Dagegen muß ich schon jetzt kämpfen. Du weißt, wie gerechte Beschwerden Mansfeld über Hohenlohe geführt hat! Wir Beide müssen gemeinschaftlich handeln. Mansfeld ist durch Hohenlohe zunächst in seinem abgesonderten Commando bedroht. Ob er schon Vermuthungen darüber hat, weiß ich nicht. Aber er muß davon erfahren. Dies schriftlich einzuleiten ist zu umständlich und zu bedenklich; Briefe sind unsicher; sie können leicht in falsche, vielleicht in feindliche Hand gerathen. Selbst sprechen können wir nicht miteinander, denn wir sind Beide jetzt auf unseren Posten so wichtig, daß ein Verlassen derselben unmöglich ist. Wir haben überdies so viel zu thun, daß wir kaum zum öftern Schreiben die Möglichkeit fänden. Wenn also ein sicherer besonnener Freund zu Mansfeld ginge, ihm mündliche Mittheilung machte ....“

Hier hielt Wolodna, der mit unwilligem Staunen so weit gelesen hatte, inne und sah die Gräfin fragend an. „Wenn ein sicherer Freund zu Mansfeld ginge, schreibt der Graf“, sprach er fragend.

„Ihr würdet der sicherste sein, meine ich“, antwortete Elisabeth.

„Ich? Der schlichte Mann? Einem so hohen Feldherrn gegenüber? Würde mir das ziemen? Würde ich mich solchen Auftrags vermessen können?“

„Er ist viel einfacher, als Ihr meint, lieber Wolodna“, sagte die Gräfin. „Allein lest erst zu Ende.“

Wolodna las für sich weiter:

„ihm mündliche Mittheilung machte und ihn fragte, was er zu thun gedenke, was er mir anrathe, was wir gemeinschaftlich thun könnten? Kinski, der dir mein Schreiben bringt, weiß von dessen Inhalt; doch zu Mansfeld kann er nicht, weil er nicht gut mit ihm steht und auch sofort hierher zurück will, wo wir wichtigen Entscheidungen täglich entgegensehen. Nechodom kann desfalls auch nicht von seinem Commando. Da dachte ich an Wolodna .....“ („Hm!“ murmelte dieser), „er ist schlicht, aber die Sache ist auch einfach und er ist goldtreu. Darum bitte ich dich, unterrichte ihn und sende ihn auf der Stelle zu Mansfeld, denn jeder Augenblick des Verzugs ist schädlich. Allein gib ihm den Brief selbst nicht mit, sondern vernichte ihn. Käme das Blatt — die Straßen sind oft unsicher — in falsche Hand, so wären ich und Mansfeld bloßgestellt und der Erfolg unserer Anstrengungen höchst erschwert, wenn nicht völlig vereitelt. Unterrichte ihn also mündlich. Ich weiß, meine theure Elisabeth, mein Schicksal liegt dir am Herzen, es ist vielleicht zugleich das Schicksal Böhmens. Darum darf ich dir nicht erst Vorsicht und Sorgfalt anempfehlen! Im Uebrigen stehen wir hier an der Grenze der Entscheidung. Glückt es mir besser als im Juni, so habe ich keine Sorge. Ist Wien in meiner Hand, so sollen

sie mir auch den Feldherrnstab nicht entwinden. Doch wir haben harten Stand mit Wetter, Seuchen und Mangel. Die Ungarn murren, Bethlen Gabor wird schwankend, und Boucquoi hat sich mit letzter Kraftanstrengung hierher geworfen. Ich war im Juni dem Ziel schon näher, darum will ich, so nahe ich jetzt bin, doch noch nicht sicher sein, daß ich es erreiche. — Gelingt mir das — dann! — dann sollst du bald von mir hören! Nun, Theure, lebe wohl. Küsse unsere Tochter! Handle nach deiner Einsicht, nach deiner Liebe; dann bin ich gewiß, daß das Gute für mich geschieht!"

So lautete der Brief Thurn's. Wolodna gab ihn der Gräfin zurück. „Das sollte geschehen können", rief er aus, „daß man unsern tapfern Herrn, der den schweren Kampf siegreich durchgefochten, der das Land gerettet hat, von der Stelle drängte, die ihm allein gebührt! Nein, nimmermehr! Freudig will ich meinen Auftrag vollziehen! In dieser Stunde will ich fort!"

„Wir wußten, wem wir vertrauten", sagte die Gräfin mit Wärme und drückte dem alten Redlichen die Hand! „Nun in die Flammen mit diesem Blatt!" Sie schritt dem im Kamin lodernden Feuer zu und warf das Schreiben hinein.

Wolodna saß in einer halben Stunde zu Pferd.

Einundzwanzigstes Capitel.

In einen grauen Reitermantel gewickelt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, stand Mansfeld auf der Krone der Wälle von Eger; um ihn her mehrere Offiziere und Soldaten. Er hatte soeben den Zustand der Festungswerke genau besichtigt. Die Leute trugen verschiedene Geräthschaften, Spaten, Hacken, ein Bündel Pfähle zum Markiren.

„Hier noch ein Piketpfahl", bestimmte der General und zeigte auf den Punkt, wo er stehen sollte. „So! Damit wären wir fertig für heut! — Ordonnanz! Steigt in den Graben hinunter zum Oberst Schlemmersdorf, er soll nun heraufkommen. Es wird ja dunkel, man kann nicht mehr genau sehen! Wahrhaftig, es fängt an zu schneien", wandte er sich zu den Offizieren; „ich hab's wohl vermuthet, der Nordwest pfiff schon den ganzen Nachmittag so kalt. Das Fichtelgebirge ist uns zu nahe; es schickt uns den frühen Winter herüber."

„Je nun, General, gar zu früh im Jahre ist's nicht mehr, wir schreiben heut eigentlich den 7. November!"

„Geht mir zum Teufel, Hayd! Wollt Ihr uns vor der Zeit alt machen? Den 28. October schreiben wir, und damit Holla!" antwortete Mansfeld lachend. „Ihr sollt mich mit der neuen Weisheit nicht scheren. Papst und Kaiser und Reich datiren heut den 28. October!"

„Nun, General", antwortete Obristwachtmeister Hayd lächelnd, „wir sind doch sonst nicht so unterwürfig gegen Papst und Kaiser und Reich, und ich denke, die Festungswälle hier setzen wir nicht für sie in Stand!"

„Das ist ein ander Ding! Wir liegen in Krieg mit ihnen, aber Zeit und Stunde gelten gleich für Freund und Feind! Und damit Punktum! — Wollt Ihr heut Abend am 28. October bei mir essen?"

„Mit Freuden, General; wenn Ihr befehlt!" antwortete Hayd lächelnd.

„Nun, seht Ihr? Da habe ich Euch mit einem mal zum Gehorsam gebracht", fügte Mansfeld ebenso hinzu. „Ihr seid sonst ein so guter Soldat, allein seit Ihr in Prag da im Hause des kleinen, verhungerten Gelehrten im Quartier gelegen habt, wie hieß er doch ....."

„Kepler meint Ihr, General?"

„Ja, recht! Seht Ihr, der Kerl hat Euch halb verrückt gemacht! Ihr wollt den Kalender verdrehen und die Sonne vorwärts schieben, die Josua doch nur still stehen lassen konnte! — Wäre ich der Mann danach, ich könnte Euch und den Kepler als Hexenmeister auf den Scheiterhaufen liefern!"

„Ihr werdet's so schlimm doch nicht mit uns machen, General, wenngleich ich zugeben muß, daß Johann Kepler ein ganzer Hexenmeister und vielleicht etwas mehr ist!"

„Ja, ja, ich glaub's! Er rechnet Euch aus, wann Ihr sterben werdet, ob die Ernte geräth, ob der Mond sich verfinstern wird, und alle Teufeleien mehr. Er sollte mir aber nur einmal seinen eigenen Todestag ausrechnen, dann wollte ich ihm schon einen Strich durch die Rechnung machen! Ich ließe ihn sofort aufhängen!"

Alle lachten.

„Es steht aber so schlimm noch nicht mit Kepler, wie Ihr meint, General", entgegnete Hayd. „Er ist kein Astro-

log, wol aber ein Astronom, und astronomische Dinge rechnet er aus wie kein Anderer."

„Mag er ausrechnen was er will! Ich weiß doch, daß er des tollköpfigen Wallenstein Astrolog gewesen ist, der den Feind nicht angreift, wenn er nicht erst angefragt hat, ob Mars und Jupiter es erlauben!"

„Er muß sich doch gut mit den Planeten stehen, denn er war der Einzige, der im Frühjahr in Mähren ordentlich Stand hielt!"

„Ja, ja! Dawider habe ich nichts! Er ist ein guter Soldat! Er hat mir bei Groß-Lasken auch die Hölle am heißesten gemacht. Man braucht sich nicht zu schämen, ihn gegenüber zu haben. Darum begreife ich eben nicht, wie er sich mit solchem gelehrten Hokuspokus abgeben kann. Macht die Augen auf, und seht was und wen Ihr vor Euch habt, das ist die beste Angriffs- und Schlachtregel. Wenn ich Euch sonst nicht als einen Mann kennte, Hayd, der sattelfest ist im Felddienst und weiß, was er zu thun hat, wo er den Feind vor sich sieht, ich würde Euch kein Vertrauen mehr schenken, weil Ihr Euch soviel mit gelehrtem Krimskrams abgebt! Die Feder führe ich auch, und es ist nicht nothwendig, daß Einer, der den Degen zu führen versteht, blos ein Kreuz statt der Unterschrift zu machen wisse. Aber Alles mit Maß! Ihr wollt mir zu viel ausrechnen! — Aha! Da kommt Schlemmersdorf der Maurermeister! Seht nur, er kriecht durch die Schießscharte wie der Schornsteinfeger durch den Schlot."

Der Oberst stieg auf einer Leiter, die an die Futtermauer des Hauptwalls gelehnt, in der Mündung einer Scharte endete, herauf. Er kürzte sich damit den Weg ab, der eigentlich durch einen gemauerten Gang im Hauptwall führte.

„Nun, wie steht's, Maurermeister", rief ihn Mansfeld von weitem an, „werden wir viel Arbeit haben?"

„Wenig", antwortete dieser; „ein paar Stellen sind schadhaft; mit einem Dutzend Karren voll Steinen ist Alles in Stand gesetzt."

„So commandirt Euch die nöthigen Leute und fangt morgen früh an", antwortete Mansfeld. „Wie lange werdet Ihr gebrauchen?"

„Wenn ich genug Maurer auftreibe, und ich denke, es sind ihrer hinreichend zu haben, in fünf bis sechs Tagen."

„Gut. So lange kann ich freilich nicht hier bleiben. — Aber ich darf mich auf Euch und Hayd verlassen. — Wollt Ihr um sieben Uhr mit mir zu Nacht essen, Schlemmersdorf?"

Der Oberst verbeugte sich.

Mansfeld gab ihm die Hand und sagte: „Gut! Aber bei Tisch sind wir nicht so stumm wie bei der Einladung! Wir müssen ein Glas alten Wein trinken, um uns zu wärmen. Das Wetter fängt an rauh zu werden!"

„Die Zeit ist da!" sagte achselzuckend Schlemmersdorf.

„Ja, unser guter Hayd schreibt schon den 7. November heut! Damit hat er uns den verteufelten Schnee auf den Hals geschafft. — Seht doch, er wirbelt da drüben über der Straße nach Karlsbad, als ob wir gar schon den 7. December hätten. Dem Reiter wird's sauer gemacht, der dort aus dem Busch kommt!"

Der Wind fegte sausend über die kahlen Felder und trieb dichte Schneewirbel auf, die den Waldrand umstöberten, aus welchem der Reiter im Mantel hervorgeritten war. Es schien seinem Pferde sehr schwer zu werden, gegen den Wind anzukommen; die Mähnen des Thieres flogen, obgleich er nur kurzen Trab ritt, weit zurück, und der Mantel

flatterte bald über die Kruppe, bald wurde er dem Manne über die Zügel und vor das Gesicht getrieben. — Die tiefe Dämmerung, die schon über der grauen, öden Landschaft lagerte, und das schwere, vom Sturm gejagte Schneegewölk vollendeten das düstre Bild.

„Das Wetter ist mürrisch, aber ich hab' es doch gern!" rief Mansfeld, „da schmecken Wein und Essen doppelt! — Der Wind mag uns heut den Schnee gegen die Fenster treiben soviel er Lust hat. Wenn er das Schloß nicht umreißt, daß es uns überm Kopfe zusammenstürzt, und so grob wird er doch nicht werden, mag er heulen, was er aushalten kann."

„Hast du Oberst Carpezo getroffen?" rief er einem Diener, der eben den Wall heraufkam, zu, und als dieser bejahte, sagte er: „Nun denn, Freunde, so wollen wir jetzt ins Quartier; auf Wiedersehen in zwei Stunden auf dem Schlosse."

Er ging, leicht nickend, in dem ihm gewohnten raschen Schritt den Wallgang hinunter nach der Stadt zu. Die Andern folgten, nachdem Hayd und Schlemmersdorf den Leuten noch verschiedene Anweisungen gegeben hatten.

Mansfeld scheute kein Ungemach des Krieges; in Gefahren und Anstrengungen war er stets der Erste. Aber er liebte, wo er es irgend haben konnte, auch die behaglichste Einrichtung und besonders die geselligen Freuden. Er hatte sich in Eger auf dem Schloß einquartiert, und obwol er nur wenige Tage blieb, hauptsächlich um die Instandsetzung der Festung zu betreiben, war er doch mit allen Bequemlichkeiten versorgt, welche die kriegerische Zeit irgend gestattete. Um die siebente Abendstunde mußte sein Tisch fürstlich gedeckt und versorgt sein. Nach des Tages Arbeit war er mit den Kriegsgesellen fröhlich; dann sagte er, be-

graben wir den Dienst bei Fackelschein und Kerzen und Glockenklang der Gläser. Aber wehe Dem, der bei seiner Auferstehung am nächsten Morgen wider ihn fehlte! Bei Tische war jedes Wort frei; im Dienste konnte ein widerspenstiges den Kopf kosten.

Es war Mansfeld's Sitte, auch lag es in dem Range, den er einnahm, daß er seine Gäste größtentheils sich erst im Saale versammeln ließ, bevor er selbst eintrat. So war es auch diesmal. Schlemmersdorf und Hayd standen schon im Gespräch am Kamin und wärmten sich behaglich die Hände; der Graubart Carpezo trat eben ein.

„Buona sera", grüßte er die Kameraden, denn obwol er vollkommen gut deutsch sprach, hatte er doch die Gewohnheit, häufig vorkommende Redensarten, kurze Ausrufungen und dergleichen immer italienisch zu sagen. „Schlechtes Wetter!" brummte er, sich frostig schüttelnd. „Jetzt fängt der Winter an!"

„Der König hat zur Reise, zum Einzug und zur Krönung noch das letzte gute gehabt, wenn's in Prag so gewesen ist wie hier", antwortete Schlemmersdorf. „Erst vorgestern ist's umgeschlagen!"

„Ein altes verdammtes Nest dieses Schloß", brummte Carpezo, „mir ist immer unheimlich darin zu Muthe!"

„Hier, dächte ich, wäre es doch recht behaglich", antwortete Hayd leicht; „hell, warm, der Tisch gedeckt!"

„Ja, hier! Aber im Flur, auf den Treppen, in den Corridors, Cospetto! Mir kommt's vor wie ein Gefängniß, eine Räuberhöhle! Gleich vorn am Thor flogen mir drei heisere Eulen aus dem verfallenen Loche im Thurme entgegen. Auch dieser Saal gefällt mir nicht!"

„Mir sehr gut! Was habt Ihr dawider?"

„Ich weiß es nicht. Ich denke, die Kreuzgewölbe fallen

ein. Die Mauern drücken — genug, es ist mir unheimlich hier!"

Die Andern lachten.

„Ach, Alter", sagte Schlemmersdorf und schlug ihm auf die Schulter, „seit deiner Gefangenschaft bist du schwarzgalligt worden, du riechst überall Unheil!"

„Nicht überall! Aber hier! Das Schloß ist mir einmal fatal; das ganze Nest! Eben war ich beim Bürgermeister! Der wohnt auch in so einer dunklen Raubhöhle!"

„Sind dir da auch Eulen um die Perücke geflogen?" lachte Schlemmersdorf.

„Lache nur! Ich lache selbst! Aber was kann ich dafür? — Es hat bei mir von der Wiege angefangen, daß ich manche Stelle nicht betreten konnte ohne Schauder. Und immer ist nachher etwas Gräuliches dort geschehen. Ein Unheil oder eine Blutthat!"

„Freilich! Beim Bürgermeister wird Mancher einen blutigen Buckel bekommen können", spottete Schlemmersdorf, machte eine Bewegung mit der rechten Hand und ließ einen pfeifenden Laut hören.

„Laßt das!" brummte Carpezo. „Ihr versteht davon nichts, und Jeder hat seine Art. Cospetto! — Wer kommt noch?" fragte er abbrechend, „der Tisch ist ja für Sechs gedeckt."

„Ich weiß nur von uns Dreien", antwortete Major Hayd.

„Der Oberst Gualtiero ist noch eingeladen", antwortete einer der Diener, die im Hintergrunde des Saales an dem Schenktisch standen.

„Ist Gualtiero hier in Eger?" fragte Carpezo verwundert.

„Er ist diesen Nachmittag eingetroffen", antwortete der

Diener. „Und dann ist noch Jemand drinnen beim Herrn General, mit dem er sich schon eine Stunde unterhält. Ein alter Hauptmann, ein Böhme; den wird er wol zur Tafel mitbringen, denn er hat das sechste Couvert befohlen."

Die Thür öffnete sich; Oberst Gualtiero trat ein.

„Eccolo!" rief Carpezo und trat ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. „Da bist du ja, Bruder! Wo kommst du her?

„Wo soll ich herkommen? Von Pisek!"

Die Andern begrüßten den Angekommenen gleichfalls.

„Das Nest ist zäh; dieses Pisek", sagte Schlemmersdorf. „Wie lange liegt Ihr schon mit Eurem Regiment davor?"

„Ich bin erst seit vierzehn Tagen ins Lager gerückt; aber es sieht doch nicht aus, als ob die Stadt sich ergeben würde? — Da ist der General!"

Mansfeld trat ein; ein graubärtiger Kriegsmann, der sich bescheiden zurückhielt, folgte ihm. Doch der General nahm ihn, als sie Beide im Saale waren, bei der Hand, führte ihn vor und sprach heiter: „Seid bestens begrüßt, Kameraden; hier bringe ich noch einen unverhofften Gast mit, Hauptmann Wolodna; er kommt geradeswegs aus Prag und kann Euch von der Krönung erzählen. — Ihr habt seine Bekanntschaft schon früher gemacht!"

„Das ich nicht wüßte!" sagte Carpezo.

„Du nicht, Alter", sagte Mansfeld lächelnd, aber ihr Beide, Schlemmersdorf und Hayd."

Beide sahen den General verwundert an. „Ich kann mich doch nicht entsinnen", sprach Schlemmersdorf und maß Wolodna vom Kopf bis zu Fuß.

„Und es ist doch keine zwei Stunden her! Das war der Reiter, dem Wind und Schneewirbel so zusetzten.

Nun, ich denke, mein Rüdesheimer und Tokayer werden ihm die Glieder auswärmen!"

„Und dieses Kaminfeuer", meinte Carpezo.

„Setzt euch, Freunde", lud Mansfeld ein.

Sie nahmen Platz.

Die Diener setzten rasch Jedem den Teller mit dampfender Suppe hin, die Allen ein so willkommenes Labsal war, daß, während sie diese verzehrten, nur wenige kurze Worte des Gesprächs gehört wurden.

Nachdem die Teller geleert waren, ergriff Mansfeld, da die Diener während dessen schon jedem Gaste voll eingeschenkt hatten, seinen Becher und stand auf.

„Der König soll leben!" rief er ernst und feierlich. Alle erhoben sich rasch von den Sitzen. „Es ist das erste mal heut, daß wir uns gemeinschaftlich zur Tafel setzen, seit Böhmen seinen König gekrönt hat. Er lebe hoch!"

„Hoch!" erschallte es wie aus Einem Munde. — Sie klingten an und reichten einander die Hände zum herzlichen Gruß.

„Und nun: Euer Willkommen", erhob Mansfeld noch einmal den Becher und wandte sich zu jedem Einzelnen.

Nachdem sie die Gläser geleert, setzten sie sich wieder.

„Wolodna, jetzt erzählt uns was von der Krönung", forderte Mansfeld auf. „Wir haben den Lärmen und Jubel hinter uns, bei Euch ist's erst angegangen. Es ging hier auch fröhlich her, als der Kurfürst — denn damals war er ja noch nicht König — von Waldsassen hereinkam. Eger sah stattlich genug aus, als die Ritter und Stände hier die Cavaleriebesatzung bildeten. In Prag muß es aber doch noch in größerm Stil hergegangen sein. Vom Einzuge

wissen wir schon. Ihr seid aber der erste Bote, der uns nach der Krönung zukommt."

„Ich setzte mich eine Stunde, nachdem der König die Kirche verlassen hatte, zu Pferd", antwortete Wolodna; „allein ich verwundere mich doch, daß Euch noch keine Nachrichten zugegangen sind, Herr Graf, da ich mit meinem Pferde nicht ohne zwei Nachtquartiere herkommen konnte bei den bösen Wegen. Und das war schon mit aller Anstrengung geritten."

„Glaub's!" warf Mansfeld hin. „Aber was die Botschaften anlangt, so müssen sie in Prag mehr zu thun gehabt haben, als uns Beschreibungen der Festlichkeiten hierher zu schicken. Das ändert auch nichts in unserem Krame hier! Wir lassen die Festungswerke in Stand setzen und armiren die Wälle; vor Pisek werfen wir Trancheen auf und campiren im Koth. Die Mannschaften schlottern Nachts vor Kälte oder im Fieber und hungern bei Tage oder lassen sich Blei in die Knochen schießen. Das bleibt beim Alten, ob in Prag gekrönt und jubilirt wird oder nicht. Also erzählt nur, sonst erfahren wir hier nichts; wenn sie uns brauchen, werden sie schon an uns denken!"

„Cospetto", fuhr Carpezo heraus. „Jetzt denke ich, da Se. Majestät regiert, wird es anders werden. Aber es ist schändlich! Der Bauer will dem Kriegsmanne, der sich für ihn herumhaut, nicht einmal ein Obdach und ein Stück Brot geben!"

„Ihr verlangt auch, daß er zu viel an seine Glaubensfreiheit setze!" lachte Mansfeld bitter. „Aber eine Schande ist's, daß die dreißig Regenten, die bisher die dreißig Staatsruder führten, uns nicht einmal die Mittel gaben, mit Nachdruck zu verfahren. Wir haben ja nicht die Mannschaften zum Schanzen ausheben können!"

„Glauben sie denn, zum Teufel“, rief Schlemmersdorf, „daß die piseker Bürger ihre Wälle abtragen werden, damit wir bequem mit der Schlafmütze auf dem Ohre in die Stadt marschiren können!“

„Nun, laßt das jetzt gut sein, Herr Bruder“, begütigte Mansfeld; „sonst hören wir nichts von der Krönung. Ich hätte von den Hudeleien und Sudeleien gar nicht anfangen sollen. Es wird nun hoffentlich anders werden!“

„Per Baccho! Es muß!“ rief Carpezo und trank einen derben Schluck.

„Ihr sollt aber hier bei mir wenigstens nicht hungern wie unsere Lanzenknechte“, scherzte Mansfeld. „Ein Mund voll Fleisch und ein Mund voll Worte schieben sich schon ineinander. Da habt ihr eine Probe meiner Heldenthaten hier!“

Er zeigte auf einen großen wilden Schweinskopf, den der Leibdiener Pietro in einer schweren silbernen Schüssel auf den Tisch setzte.

„Das muß ein gewaltiger Keiler gewesen sein“, sagte Wolodna, der als alter Forstmann das Thier sachkundig schätzte.

„Er verdankt mir sein seliges Ende; oder sein unseliges, denn ich habe ihn abgefangen ohne Absolution und letzte Oelung. Auf der letzten Jagd bei Schloß Ellnbogen. — Schade, daß ich's vergessen habe, ich hätte ihn zur Krönungstafel nach Prag schicken sollen. Aber erzählt, erzählt! Füllt uns die Ohren, Hauptmann, den Mund füllen wir uns selbst; und ihr da (er wandte sich zu den Dienern) füllt die Becher!“

Wolodna berichtete über die Vorgänge, denen er beigewohnt hatte. Er that es mit herzlichem Antheil, in biederer, treuer Gesinnung gegen den neuerwählten Herrn, den

sich Böhmen gesetzt. Seine schlichte Darstellung machte auf die Kriegsmänner einen guten Eindruck, so manche Ursache sie hatten, sich über Misstände zu beschweren.

„Es muß sehr gut werden in Böhmen“, sagte Hayd, „wenn sich die Hoffnungen nur halb erfüllen, die in den Herzen Aller leben!“

„Wollen's abwarten“, warf Mansfeld barsch hin. „Wie behagt Euch dieser Rüdesheimer, Hauptmann. Wolodna?“ fragte er ablenkend.

„Ich bin nicht allzu sehr verwöhnt, was Wein anlangt, Herr Graf“, antwortete dieser bescheiden lächelnd, „und daher auch kein Kenner. Aber mich dünkt, ich hätte noch nie ein köstlicheres Glas getrunken so voll gewürzigen Duftes.“

„Das könnte wol sein“, entgegnete Mansfeld wohlbehaglich; „er ist mir selbst noch nicht oft so gut vorgekommen. Schmeckt einmal, Gualtiero, Ihr kennt die Quelle, woher er stammt! Erkennt Ihr ihn wieder?“

„Ich glaube, daß ist derselbe Wein, General, den Ihr uns schon im vorigen Jahre zu Bamberg zuweilen vorgesetzt habt! Aus dem bischöflichen Keller.“

„Getroffen! Der Bischof ist so höflich gewesen, mir ein Fäßchen zu schicken. Er hat sich damit bedanken wollen für die gute Mannszucht, die ich gehalten, als ich mich sechs Wochen in Stadt und Schloß einquartierte sehr zum Misbehagen des hochwürdigen Herrn, der mit einem Ketzer wie ich ungern zu thun haben mochte!“

„Vorzüglich, wenn er an der Spitze von sechstausend Soldaten stand“, sagte Gualtiero lachend.

„Corpo di Baccho, aber ein Kernwein“, rief Carpezo aus und schlürfte ihn prüfend ein.

„Ich habe ihn schon ein halbes Jahr; aber bei unserm

unsteten Leben konnte ich nicht dazu kommen, ihn zapfen zu lassen. Er lagerte in Pilsen, und ich bin froh, daß Boucquoi und sein Quartiermeisterstab ihn mir nicht ausgetrunken haben nach der Affaire bei Groß-Lasken. Hätten sie gewußt, daß solch ein Fäßchen Weihwasser dort begraben liege, sie wären uns besser auf den Fersen gewesen, um die Stadt zu nehmen!"

„Wie kommt aber der Wein hierher?" fragte Gualtiero.

„Zum Henker, als die böhmischen Herren hier gleich zu Dreihunderten einrückten, um den Kurfürsten zu Waldsassen einzuholen, mußte ich doch etwas für meinen Keller sorgen? Wenn ich auch nur einen Streifzug hierher gemacht habe! Hundert Flaschen ließ ich fortschaffen, heut wollen wir die letzten leeren. Stoßt an, ihr Herren! Der Bischof von Bamberg soll leben!"

Alle tranken die muthwillige Gesundheit fröhlich mit bis auf Wolodna, dessen ernstem Gemüth der Scherz nicht zusagte; er hob nur das Glas ein wenig, ohne zu trinken. Niemand achtete darauf.

„Da Ihr Groß-Lasken genannt habt, General", hub Gualtiero an, so ...."

„Ich darf es nennen und werde es nennen; ich habe mich dessen nicht zu schämen!" fuhr Mansfeld etwas heftig auf. „Hohenlohe mag sich vor dem Namen hüten!"

„Eben nach dem wollte ich Euch fragen, General", antwortete Gualtiero ruhig. „Er soll sich ja schon sehr in Gunsten bei Sr. Majestät zu setzen verstanden haben."

Mansfeld und Wolodna wechselten bedeutsame Blicke. Der Erste wollte eben erwidern, als die Thür sich öffnete und eine Ordonnanz mit einem Briefe in der Hand eintrat.

„Was Teufel", fuhr Mansfeld, der schon gereizter Laune war, auf, „wer kommt mir denn jetzt am späten

Abend, wo ich Ruhe haben will, noch mit Dienstsachen! Steht etwa der Feind vor Eger? Ist's nichts Wichtiges, so soll ...."

„Ein Eilbote von Prag hat das Schreiben gebracht", sagte die Ordonnanz ruhig. „Zu sofortiger Abgabe!"

„Her mit dem Wisch!" herrschte Mansfeld den gelassenen Reitersmann an und nahm ihm das Schreiben heftig aus der Hand. „Wenn's aus der Kanzlei ist, hab' ich schon genug, bevor ich's gelesen! Was aus dem Tintenpfuhl kommt, möchte meinethalben im Schwefelpfuhl enden!"

Er hatte das Wachssiegel abgerissen, entfaltete den Brief und las mit rollenden Augen. Die Gäste schwiegen während dessen ernst. „Gut! Abgemacht!" rief er der Ordonnanz zu und winkte, daß sie hinausgehe. „Ich muß euch die Depesche vorlesen, ihr Herren, sie geht auch euch an", sprach Mansfeld im trocknen Tone, aber mit einem finstren Blick, der besonders auf Wolodna haftete, und las:

„Se. Majestät der König von Böhmen und Kurfürst Friedrich der Fünfte von der Pfalz haben die Gnade gehabt, mich zum Oberfeldherrn der sämmtlichen Heere des Königreichs zu bestellen. Indem ich Ew. Excellenz dies zur Kenntniß bringe, ersuche ich Wohldieselben zugleich, die begonnene Umschließung und Belagerung von Pisek nach Möglichkeit zu fördern. Es kommt jetzt Alles darauf an, Böhmen auf dieser Seite ganz vom Feinde zu säubern, und werde ich selbst binnen zwei oder drei Tagen von hier nach Pisek abgehen!

Ew. Excellenz wohlgewogener und ergebenster

Fürst Christian von Anhalt."

Es herrschte ein betroffenes Schweigen unter den Obersten; die Nachricht war ihnen zu überraschend gekommen.

„Wir wissen nun doch, wer unser Chef ist, und haben es nicht mehr mit dem dreißigköpfigen Ungeheuer der Directoren zu thun“, sagte Mansfeld mit ironischem, halb unterdrücktem Lachen, das seinen Ingrimm durchschimmern ließ.

„Wird denn nun auch Thurn unter dem Fürsten Christian stehen?“ fragte Obristwachtmeister Hayd.

„Oberbefehlshaber sämmtlicher Armeen, das ist deutlich, denke ich“, antwortete Mansfeld mit Nachdruck. „Bei alledem, es läßt sich nichts dawider einwenden. Der Fürst war Oberfeldherr der Union und des Kurfürsten, und bleibt es. Mit dem alten ehrlichen Haudegen will ich auch wol auskommen, ... wenn aber“, setzte er mit einem Ton hinzu, der ein heftiges Wort erwarten ließ, und Alle horchten auf. Doch er hielt inne und rief: „Pah! das soll uns den heitren Abend nicht verkümmern!“ Er warf den Brief einem der Lakaien zu.

„Auf meinen Tisch! — — Die weise Ermahnung am Schluß hätte der Obergeneral sich ersparen können. Wir werden schon von selbst dahinter sitzen, Pisek zu nehmen. Ich pflege den Krieg nicht in der Schlafmütze zu führen! Daß wir die Kaiserlichen hier aus Böhmen zu jagen haben, wissen wir auch; ich wollte nur die Herren in Prag hätten es bisher so gut begriffen wie wir, und uns nicht immer Blei an die Sohlen gehängt, wenn wir vorwärts wollten! — Aber, — fort mit alledem!“ Er schenkte sich den Becher voll, stieß mit seinen Gästen an und sagte lachend:

„Die Pfaffen hol' der Teufel, aber ihre Weine — wollen wir holen! — Wir sollten einmal einen Feldzug an den Rhein machen! Da ist gut Quartier nehmen!“

„Ja, beim Kurfürsten von Mainz zum Beispiel!“ meinte Schlemmersdorf.

„In Schloß Ingelheim“, fiel Gualtiero ein.

„Bei unserem königlichen Herrn in der Pfalz, auf dem heidelberger Schloß, ist am besten hausen", war Hayd's Ansicht.

„Genug! Der Rhein gefällt uns! — Schenkt ein ihr Müßiggänger", rief Mansfeld den Dienern zu.

Sie eilten mit neuen Flaschen herbei. Die tapfern Trinker leerten die Becher und ließen sie neu füllen. Nur Wolodna zog zurück.

„Wie Alter? Ihr fürchtet Euch ins Feuer zu gehen?" schalt ihn Mansfeld.

„Bin's nicht gewohnt, Herr General", lehnte Wolodna bescheiden aber fest ab; „ich habe mein Maß!"

Doch Mansfeld rief: „Pah! Man muß auch einmal übers Maß gehen, und sich doch im Sattel halten! Ist das ein Reiter, der immer Schritt reiten will?" Und Wolodna mußte den Becher darreichen.

Das Gespräch wurde immer lauter und fröhlicher. Der soldatische Uebermuth ließ nichts unangetastet. Kein gekröntes Haupt blieb verschont, Kaiser und Papst, Fürsten und Priester, Pfaffen und Laien, Gelehrte und Frauen, alle wurden durch die Hacheln des Spottes gezogen.

Mansfeld war Allen voran mit der Zunge, wie in der Schlacht mit dem Degen. Dennoch hielt er, der das Roß des Uebermuths am wildesten tummelte, es sicher im Zügel, und steckte auch den Andern Maß und Ziel. Er hatte die Grenzen des Erlaubten weit ausgedehnt, aber diese überschritt auch Niemand. Ein warnender Blick seines Auges reichte hin, um schon beim ersten, allzu kecken Wort die Rede abzuschneiden. — Zuweilen ging ihm auch das Herz über Der Wein machte ihn eigentlich weich, und seine satirische Schärfe war nur die stachelige Schale, mit der er den milderen Kern, den er nicht blicken lassen mochte, bedeckte. Den alten Carpezo, seinen vieljährigen Waffengefährten

hatte er vor Allen lieb. Sowie er das Auge auf sein ergrautes Haupt warf, mußte er an Groß-Laslen und die unerschütterliche Treue und Tapferkeit des Alten denken. Diese Niederlage hatte einen bittern Stoff in ihm zurückgelassen, der sich durch manche neue Erfahrung, wozu auch das gehörte, wovon ihm Wolodna und der Brief des Fürsten Christian Nachricht gegeben, eher mehrte und schärfte, als abnahm und milderte. Carpezo's Schicksal an jenem Tage machte ihn jetzt weich und ergrimmt zugleich.

„Alter!“ rief er ihn herzlich an. „Ich freue mich immer wieder, daß wir hier zusammen bei Tisch sitzen! Ich dacht' es kaum, als wir damals Abschied nahmen! Hätte ich sie nur alle so ranzioniren können wie dich!“

„Ja wol! Die Pest über die Hallunken, die die Capitulation nicht halten!“ eiferte Carpezo.

Mansfeld schwieg finster.

„Ist denn die Capitulation gebrochen worden?“ fragte Wolodna.

„Sie sind nichtswürdig mit uns verfahren!“ antwortete Carpezo im Eifer. „Es war Bedingung, daß sich Jeder gegen einen Monat Sold ranzioniren dürfe. Die Leute wurden aber gleich vom Schlachtfelde, todesmatt von der blutigen Arbeit, von Hitze, Durst, Hunger und Wunden, abgeführt, ein Trupp hierhin, der andere dorthin. Sie sperrten sie über Nacht in die Kirchen der Dörfer, so eingepferchte, daß Niemand sitzen noch liegen konnte. Achtundvierzig Stunden ließen sie sie ohne einen Bissen Brot, ohne einen Tropfen Wasser, im Wundfieber, in der Junihitze, in Durst, Pestgeruch und Unrath, — da nahmen sie freiwillige Dienste bei den Kaiserlichen!“

Wolodna erstarrte fast.

„Kein Führer konnte für die armen Teufel sprechen,

keiner ihnen Rath geben — denn sie waren von uns getrennt. Ich erfuhr erst nach meiner Auslösung, wie man verfahren war! Das heißt eine Capitulation halten! Sie hatten ja alle freiwillig Dienste genommen! Ha, ha, ha!"

„Pah! Fort damit", rief Mansfeld, streckte aber Carpezo die Hand hinüber und schüttelte sie ihm mit einem Blick, in dem sich Herzlichkeit und verhaltener Ingrimm mischten. „Wir machen's gut!" Ein Blitz seines Auges bei diesem Wort war mehr Unterpfand, als ein Schwur, daß er es lösen werde.

„Aber fort damit jetzt! Wir sind vergnügt beim Becher! Da wollen wir nicht an altem Plunder den Aerger nähren! Kommt Zeit, kommt Rath! — Frisches Feuer auf die Zunge! Tokayer! — Im Pokal, zum Rundtrunk!"

Pietro stellte einen großen prächtig geschliffenen Glaspokal, bis an den Rand mit dunkelbraunem Tokayer gefüllt, vor Mansfeld.

„Der schlägt doch den Rüdesheimer! Das ist flüssiges Feuer!" Er that einen tiefen Zug und reichte dann den Becher seinem Nachbar. Er machte die Runde.

Der feuersprühende Wein erhitzte die Kriegsmänner noch mehr! Hatte vorher der Spott, die Lust des Uebermuthes sich freie Bahn gebrochen, so loderte jetzt ihr Eifer für die Sache, der sie dienten, für den Krieg, für Das, was geschehen war und geschehen sollte, auf. Jeder dachte eigener Erlebnisse, eigener Thaten; nicht ruhmredig, aber stolz, und im Bewußtsein und in der Hoffnung neue zu vollbringen. Nur das Wort „Groß-Lasken" wollten Carpezo und Mansfeld nicht mehr hören.

„Ihr könnt mir ebenso gut einen Becher Blut einschenken, als von dem hundsföttischen Tage sprechen", rief Carpezo wild gegen Schlemmersdorf, der wieder davon begann.

Und Mansfeld schlug stark mit der Faust auf den Tisch. „Holla! Kein Wort mehr darüber. Ich werde mit der That daran denken!“

Sein funkelndes Auge blitzte ringsum Alle an; es war wie ein Gebot in voller Schlacht. Mitten in der Lust des Weins galt sein Ansehen: Plötzlich herrschte lautlose Stille. Der Glockenschlag vom Stadtthurm ertönte mit dumpfem Dröhnen.

„Mitternacht!“ warf Carpezo, wie von einem innern Schauer geschüttelt, heraus und starrte in die dunkle Ecke des Saales ihm gegenüber.

Der Sturm brauste auf und heulte um das Schloß, daß die Scheiben zitterten.

„Gute Nacht, ihr Herren“, sagte Mansfeld und stand zuerst auf. „Es ist spät, und wir müssen morgen um sieben Uhr reiten. — Gute Nacht! —“

Sie gürteten die Degen um und gingen, gleich wie im dienstlichen Gehorsam, doch mit herzlichem Handschlag scheidend. —

„Ihr müßt hier im Saal übernachten, Hauptmann Wolodna; jede Kammer im Schloß ist besetzt“, sagte Mansfeld.

Wolodna verbeugte sich.

„Kann's Euch nicht besser anbieten; aber wir haben schon schlechter gelegen!“

Wolodna lächelte. „Ich denke auch!“

„Nun, der Saal ist nicht beliebt! Sie fabeln von Gespenstern, die umgehen. Aber Ihr seid ein alter Jäger, Ihr werdet mit Hexen und Kobolden fertig zu werden wissen“, scherzte Mansfeld.

„Macht das Lager für den Hauptmann zurecht!“ rief er den Dienern zu. — „Eure Briefe findet Ihr morgen fertig. Das Andere wißt Ihr, Wolodna!“

Dieser bejahte.

„Wir reiten dann morgen Alle zugleich, wenn sich auch unsere Straßen bald scheiden. Gute Nacht!"

Mit diesen Worten ging er der Thür nach seinem Zimmer zu; ein Diener mit einem Doppelleuchter schritt ihm voran.

Die anderen brachten eine Schütte Stroh in den Saal und legten ein paar weiche wollene Decken darüber; das bildete Wolodna's Lagerstatt. — Sie ließen ihn allein, indem sie sich leise murmelnd, und mit seltsamen Blicken umschauend, als scheuten sie gleichfalls die Unheimlichkeit des Orts, entfernten.

Wolodna, müde von der Anstrengung des Tages und noch mehr von dem Wein, machte sich's rasch bequem, löschte das Licht und streckte sich, in den Mantel gewickelt, auf das Lager.

Zu seinem ernsten, leise gemurmelten Gebet heulte der Sturm das schauerliche Nachtlied. Aber es wiegte den Gewissensruhigen bald ein.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die körperlichen Anstrengungen der letzten Tage bereiteten Wolodna einen festen, todtenähnlichen Schlaf; doch die geistigen Anspannungen dieser Zeit, auch wol die Glut des ungewohnt und spät genossenen feurigen Weins brachten ihm wilde, verworrene Träume. Sie steigerten sich durch den um das Schloß und in die Kamine desselben heulenden

Sturm. Bald wähnte er sich mitten in der Schlacht, vom Roß gestürzt, während das Getümmel des Kampfes über ihn hinweg brauste. Er sah aufbäumende Rosse über seinem Haupt, die sich auf ihn niederzusenken drohten; doch sie verschwanden wie Nebelgestalten, und andere drängten sich, einer wilden Jagd gleich, im dunklen Gewimmel an ihre Stelle. — Plötzlich schwanden diese Bilder, und er fand sich in dem Saal des Schlosses, wo er zu Nacht gespeist hatte, wieder. Er saß an einer langen Tafel, aber außer ihm sah er nur schwarze, tiefverhüllte Gestalten ringsum sitzen, in Helmen mit geschlossenen Visiren. Sie reichten, offenbar ein Nachklang aus dem Abendfeste Mansfeld's, ihm die Becher zu, um mit ihm anzustoßen. Allein, wenn die schweren Pokale aneinander klirrten, flogen die Helmvisire auf und bleiche Schädel starrten ihn mit leeren Augenhöhlen an. Der Becher in der eigenen Hand wurde ihm dabei centnerschwer, es war ihm, als sei seine Faust angeschmiedet an den ehernen Fuß des Pokals. Ein Grauen durchschauerte seine Glieder, der kalte Schweiß der Todesangst trat ihm vor die Stirn. Plötzlich veränderte sich die Scene. Es dünkte ihn, die Saalthür werde donnernd aufgesprengt und wilde Gestalten stürzten mit Schwertern und Speeren herein. Ihnen folgten andere, die Feuerbrände schwangen; der ganze Saal stand in Flammen. Die schwarzen Gespenster waren verschwunden, und bärtige Krieger sprangen statt ihrer von den Sitzen auf. Die Einströmenden drangen gegen sie an, durchstießen sie unter wildem Geheul mit den Speeren, hieben sie mit ihren Schwertern nieder. Ein furchtbarer Kampf begann, Blut floß aus breiten Wunden! Wolodna wollte aufspringen, es war, als sei er mit Ketten an den Boden gefesselt. Da stürzten einige der Eindringenden auf ihn zu, er fühlte sich

an die Schultern gefaßt, sein Name ertönte von lauter Stimme.

Jetzt zerrissen die Bande des Traumes, er sprang auf und taumelte empor!

„Holla! Was wollt ihr“, rief er, all seine Kraft zusammenraffend, und stieß die Angreifer zurück.

„Wolodna! Was habt Ihr? kommt doch zu Euch!“ hörte er sich anrufen.

Er wußte nicht mehr ob er träume oder wache! Er fühlte die Kraft seiner Glieder, fühlte sich angefaßt von starkem Arm, und sah doch die schwarzen Traumgestalten und die Feuersbrunst um sich her.

„Kommt zu Euch!“ wiederholte eine Stimme. „Ihr seid noch schlaftrunken!“ Zwei kraftvolle Arme schüttelten ihn. Endlich fühlte er sich ganz erwacht, seiner Sinne mächtig, und wußte wo er sich befand; allein die düstren Gestalten, von rothem Blutschein überflutet, bewegten sich rings um ihn. Er vermochte Traumbild und Wirklichkeit nicht zu sondern.

„Ihr habt einen Schlaf wie ein Bär“, sprach einer der Männer, und jetzt erkannte er Mansfeld's Stimme; „erweckt Euch denn der Feuerschein nicht?“

Wolodna sah erst jetzt, daß der glühende Schimmer von außen her durch die Fenster des Saales drang. Jenseit des Walles, ganz in der Nähe standen mehrere Gebäude in Brand.

„Die Mühle brennt und die Bauerhäuser umher“, sagte Mansfeld, dem die Wachen Meldung von der Feuersbrunst gemacht hatten, und der in den Saal gekommen war, weil man sie aus dessen Fenstern am besten sah.

„Der Flammenschein muß Euch im Schlaf ganz verwirrt haben“, fuhr er zu Wolodna gewandt fort; „denn

Ihr laget in Verzuckungen da. Ich mußte Euch wahrhaftig aus Erbarmen mit Eurem jammervollen Zustand aufrütteln lassen", setzte er ein wenig spottend hinzu.

„Ich hatte gar zu wüste, wilde Träume", antwortete Wolodna und spähte in allen Räumen des Saales umher, ob er die Gestalten seines Traumes noch erblicke. Er sah aber nur die Begleiter Mansfeld's, Diener und Lanzenknechte, die Ersten in allerlei seltsamen Trachten, in welchen sie vom Lager aufspringend, herbeigeeilt waren, die Andern von der Schloßwache in voller Uniform.

„Wie zum Teufel nur das Feuer ausgekommen sein mag", fragte Mansfeld auf die Brandstätte schauend, „alle Baracken in Brand! Es stürmt zwar heftig, aber so schnell kann die Flamme doch nicht von einem Nest in das andere gesprungen sein."

„Der rothe Hahn hat auf allen Dächern zugleich gekräht", antwortete einer der Lanzenknechte. „Ich war gerade unter dem Wall bei unserem Holzschuppen, als der Wachtposten droben Feuer rief. Keine Minute verging bis ich droben stand, und da leckte die Flamme schon aus der Mühlenhaube und aus den vier Dächern!"

„Holla! Das sähe ja aus wie angelegt! Es streifen hier doch keine Kroaten oder Ungarn, von denen man sich solcher Streiche versehen könnte? — Die Ordonnanz muß aber auch eine Schnecke sein! Sie könnte schon dreimal wieder hier sein mit dem Rapport!"

„Mit Vergunst, General", bemerkte der Lanzenknecht, „der Umweg durchs Thor über die Zugbrücke ist weit, und draußen ein Koth, wo man bis ans Knie versinkt!"

„So! Wirklich? Wirst du mich das lehren, Meister Vorwitz? Gelüstet's dich krumm geschlossen zu werden? —

hielte ich dir nicht etwas zu Gute von Pilsen her, du solltest es vierundzwanzig Stunden versuchen!"

Es war einige Augenblicke ganz still. Da hörte man draußen ein tobendes Rasseln wie von schweren Wagen oder Geschütz.

„Schau zu, Wenzel, ob das die Feuerleitern und Spritzen der Stadt sind", gebot Mansfeld dem Lanzenknecht, der stumm gehorchte. In der Thür rannte ihn die hastig eintretende Ordonnanz fast um.

„Aha! Da bist du ja! Nun? Was bringst du für Nachricht?"

„Der Müller behauptet, das Feuer sei angelegt. Kein Mensch ist in der Mühle gewesen. Er hat selbst um sieben Uhr Alles revidirt. In allen Häusern hat es zugleich angefangen. Der Rauch hat die Bewohner beinahe erstickt. Sie haben nichts gerettet als das nackte Leben und das Hemd, mit dem sie aus dem Bett gesprungen sind."

„Und wer soll's angelegt haben?"

„Der Müller hat Argwohn auf zwei Kerle, die gestern Abend um eine Herberge angesprochen haben, weil das Stadtthor schon geschlossen war; die sind verschwunden!" —

„Hm!" summte Mansfeld; er wandte sich wieder zum Fenster und sah nach den brennenden Gebäuden. „Die Spritzen und Feuerleitern hätten sie unangerührt lassen können. Da ist nichts mehr zu retten!" warf er hin.

„Die Unglücklichen scheinen es doch zu versuchen", sagte Wolodna, „sie sind geschäftig um die Glut her."

Man sah viele Gestalten, die sich im Feuerschein hin- und herbewegten, gleich schwarzen Schatten an der Glut vorüberstreifen.

„Den beiden verdächtigen Kerlen muß nachgespürt werden", sagte Mansfeld nach einer Pause. „Schafft mir

den Müller oder sonst Jemand, der sie gesehen hat, gleich zur Stelle. Ich will sie sprechen, bevor ich aufbreche. Ueberhaupt, die Abgebrannten sollen hier in der Stadt ihr Unterkommen haben. Die Häuser müssen sie doch bis auf den Grund verbrennen lassen."

Er befahl, daß die Ordonnanz mit einigen Leuten von der Wache hinaus sollte, um den Verunglückten dies anzusagen, und ihnen das Wenige ihrer Habseligkeiten, was sie hatten retten können, hereinschaffen zu helfen. Vier Uhr war vorüber. Vor dem Aufbruch nochmals zu Bett zu gehen lohnte nicht der Mühe. Er befahl daher den Dienern, ihm einen warmen Frühtrunk zu bringen, und ging auf sein Zimmer, um sich vollends anzukleiden und noch einige Geschäfte abzuthun.

Wolodna warf sich auch wieder ganz in die Kleider, und blieb den übrigen Theil der Nacht auf. Nach einiger Zeit kamen mehrere Flüchtige aus der Mühle und den niedergebrannten Häusern. Auch der Müller war darunter, und trat von der Ordonnanz geführt in den Saal. Dem Unglücklichen war das Haar völlig versengt, das Gesicht geschwärzt, und an der Stirn hatte er eine große blutende Brandwunde von einem verkohlten Balken, der ihm auf die Stelle gefallen war. Er war in der kalten Novembernacht halb nackt; ein grobes Hemd, darüber eine ungarische Decke von langem Ziegenhaar, das nächste Stück, was er in der Bestürzung ergriffen hatte, um seine Blöße zu bedecken, machte seine ganze Kleidung aus. Die Soldaten und Diener umringten ihn, er war der Gegenstand ihrer Theilnahme und ihrer neugierigen Fragen.

„So sollst du nicht zum General hinein", sagte ein Diener, „ich will dir erst ein Paar Hosen und Schuhe bringen."

„Laß ihn doch, Benedict“, sagte ein anderer, „je elender er aussieht, je mitleidiger ist der General!“

„Haltet uns nicht auf“, erwiderte mürrisch die Ordonnanz, „der General hat nicht Geduld zu warten. Es kommt auf meinen Pelz.“

Unterdessen war Benedict schon mit den Kleidungsstücken herbeigesprungen und nöthigte sie dem Müller auf: „Du kannst ja sagen, daß du sie von mir hast! Da bleibt dein Elend dasselbe. Du siehst auch so noch immer jammervoll genug aus.“

Indem der Unglückliche, den Wolodna theilnehmend betrachtete, die Schuhe angezogen hatte, und, da er vor Frost schlotterte, eben hastig die Beinkleider überziehen wollte, trat Mansfeld ein.

„Seid Ihr der Müller von drüben?“ redete er diesen sogleich an, und da derselbe, erschreckt, nicht wußte, was er in seiner seltsamen Lage thun sollte, fuhr er barsch aber gutmüthig fort: „Nun fahrt ins Teufels Namen nur erst in die Hosen! Ihr braucht mir nicht nackt Rede zu stehen! Es sieht ohnehin übel genug mit Euch aus. — Das Feuer, meint Ihr, sei angelegt?“

„Ja — gnädigster Herr General“, antwortete der Müller und nestelte verlegen an seinen Hosen.

„Helft ihm doch, ihr Esel“, fuhr Mansfeld die Diener an. „Soll er auf einem Bein stehen wie ein Kranich, während er die Pumphosen anzieht?“

Die Diener sprangen hinzu; mit zwei Griffen war der Müller jetzt so weit, daß er schicklich Antwort geben konnte.

„Und wen habt Ihr in Verdacht?“

„Es kamen gestern Abend, als es schon dunkelte, zwei Leute, vom Gebirge der Tracht nach, und wollten Nacht-

quartier, weil sie nicht mehr nach Eger hinein könnten Sie sahen nicht recht geheuer aus, doch wollten wir ihnen, da es kalt war, schneite und stürmte, das Obdach nicht weigern. Sie schliefen im Schuppen unterm Dach. Um drei Uhr früh brach das Feuer aus. Ich sah zuerst den rothen Schein in der Mühle. Und wie ich vom Bett aufspringe, brennt's auch in meinem Hinterhaus; und als ich vor die Thür stürze, leckt die Flamme schon aus allen Dächern. Die Fremden waren fort!"

„Wie waren die Kerle gekleidet?"

„Wie die Bauern vom Erzgebirge. Braune Kittel, breite schwere Filzhüte; der eine hatte ganz starres schwarzes Haar und Bart, breite Backenknochen und ein paar kleine blitzende Augen."

„Der Bursch ließe sich schon wiedererkennen! Gott sei ihm gnädig, wenn wir ihn fassen!" rief Mansfeld.

Wolodna hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. „Nach Eurer Beschreibung glaube ich den Menschen zu kennen", sagte er.

„Wißt Ihr etwas Näheres von ihm?" sagte Mansfeld.

„Wenn meine Vermuthung richtig ist, kenne ich ihn nur zu gut", sagte Wolodna; „die Beschreibung paßt ganz auf Den, den ich meine. — Doch begreife ich gar nicht, wie er hierher kommen sollte! Es gibt freilich auch Leute genug, die einander ähnlich sind in der Welt, und es mag ein ganz Anderer sein, als ich vermuthe."

„Den wollte ich unter Tausenden wiedererkennen!" meinte der Müller.

„Ordonnanz", befahl Mansfeld, „du gehst zum Obristwachtmeister Hayd; er soll auf der Stelle ein Cornet seiner Leute satteln lassen und Patrouillen auf alle Landstraßen ausschicken, um den Verdächtigen nachzusetzen. — „Ihr",

wandte er sich zum Müller, „geht mit zum Major und beschreibt ihm die Leute genau. Danach soll für Euch und die andern Abgebrannten gesorgt werden! — Noch Eins! — Habt Ihr keine Muthmaßung, weshalb sie Euch das Haus überm Kopf angesteckt haben?“

„Doch, Herr! Wir sind gut utraquistischen Glaubens, in Herrn Johannes Huß' Lehre auferzogen. Und die Beiden waren Papisten. Wir hatten gestern Abend beim Nachtessen noch viel über das Unheil der Zeit und das Elend, welches Böhmen durch die Papisten erfährt, gesprochen. Sie hatten sich nur wenig, aber in unsere Meinung einstimmend, geäußert. — Aber mein Mühlenknecht, der in seiner Kammer unterm Schuppendach, dicht neben ihnen schlief, hat gehört, daß sie auf katholische Weise beteten und giftig von uns Ketzern sprachen, die Gott vom Erdboden vertilgen müsse! — Wir glauben, sie haben uns das Haus aus Religionshaß angezündet!“

„So haust das fanatische Volk überall, wo es nur aufduckt!“ rief Mansfeld zornig. „Aber laßt die Schurken in meine Hand fallen, — sie sollen Hölle und Fegfeuer zugleich kosten!“

Mit diesen Worten wandte er sich um und kehrte in sein Zimmer zurück. —

Wolodna ging unruhig auf und nieder. Um den Ueberrest der Nacht war es geschehen. Gedankenvoll betrachtete er die Brandstätte; die hellen Flammen waren eingesunken; man sah nur die düsterrothe Glut der Kohlen und den schwarzen Rauch, der sich um die Mauern ohne Dach wälzte und aus den Fensterhöhlen quoll.

„Was sollte Zaloska hier gewollt haben?“ fragte er sich; „was könnte ihn bewegen, sich so großer Gefahr preiszugeben? Hm! Sie haben überall Späher und Kund-

schafter in Böhmen, — jetzt, da der König eingezogen und gekrönt ist, könnte es ihnen ganz besonders um allerlei Nachrichten zu thun sein! — Aber gerade hier in Eger, wo er hinein gewollt hat, — und weshalb dieses Brandstiften? Was kann es ihnen nützen, und welcher Gefahr setzten sie sich aus!“ —

Solche Betrachtungen wogten auf und ab in seiner Brust. Seine Sinne wurden immer düsterer. — „Ich weiß nicht was mich so bedrückt“, sagte er leise vor sich hinmurmelnd; „allein mir will kein Funke freudigen Muthes wieder in der Brust aufglimmen! Es scheint alles so gut zu gehen und zu stehen, für unsere Sache, für Böhmen, — und dennoch meine Seele wird nicht froh! Nun, Gott wird das Ende verwalten!“ sagte er fromm und blickte aufwärts, wo zwischen dunklem, ziehendem Gewölk die Sterne blinkten. — Ein inniges Gebet stieg aus seiner Brust zum ewigen Vater empor. —

In einem Lehnsessel hatte er den Ueberrest der Nacht zugebracht. Jetzt nahte der Tag. Es wurde lebendig im Schloß und auf dem Hofe. Man hörte Pferde wiehern, die aus den Ställen geführt wurden, die Zeit des Aufbruchs, die Mansfeld bestimmt hatte, war nahe. Wolodna ging hinab zum Stall, um zu sehen ob sein Pferd geputzt und abgefüttert sei. Er fand einen der Stallknechte schon beim Satteln. Da dies geordnet war, ging er noch einmal hinauf in den Saal, wo sich Mansfeld, etliche der Gäste vom vorigen Abend und mehrere Hauptleute schon eingefunden hatten und sich an einem warmen Frühtrunk zu dem kalten Marsch stärkten.

Eine Viertelstunde später wurde aufgebrochen. Ein Cornet von Hayd's Reitern war schon ausgerückt und machte den Vortrab auf der Straße nach Pisek. Mansfeld

und der Stab seiner Offiziere folgten. Die Fußknechte sollten den Weg in kleineren Märschen machen, und brachen erst später auf. Es waren nur zwei Compagnien, die Mansfeld noch zu seinem Belagerungscorps stoßen ließ.

Hayd, Schlemmersdorf, der alte Carpezo, mehrere Hauptleute und Wolodna ritten hinter dem General. Dieser sprach bald mit Diesem, bald mit Jenem, indem er je Einem oder dem Andern einen Wink gab vorzusprengen, um an seiner Seite zu reiten. Mit Hayd unterredete er sich zuerst, indem er ihn nach den ausgesendeten Patrouillen fragte.

Der Weg führte dicht an der Brandstätte vorüber. Es lag Alles in Schutt und Asche; von der Mühle stand nur der Bock halb verkohlt und geschwärzt. Zwischen den Mauern der Häuser waren die Besitzer geschäftig, theils die Kohlen vollends zu löschen und sie sammt der Asche wegzuräumen, theils unter den Trümmern nach Habseligkeiten, die noch brauchbar wären, zu suchen.

„Wenn wir die Schufte erwischen, lasse ich sie zwischen diesen Mauern in Ketten aufhängen und bei langsamem Feuer braten, so wahr ich Mansfeld heiße!“ sagte er erbittert. — „Daß Ihr sie nicht entwischen laßt, Hayd.“

„Was möglich ist, ist angeordnet, ihrer habhaft zu werden“, antwortete dieser; „sie werden aber wol schlau genug sein, bei Tage nicht aus Wald und Felsschluchten zu debouchiren!“

„Man muß ihnen auch dahin nachsetzen!“

„Den Leuten ist es anbefohlen, sie müssen absitzen, wo sie zu Pferde nichts ausrichten können.“

Mansfeld rief sich nacheinander Carpezo, dann Schlemmersdorf, endlich Wolodna.

„Nun Alter“, sagte er diesem, „es bleibt bei Dem, was wir gestern besprochen. Vermeldet Thurn meinen

Gruß und sagt ihm, er könne auf mich zählen. — In einer Stunde scheiden sich unsere Straßen! Dann meldet Euch noch einmal bei mir!" —

Wolodna ritt wieder zurück; der Zufall führte ihn an Carpezo's Seite.

„Wie habt Ihr geschlafen in dem verfluchten Schloß?" fragte dieser ihn.

Wolodna erzählte erst seinen Traum, dann die Unterbrechung durch die Feuersbrunst, und erklärte durch diese seine letzten Traumgesichte.

Carpezo rief: „Niente! Nichts da! Feuersbrunst oder nicht! Der Teufel ist los in dem Saal und ganzem Schloß. Ich bin nicht furchtsam, noch abergläubig. Aber ich habe von Jugend auf gehabt, was wir ein presagio nennen! Ich konnte ohne Schauder keinen Ort betreten, wo ein blutiges Verbrechen verübt war und wo später eins geschah."

„Das ist seltsam", sagte Wolodna verwundert.

„Als Knabe schon vermochte ich in einer Kapelle bei Vercelli keine Minute auszuhalten vor Schauder und Blutgeruch, obwol mein Vater mir die Narrheit ausprügeln wollte. Sieben Jahre später, als junger Soldat, kam ich dahin und war so vorwitzig, selbst den Versuch zu machen, ob ich das Gefühl überwunden hätte. Es durchschüttelte mich aber grausenvoller als je zuvor! Und drei Tage danach wurde der Geistliche dort am Altar von Raubgesindel, das der Mutter Gottes ihr Geschmeide abnehmen wollte, ermordet!"

„Und das Schloß von Eger ist Euch eben so zuwider?" fragte Wolodna mit Staunen.

„Cospetto! Ich mag die ganze Stadt nicht ausstehen?" rief der Alte ingrimmig. „Meinethalben hätte das schwarze Nest herunterbrennen können!"

„Ihr habt vielleicht ein Vorgefühl von der Feuersbrunst in dieser Nacht gehabt", meinte Wolodna, der geneigt war, fast über des Alten Zorn und Aberglauben zu lächeln, und sich doch eines unwillkürlichen Schauers nicht erwehren konnte.

Der alte Carpezo sah ihn forschend mit seinen schwarzen Augen unter den grauen Wimpern an, als wollte er fragen: „Nun, was sagst du dazu?"

Er zwang sich endlich ihm lächelnd zu antworten: „Auch ich habe wüste, böse Träume gehabt; aber ich denke doch das Feuer ist schuld; erst das des allzu reichlich getrunkenen Weins, dann das der brennenden Häuser!"

„Ihr glaubt mir nicht", murrte der Alte unwillig, „wartet's ab. Mein Schauder hat seinen Grund und betrügt mich nicht! Der Satan hat Macht über das alte Gemäuer, und ich sag' es nochmals, ich wollte es wäre heut Nacht niedergebrannt, statt der Mühle da?" Er zeigte mit der rechten Hand über die Schulter nach der schon hinter ihrem Rücken liegenden Brandstätte.

Wolodna schwieg. Carpezo gleichfalls. Es war auch kein Wetter und keine Stimmung zum behaglichen Plaudern. Der Wind heulte und trieb schweres Gewölk überhin; er schnitt eisig ins Gesicht. Es fing wieder an zu schneien; Jeder wickelte sich in seinen Mantel, und man ritt stumm nebeneinander fort.

„Hauptmann Wolodna!" rief Mansfeld, nachdem sie eine gute Strecke zurückgelegt hatten. Wolodna sprengte heran. „Dort, wo der alte Eichbaum steht, scheiden sich unsere Straßen; Ihr könnt dort den Fußpfad reiten, er führt Euch eine halbe Stunde näher. — So will ich Euch jetzt ein letztes Wort sagen. Ich habe mir Alles nochmals wohl überlegt. Mit dem König, mit Thurn, mit

Anhalt, — aber gegen Hohenlohe. Was er mir angethan, das vergesse ich ihm mein Lebtag nicht. Wir hätten Wien, ohne seinen nichtswürdigen Streich gegen mich! — Also, dabei bleibt's. — Aber kein Wort schriftlich! Sagt es dem Grafen. Ein Siegel ist keine Sicherheit jetzt in Böhmen; Feind und Freund fangen Briefe auf, und ein unbedachtes Wort behorchen die Feldmäuse und tragen es weiter. — Das Weitere muß die Zukunft lehren. Jetzt nehme ich zuerst Pisek, daran soll mich kein Teufel hindern. Dann reden wir weiter. Ich wollte Thurn nähme indessen Wien, — allein ich traue nicht mehr, seit der Geschichte im Juni! Auch dem Bethlen Gabor traue ich nicht. Das sollt Ihr Thurn auch sagen! Dieser Siebenbürge müßte mir sieben Bürgen stellen, ehe ich ihm einen Gulden borgte. Er verhandelt seine Seele siebenmal an einem Tage, an Christ und Jude, Papist und Satan — wenn bei dem Handel etwas zu verdienen ist. — Nun wißt Ihr Bescheid. — Gehabt Euch wohl!"

Er reichte Wolodna die Hand hin, welche dieser, aus Ehrerbietung zögernd annahm. Sein Pferd etwas zurückhaltend, schloß er sich den Gefährten wieder an.

„Der General hat mir gesagt, ich müsse dort bei der Eiche den Fußpfad reiten", sagte er halblaut zu Carpezo; „es soll näher sein."

„Wenn er's sagt, ist's gewiß. Er kennt Böhmen, als wäre er darin geboren", antwortete der Alte.

„Noch besser", entgegnete Wolodna lächelnd, „denn ich bin hier geboren und wußte nichts von dem Fußpfad." —

„Mansfeld kennt jeden Steg, jede Furt, jede Brücke; einen Boden, den er einmal gesehen und betreten, auf dem ist er zu Haus für immer. Er weiß Bescheid in der halben Welt; in den Niederlanden, in Ungarn, in Sieben-

bürgen, Dalmatien, am Rhein, in Franken. Er braucht nur einen Blick auf eine Landschaft zu werfen, so ist's als habe er zehn Jahre darin gelebt. Ein Auge hat er wie ein Adler!"

„Wie ein Feldherr", sprach Wolodna bekräftigend. — Inzwischen waren die Reiter alle einander nahe gekommen. Wolodna schüttelte den Waffengefährten zum Abschied die Hand und sprengte noch einmal im Galopp vor zu Mansfeld, um ihm die dienstliche Meldung zu machen, daß er jetzt den Trupp verlasse.

Mansfeld winkte nur stumm und zeigte mit der Hand auf den Weg, der zwischen zwei Elsgebüschen zunächst über eine Wiese lief.

Als Wolodna das Pferd darauf zugewendet hatte, rief er ihm nach: „Quer durch; dann über den Graben gesetzt, durch den Busch, und jenseits zwischen die beiden Hütten hinein. — Glück auf den Weg!" —

Nach wenigen Minuten, als Wolodna über den Graben gesprengt und im Gebüsch war, entzog ihm dieses auch den Anblick seiner Gefährten, und er trabte in tiefer Einsamkeit rasch vorwärts. —

Das Wetter wurde immer rauher. Bald hüllte der großflockige Schnee die ganze Landschaft so ein, daß kaum noch funfzig Schritte weit die Gegenstände zu sehen waren; dennoch blieb er auf dem Boden nicht liegen, da das Erdreich noch so warm war, daß es ihn schmolz. Nur die Hügelkuppen und einzelne hochgelegene felsige Streifen machten eine Ausnahme.

Als Wolodna das Gebüsch hinter sich hatte, konnte er die beiden Häuser, die ihm zum Richtzeichen dienen sollten, nicht sehen in dem wirbelnden Gestöber. Sein Pferd gerieth auf weichen Boden, sank ein; er mußte absteigen, es

führen. Mit Mühe brachte er es durch einen Wiesengrund und später über Sturzacker vorwärts. Erst nach einer halben Stunde erreichte er die beiden Hütten; von dort aus mußte er die Landstraße bald wieder treffen. Er war froh so weit gelangt zu sein; der Richtweg hatte ihm für die Zeit wenig Vortheil gebracht, und leicht hätte er im Sumpf stecken bleiben können. Da er noch eine weite Strecke vor sich hatte, mußte er sein Pferd füttern; er beschloß den Versuch zu machen, ob er in einem der beiden Häuser einen Stall oder Schuppen finden würde, wo er es geschützt und wärmer ausruhen lassen könne als in diesem Wetter unter freiem Himmel. Die nächste Hütte war halb in die Erde versenkt. Zu der Thür mußte er einen geneigten Weg hinabsteigen. Sie war geschlossen. Er pochte laut. Vergeblich. Doch mußte das Haus bewohnt sein, denn er hatte zuvor, als das Schneegestöber einige Augenblicke nachgelassen hatte, einen leichten blauen Rauch aus dem Schornstein aufsteigen sehen. Man wollte nicht öffnen. Nichts eben Auffallendes in der wilden, unruhigen Zeit. Wolodna saß wieder auf und ritt rund um die Mauer von Lehm und schweren Feldsteinen, die den Hofraum einschloß. An einer Stelle, wo der Boden sich etwas hob, konnte er hinübersehen. Der Hof lag voll Dünger, aufgeschüttetem Holz und Reisig. Einige Holzgebäude schienen Ställe für kleines Vieh zu sein, doch hätten sie wol zur Unterstellung des Pferdes genügt. Wolodna rief in böhmischer und deutscher Sprache hinüber, ob Jemand im Hofe sei. Keine Antwort. Da sah er einen grauen Kater über eins der kleinen Dächer schleichen; abermals ein Zeichen, daß das Haus Bewohner habe. Indeß vermochte er nicht einzudringen und wandte sich um, um weiter zu reiten. Da hörte er eine rauhe Stimme leise murmeln. Er lauschte. Er hatte sich nicht ge-

täuscht; man sprach innerhalb des Gehöftes. Jetzt rief er laut, daß Die, welche er gehört hatte, ihn hören mußten: „Könnt Ihr mir nicht eine halbe Stunde Obdach geben, und Wasser für mein Pferd?“

Ein Kopf schaute über die Mauer. Ein breiter brauner Filzhut deckte ihn; ein paar graue Augen blitzten unter demselben hervor; das Gesicht war nur halb sichtbar, doch einiges spärliche weiße Haar, tiefe Runzeln und die dunkelbraune Farbe der Haut verriethen den Greis.

„Wer bist du? — Allein?“ fragte der Alte.

„Ganz allein! Ein Reisender!“

„Viel schlimmes Volk hier herum! Woher? Wohin?“

„Von Eger; ich will nach Prag.“

Der Kopf verschwand wieder. Wolodna war verdrießlich, hielt aber noch still, da er wiederum murmeln hörte.

„Nun? Wollt Ihr mich einlassen oder nicht? Sonst suche ich andere Herberge“, rief er endlich nach der Gegend hin, woher er das murmelnde Gespräch hörte.

„Will Euch das Thor aufmachen! Hinten bei dem Weidenstamm!“ lautete die Antwort.

Wolodna ritt um das Gehöft, auf einen alten Weidenbaum zu, der an der Rückseite desselben stand. Hier sah er einen schweren Thorweg, von starken Balken, der ins Feld führte. Er wurde ihm von innen geöffnet. — Wolodna ritt ein.

Aufmerksam und verwundert schaute er um sich, da er nur den Alten, dessen weißer Bart ihm bis auf die Brust reichte, erblickte. Er hatte erwartet auch Denjenigen zu sehen, mit welchem er gesprochen hatte.

„Steigt ab! Herr! Ich bringe Euer Thier in den Stall!“

„Das kann ich selbst“, erwiderte Wolodna, indem er sich aus dem Sattel schwang.

Aber noch hatte er den Fuß nicht aus dem Bügel, als er sich von hinten her heftig gepackt fühlte. Kraftvolle Arme rissen ihn zu Boden, und indem er um Hülfe aufschrie, wurde ihm eine wollene Decke über den Kopf geworfen, und eine rauhe, gedämpfte Stimme rief:

„Keinen Laut! Oder wir erwürgen dich, du Ketzerhund!“

Die Stimme klang ihm bekannt, sie jagte eine grauenvolle Ahnung in seine Brust; die Decke, mit welcher man ihn, wie um ihn zu ersticken, umschlang, öffnete sich noch einmal unter seinem Ringen dagegen. Da erkannte er in dem flüchtigen Augenblick voller Entsetzen Zaloska's gräuliches Antlitz, — die Sinne vergingen ihm.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Räthe Camerarius und Rippell befanden sich in dem Arbeitszimmer bei dem Könige Friedrich dem Ersten von Böhmen. Camerarius war beschäftigt, demselben mehrere Actenstücke vorzulegen und die Aufmerksamkeit des Königs auf Einzelnes darin zu leiten. Rippell stand etwas abseit davon, an einem Tisch, auf welchem gleichfalls verschiedene Papiere ausgebreitet waren; er wartete seine Reihe des Vortrags ab. Seine Mienen waren nicht heiter; er hatte sich mit der rechten Hand ein wenig auf den Tisch gestützt, senkte das Haupt und schaute unbeweglich vor sich nieder.

„Die böhmischen Herren gefallen mir nicht ganz“, nahm der König das Wort. „Jetzt, da es gilt, alle Kräfte aufzubieten, um Thron und Land zu sichern und endlich den Frieden zu erkämpfen, sind sie äußerst schwierig mit Bewilligungen!“

Camerarius zuckte die Achseln.

„Was meint Ihr dazu, Rippell?“ wandte sich der König zu dem Rath

„Die Zeiten und die Umstände sind allerdings schwierig“, entgegnete dieser. „Wenn Ew. Majestät mir allergnädigst einen Rath gestatten wollen ....“

„Und der würde sein?“

„Ich möchte anrathen, daß man durch die äußersten Ersparnisse in Allem, was nicht unerläßlich nothwendig ist, die Mittel zur Kriegführung zu gewinnen suchte“, sagte der Rath bescheiden, aber fest.

„Das ist Euer altes Lied! Kann aber ein König leben wie ein Taglöhner?“ erwiderte Friedrich unwillig. „Bin ich deshalb von dem Kurfürstenstuhl auf einen Königsthron gestiegen, um mich jetzt schmaler zu behelfen als vormals? Und wenn die Stadt mich bei der Einholung so glänzend empfangen hat, sollen wir uns jetzt als Geizhälse zeigen? Wir würden ja zum Spott dieser reichen böhmischen Magnaten!“

„Allerdings muß die Würde des königlichen Hauses aufrecht erhalten werden“, nahm Camerarius das Wort; „aber mich dünkt, wenn ich Ew. Majestät eine allerunterthänigste Bemerkung machen dürfte, die böhmischen Stände hätten auch etwas vorsichtiger zu Werke gehen sollen. Der überaus große Glanz des Empfanges, über den wir Alle gewiß hoch erfreut gewesen sind, hat doch vielleicht der Herzlichkeit einigen Eintrag gethan!“

„Ihr müßt ganz verblendet sein, Camerarius, wenn Ihr so sprecht“, antwortete der König gereizt; „Ihr habt wol vergessen, wie die Gemeinden der kleinsten Dörfer an die Heerstraße kamen und uns mit Kränzen und Blumen, so viel der Spätherbst gewährte, überschütteten; wie die Weiber vor Freuden weinten und ihre Kinder emporhoben, um ihnen den neuen Herrn des Landes zu zeigen!“ *)

---

*) Historisch.

„Gewiß haben Aller Herzen Ew. Majestät willkommen geheißen, in der Hoffnung, daß nunmehr diesem schwer bedrückten Lande die Wohlthat der Ruhe und des Friedens zurückkehren werde", bemerkte Rippell, da Camerarius schwieg. „Nichtsdestoweniger, gestatten mir Ew. Majestät dies freimüthig auszusprechen, regt sich jetzt hier und da eine Stimmung ...."

„Nun, und welche Stimmung?" fragte der König ungeduldig, da Rippell inne hielt.

„Man glaubt .... man meint ....", hub er wieder an.

„Nun?" wiederholte Friedrich.

„Geruhen Ew. Majestät gnädigst zu vergeben, man meint, daß jetzt überhaupt, in so schweren Zeiten, die Feste und Lustbarkeiten ...."

„Ah, vous voilà!" rief eine helle weibliche Stimme im gereizten Ton. Es war die Königin, die, unbemerkt von Allen, vor einigen Augenblicken leise aus ihrem anstoßenden Cabinet eingetreten war und den letzten Theil des Gesprächs gehört hatte. Sie verstand Alles, was deutsch verhandelt wurde, doch sprach sie, wie immer, wenn sie sich ereiferte, französisch. In dieser Sprache ergoß sie sich denn auch jetzt in einer leidenschaftlichen Rede gegen ihren Gemahl über die Räthe, die sich anmaßten, die Aufsicht über sie zu führen und die Tadler ihres Lebenswandels zu sein.

Friedrich antwortete, wie er ihr gegenüber immer that, begütigend, und küßte ihr die Hand. „Es sind ja Geschäfte, die wir hier verhandeln, laß sie dich nicht kümmern!"

„Wie gehört unsere Lebensweise in die Geschäfte?" entgegnete die Königin, noch immer in beleidigter Stimmung. „Ich stamme aus einem königlichen Hause, ich weiß

was einem solchen geziemt, und ich werde nicht einen Königsthron bestiegen haben, um das Gespött meines Hofgesindes über die Aermlichkeit der Einrichtungen und der Lebensweise zu ertragen. — Es ist meiner und deiner ganz unwürdig", setzte sie diesen französisch gesprochenen Worten auf Englisch hinzu, „die vorlauten Bemerkungen dieser Kleinbürger zu dulden, die sich anmaßen, uns Gesetze über unseren Lebenswandel vorschreiben zu wollen."

Die Räthe standen betroffen und erröthend vor innerem Unwillen da. Friedrich theilte, aus doppelter Schwachheit, gegen seine Gemahlin wie gegen seine eigenen Neigungen, ihre Ansicht; doch er fühlte auch im Namen der getreuen Diener, und war daher so betroffen und verlegen wie diese selbst über die Verletzung, welche sie erfuhren. Wie immer nahm er seine Zuflucht zur begütigenden Bitte, und bestimmte die schöne, junge, lebensfrohe, aber leicht denkende Frau durch leise Schmeichelworte, ihn jetzt die Geschäfte allein vollenden zu lassen. Er gab ihr das Versprechen, keinen Einspruch in Betreff seiner Lebensweise zu dulden, und sogleich zu ihr zu kommen, um sich über die Feste mit ihr zu besprechen, wodurch eine aus England anwesende Gesandtschaft ihres Vaters, an deren Spitze Lord Nethersole stand, mehr in Erstaunen gesetzt als geehrt werden sollte.

Mit einem unwilligen Blick auf Camerarius und Rippell, und ihre ehrfurchtsvollen Verbeugungen kaum durch ein leichtes Hinwerfen des Kopfes erwidernd, verließ Elisabeth das Gemach ihres Gemahls.

„Ich bin ganz der Ansicht meiner Gemahlin, Rath Rippell", sagte Friedrich mit Strenge zu diesem, „daß es Eure Befugniß überschreitet, sich in die Einrichtungen unseres königlichen Hofstaates zu mischen. Ich ersuche Euch, streng in Eurem Geschäftskreise zu bleiben."

Rippell schwieg. Er bekämpfte herbe Empfindungen in seiner Brust, — viel weniger die der Gereiztheit über die ihm widerfahrene Kränkung als die der innersten Theilnahme und Besorgniß für seinen königlichen Herrn, den er mit leichtem Sinn auf gefahrvollen, am Abgrunde hinleitenden Wegen vorwärts gehen sah. — Camerarius empfand die Beleidigung tiefer; doch er hatte die Gewandtheit und Beherrschung eines Mannes, der den Ehrgeiz und die Vortheile seiner Stellung in die erste Linie stellt. Er dachte: Wohl; wenn ihr Den, der euch vor Gefahren warnt, schmäht, so müßt ihr die Folgen auf euch nehmen.

„Ihr habt noch etwas vorzutragen, Camerarius?“ fragte der König nach einer Pause.

„Nur diese Unterzeichnungen erbitte ich gehorsamst von Ew. Majestät.“

Er legte mehrere Actenstücke vor und ging.

„Setzt allen Eifer daran“, rief ihm der König nach, „die Stände zu den nothwendigen Bewilligungen zu bestimmen! — Eure Vorträge, Rippell?“ wandte er sich zu diesem.

In des alten Mannes treuem Auge schimmerte eine Thräne, als er sich mit den Acten dem jungen König näherte.

Friedrich, so gutmüthig als leichtsinnig, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Die Königin meint es so böse nicht; sie weiß Eure Treue zu schätzen, Rippell, so gut wie ich selbst; allein Ihr müßt Euch nicht in Angelegenheiten mischen, die Euch nicht kümmern!“

„Tief bekümmern!“ antwortete Rippell mit dem Ton eines Mannes, dem das Gebot seines Gewissens über Alles geht.

Friedrich stutzte bei dem ernsten Klang dieser Worte

doch ein wenig. Er wollte eben etwas darauf erwidern, als der Lakai eintrat und den Fürsten Christian von Anhalt meldete.

Der König winkte bejahend, nahm die vorgelegten Papiere Rippell's entgegen, unterzeichnete eilig, was dieser ihm bezeichnete, und verabschiedete ihn stumm.

Fürst Christian trat ein. Seine Züge verkündeten nichts Erfreuliches.

„Nun, lieber Fürst", redete ihn der König mit erzwungen heitrem Ton an, denn seine Stimmung war im Innersten verdorben, „von Euch werde ich doch wol Gutes hören?"

„Ich will nicht wünschen, Majestät, daß die Räthe so Schlimmes berichtet haben, als ich berichten muß. Ich habe Depeschen von Thurn empfangen; er hält es für unmöglich, sich länger vor Wien zu halten."

„Wie? Zum zweiten mal sollte er vor den Thoren umkehren?"

„Es scheint so!" sagte der Fürst achselzuckend und überreichte dem König ein Schreiben.

Dieser las halblaut:

„«An Se. Durchlaucht den Herrn Fürsten Christian von Anhalt.» — So? und nichts weiter? Er scheint die Ordre noch nicht zu kennen, die Ew. Liebden zum Obergeneral sämmtlicher Heere des Königreichs ernennt."

„Er hat sie längst empfangen", erwiderte der Fürst, „doch ich kann mir denken, daß er nicht sehr erfreut darüber gewesen ist."

„Nun! Erfreut oder nicht! Wird der Graf etwa die Befehle des Königs nicht respectiren?" fragte Friedrich höchst gereizt.

„Ich meinerseits verzichtete gern und für immer auf die

Titulatur vom Grafen Thurn", antwortete der Fürst Christian; „wenn nur der Inhalt seines Briefes ein erfreulicherer wäre. Das Andere ist Nebensache!"

„Mir nicht! Und es sollte Ew. Liebden auch nicht so sein", erwiderte der König noch gereizter. „Es scheint, die böhmischen Herren Magnaten möchten mich nicht zu ihrem König, sondern zu ihrem Diener erwählt haben! Sie nehmen ganz den Ton an, als hätten sie mir ein Amt übertragen, das ich nach ihrem Gutbefinden verwalten müßte."

Der Fürst schwieg, während Friedrich mit dem Brief in der Hand heftig auf- und niederging.

„Nun laßt doch sehen, was meldet denn der Herr Graf?" rief er endlich mehr unmuthig spöttisch als in ernster Besorgniß, und fing an zu lesen:

„«Ew. Durchlaucht muß ich leider melden, daß meine Hoffnung, Wien einzunehmen, mit jedem Tage geringer wird, dermalen die Stadt mit allem Schießbedarf und mit Lebensmitteln wohl versehen ist, während wir draußen den äußersten Mangel leiden. Die schlechte Jahreszeit reibt die Truppen auf; unaufhörliche Regengüsse, erstarrende Kälte und keine Lebensmittel! Die ganze Umgegend ist ausgezehrt. Es kann fast nichts mehr herangeschafft werden bei den schlechten Wegen, sodaß die Noth mich zwingen wird, nach Böhmen zurückzugehen. Auf den Fürsten von Siebenbürgen kann ich mich nicht verlassen ....»"

„Wie, sollte Bethlen Gabor uns verrathen?" rief Friedrich und sah den Fürsten fragend an.

„Geruhen Ew. Majestät nur weiter zu lesen", sagte Fürst Christian.

Der König that es:

„«Es sind bedenkliche Gerüchte über Bewegungen in Ungarn im Umlauf, die, wenn sie ihn nicht wirklich zur Rück-

kehr zwingen, ihm doch augenscheinlichen Vorwand dazu geben können. Und dieser ist ihm sicherlich willkommen; denn sein Heer leidet gleichermaßen an Krankheiten und Noth. Die Hauptsache für uns aber ist, daß mir die Truppen schwierig werden, weil es an Löhnung gebricht. Viele haben seit langer Zeit rückständigen Sold zu fordern, und meine Mittel sind erschöpft. Ich ersuche demnach des schleunigsten um die nothwendigen Geldsendungen ....»"

„Dachte ich's doch! Alle wollen sie haben, und Keiner will geben", rief Friedrich im aufgeregtesten Ton. „Camerarius berichtet mir, daß die Stände täglich schwieriger werden mit Bewilligungen, und auf meine Anmahnungen um außerordentliche Leistungen zur Kriegs- und zur Landesverwaltung sich ausweichend äußern. Wie wollen sie denn Krieg führen und Frieden erlangen, wenn sie die Leute nicht besolden!"

„Es muß allerdings Rath geschafft werden", antwortete der Fürst. „Wenn es diesmal nicht gelingt, nach Wien zu kommen, können wir in große Bedrängniß gerathen. Denn in Baiern wird mit aller Macht gerüstet; Herzog Maximilian ist in voller Thätigkeit, sowie alle Fürsten der katholischen Liga; auch viele der evangelischen. Denn jetzt, da Ferdinand als Kaiser waltet und den Streit um die böhmische Krone als Sache des Reichs behandelt, meinen Manche, ihre Pflicht als Reichsfürsten sei die, ihm zu Hülfe zu sein; dies habe mit der Sache der Religion nichts gemein. Ist Wien in unserer Hand, so haben wir das Uebergewicht und dann wird sich Alles auf unsere Seite stellen."

„Was sollen wir aber thun?"

„Es muß Geld geschafft, es müssen Verstärkungen abgesandt werden!" sagte Fürst Christian fest.

„Geld! Woher nehmen? Die Stände wollen nichts bewilligen, selbst keine Aushebungen!“ rief Friedrich fast verzweifelnd.

„Wenn Ew. Majestät sich selbst zu dem Heere begäben, würde es Ehrensache aller ständischen Herren sein, Ew. Majestät mit so starken Aufgeboten ihrer Leute als möglich zu folgen“, erwiderte der Fürst.

„Lieber Friedrich!“ rief die Königin durch die halbgeöffnete Thür. „Du hast mir versprochen, zu mir hereinzukommen, und ich warte schon so lange!“

„Verzeihen Ew. Liebden, ich habe mit der Königin etwas Dringendes zu besprechen. Ich genehmige Alles was Ihr thut, lieber Fürst. Sprecht mit Camerarius und mit Hohenlohe, und schreibt einstweilen an Thurn, wir würden alles Mögliche thun, er möge sich nur gedulden.“

Nach diesen flüchtig und ungeduldig gesprochenen Worten verließ der König das Gemach und ging zu seiner Gemahlin hinein, froh, auf diese Weise dem immer unbehaglicher werdenden Gespräch auszuweichen.

Fürst Christian sah ihm finster nach. „O dieser unglückselig leichte Sinn! Er wird noch ihn und uns Alle ins Verderben stürzen!“ sprach er für sich und wandte sich der Thür zu.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Trinkstube von Jakob Steffeck am großen Ring war mit zahlreichen Gästen gefüllt.

„Ei sieh da, Nikolaus Diewiß! Guten Abend! Setzt Euch hierher zu uns!“ riefen verschiedene Stimmen dem eben eintretenden Stadtschreiber zu, während er seinen von Regen und feuchtem Schnee nassen Mantel und das Pelzbaret ausschüttelte und Beides an die Nägel neben der Thür hing.

„Was das ein Wetter ist!“ sagte er, mit den Füßen scharf aufstampfend, um auch die Stiefeln von Wasser und Schnee zu befreien; „und ein Koth draußen, und eine Finsterniß! Man muß fast Hals und Beine brechen!“

„Wo kommst du denn her?“ fragte einer der Gäste, Valentin Kochan, der vordem zu den Glaubensdefensoren und später zu den Reichsdirectoren aus dem Bürgerstande gehört hatte. „Du siehst ja ganz unwirrsch aus! So arg ist das Wetter doch nicht!“

„Vom Hradschin herunter komme ich! Das Wetter ist's nicht allein, das mich unwirrsch macht!“ antwortete Diewiß. „Und dort oben ist's freilich hell genug von Lichtern im Schloß! Alle Fenster strahlen, daß sie sich noch in der schwarzen Moldau spiegeln, und die Musik schallt bis auf die Brücke hinüber. Es geht wieder hoch her dort oben!“

„Ja, das Banketiren versteht unser junger König!“ bemerkte Martin Frühwein, der auch an dem Tische saß.

„Und die junge Königin noch besser!“ setzte der Doctor Basilius hinzu.

„Nun, nichts für ungut, werthe Herren“, sprach auf diese im bittren Ton hingeworfenen Reden der Pfarrer Chlodzek aus Klostergrab begütigend, „sitzen wir doch auch hier in der ernsten Zeit vertraulich beisammen und genießen ein Tröpflein Freude, das in den Becher unserer Sorgen und unseres Kummers fällt.“

„O Herr Pfarrer“, antwortete Diewiß, indem er sich an den Tisch setzte, „es ist wol etwas Anderes, in schwerer Zeit gegeneinander das Herz ausschütten und sich aufrichten in vertraulichem Gespräch, als in wilden Gelagen und Banketen mit Tanz und Musik die Tage und Nächte zu verschwelgen. Es thäten jetzt wol andere Dinge Noth! Und das sündliche Vergeuden des Geldes, während es überall am Nothwendigen gebricht!“

„Freilich, freilich, — es ist unverantwortlich“, bekräftigten mehrere Stimmen.

„Es ist nicht löblich“, sagte der Pfarrer, „allein nehmt es auch nicht zu schwer auf. Die Freuden haben in anderen Ständen andere Gestalten. Was uns schwelgerisch dünkt, ist einmal an den Höfen und bei den Großen also Brauch. Der arme Tagelöhner wird es auch schwelgerisch nennen, wenn wir uns hier beim Glase Wein unterreden! — Und zudem, der König ist jung und lebensfroh, seine schöne, holdselige Gemahlin auch! Sie sehen die Welt mit anderen Augen an als wir!“

„Es möchte Manches hingehen, allein zu viel ist zu viel“, antwortete Frühwein. „Wir haben ihn doch nicht zum König erwählt, daß hier im Schloß die Schmausereien und Tänze nicht abreißen sollen? Er fordert Geld auf Geld von den

Ständen, und es wird mehr verpraßt, als sie aufbringen können."

„Und die Königin, die nur mit den Engländern spricht und verkehrt ...."

„Vergeßt nicht, daß sie des Deutschen und Böhmischen nicht mächtig ist", wandte der Pfarrer ein, „das wird künftig anders werden."

„O es gibt doch eine andere Art!" erwiderte Frühwein. „Allein sie sieht die edlen Frauen unserer Standesherren und Ritter gar nicht an; immer nur sind die buntgeputzten englischen Lords und die französischen Monsieurs um sie her. Wie nur alle die prahlerischen und leichtfertigen jungen Gecken hierher gekommen sind, seit so wenigen Wochen! Selbst wenn sie hinüber in die Kirche geht, ist die Königin nur von ihnen umschwärmt."

„In der Kirche", seufzte der Pfarrer, „da steht es freilich übel! Habt Ihr die Predigt des Hofpfarrers am Sonntag gehört?"

„Ich mag sie nicht hören!" sagte Diewiß unwillig.

„Ich möchte auch nicht!" sagte der Pfarrer ernst. „Jetzt liegt mir's oft schwer auf der Seele, was ich von dem Herrn Hofpfarrer vernahm, als wir nach der Krönung aus dem Dom gingen ...."

„Guten Abend, guten Abend, Freunde", rief die tiefe Stimme des Hauptmanns Holoduk, der die Thür hastig öffnete. „Habt ihr schon die Neuigkeiten gehört?"

„Was denn? Welche?" tönten die Fragen durcheinander.

„Von Wien! Vom Grafen Thurn. Es soll schlecht stehen!"

„Erzählt, erzählt!" riefen Alle wie aus Einem Munde.

„Ich sprach den Stallmeister des Fürsten von Anhalt, den Eberhardt. Es sind Briefe gekommen vom Grafen an den Fürsten. Die Geschäfte gehen schlecht!"

„Ist denn eine Schlacht vorgefallen oder ein Sturm?"

„Es muß wol! Ganz ohne Zweifel!" antwortete Holoduk; „das Genauere aber wußte der Eberhardt selbst nicht. Gleich nachdem der Carabinier, den der Graf Kinski aus Kuttenberg geschickt hat und der die ganze Nacht geritten ist, eingetroffen war, ging der Fürst eiligst zum König. Als er zurückkehrte, war er sehr finster; dann wurden eine Menge Befehle abgesandt an Feldhauptleute und Obersten, und der Fürst selbst fuhr zum Grafen Schlick, zum Statthalter Wilhelm Lobkowitz, zum Präsidenten Wenzel von Budowa, und zu vielen andern vornehmen Herren. Es sollen, wie es heißt, Gelder aufgebracht und Mannschaften ausgehoben werden."

„Daraus läßt sich freilich schließen, daß es neuer Kräfte bedarf", sprach Frühwein.

„Ach haben die Belagerer von Noth und Krankheit, in Folge des üblen Wetters, viel auszustehen", fügte Holoduk hinzu.

„Das läßt sich denken, wenn das Wetter dort ist wie hier?" sagte Diewiß kopfschüttelnd. „Und dazu stimmen die Gastereien und Gelage und Tanz und Musik wahrlich schlecht!"

„Der König sollte selbst zur Armee gehen!" rief Holoduk. „Wenn ich an seiner Stelle wäre, ich setzte mich heut noch zu Pferd."

„Besser wäre es freilich", meinte der Pfarrer.

„Es hat auch böses Blut gemacht, daß der Fürst Christian und der Graf Hohenlohe zu Obergeneralen ernannt sind", nahm Holoduk wieder das Wort. „Was haben sie

denn für uns gethan? Und Thurn und Mansfeld haben sich für uns geschlagen wie die Löwen!"

„Das macht, weil der Fürst Christian der Feldherr der Union ist", belehrte der Pfarrer Chlodzek, „unser König als Oberhaupt mußte seinen General beibehalten!"

„Ei was, wir haben den Teufel von der Union!" fuhr Holoduk heraus; „sie drucksen und knurren, und Keiner kommt zum Loch heraus. Wo steckt denn die Armee der Union? Da mag der Fürst Christian hingehen und sie commandiren! Aber Mansfeld und Thurn, die das Land gerettet, die Boucquoi und Dampierre aufs Haupt geschlagen haben, die müssen böhmische Oberfeldherren sein und bleiben! Absonderlich Thurn! Gott gebe, daß er jetzt Wien einnimmt! Aber da steckt's eben! Glaubt nur, von hier aus sind sie eifersüchtig auf ihn, sie helfen nicht nach mit Geld und Leuten. Was Teufel soll aber aus einer Armee werden, wenn sie keinen Succurs hat! Pulver und Hunger, Wetter und Seuchen fressen die Leute auf; da müssen neue Mannschaften heran. Ich ließe den zehnten Mann in Böhmen ausheben und Tag für Tag Leute nachrücken! Das ließe ich thun, so wahr ich Holoduk heiße, und schnallte mir selbst das Schwert um die Hüfte, wenn ich der König wäre!"

Der alte Kriegsmann hatte sich ganz ins Feuer geredet. Er schlug zur Bekräftigung seines Schlußsatzes mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

„So geht es denn nirgends her wie es sollte", bemerkte Diewiß traurig, in der Kirche und beim Heere und in der Verwaltung; was soll daraus werden?"

„Man muß das Beste hoffen", begütigte Chlodzek abermals; „es sind ja erst etliche Wochen verstrichen, da kann noch nicht Alles geschehen sein. Der junge König wird

jetzt sehen, daß es Noth thut, und die Sachen werden sich bald anders gestalten, denke ich."

„Das wolle Gott!" sagte Diewiß seufzend. „Sorgen und Kummer überall, auch bei den Einzelnen! Wißt Ihr denn, wie es mit unserem alten Wolodna steht?"

„Ist er denn von Eger zurück?"

„Leider nein! Und die Tochter ist in äußerster Sorge", entgegnete Diewiß. „Jetzt eben, als ich vom Hradschin herunterkam, sprach ich in Thurn's Hause an. Frau Therese war dort; die Gräfin ist mit der Tochter auf dem Schlosse zum Banket."

„So banketirt sie auch, während der Graf vor Wien liegt?" fragte Holoduk.

„Wie Ihr sprecht", erwiderte Diewiß. „Als ob sie nicht die frommste Frau wäre, die in aller Stille und Zurückgezogenheit lebt! Allein kann sie denn so wie sie möchte? Muß sie nicht auch zuweilen bei Hofe erscheinen? Es würde sonst bald Aergerniß geben, zumal da sie schon Verdacht gegen Thurn haben!"

„Ich glaub's wohl! Sie müssen wissen, wie sie ihn gekränkt haben. Das böse Gewissen regt sich!" sagte Holoduk.

„Laßt das jetzt, lieben Freunde", bat Chlodzek. „Was ist's mit dem alten würdigen Wolodna?"

„Sie erwarteten ihn schon seit über acht Tagen von Eger zurück, und er ist noch immer nicht eingetroffen. Die Gräfin hat einen zweiten Boten an den Grafen Mansfeld gesendet; der ist gestern wiedergekommen und hat berichtet, daß der Alte gleich am folgenden Tage seiner Ankunft von Eger zurück nach Prag geritten sei; er hätte längst hier sein müssen."

„Und er ist noch nicht heimgekehrt?" fragte Chlodzek besorgt.

„Wie ich Euch sage, würdiger Herr", versetzte Diewiß. „Natürlich sind Alle in großen Sorgen, vornehmlich die Tochter!"

„Sollte unserem lieben Freunde ein Unglück zugestoßen sein?" rief der Pfarrer aus.

„Es muß doch wol! Vielleicht daß er irgendwo krank liegt!" meinte Diewiß.

„Oder daß Gesindel, Marodeurs, habgierige Bauern ihn erschlagen haben", sagte Holoduk. „Steht gleich der Feind nicht zwischen hier und Eger, so ist das Land doch in Kriegszeit nirgends ganz ruhig und sicher. — Wenn er krank läge, hätte er wol Botschaft geschickt!"

„So will ich doch morgen am Tage zu der armen jungen Frau gehen und ihr Trost zusprechen", sagte der Pfarrer mitleidig. „Ich habe mich noch heute mit meinem lieben deutschen Amtsbruder dem Pfarrer Lippach über sie unterredet. Der hat ihre Ehe eingesegnet. Kein schöneres und edleres Frauenbild sei ihm jemals vor Augen gekommen, sagte er. «Muth und Sanftmuth, Würde und Demuth, das Herz so schön wie Antlitz und Gestalt», ja, so sagte er von ihr."

„Da hat er Recht", rief Holoduk, „so ist sie, das muß Jeder sagen, der sie kennt."

„Ein würdiger frommer Herr, ein rechter Mann Gottes, der Herr Pfarrer David Lippach", sagte Frühwein. „Der hat auch Muth und Sanftmuth zugleich, und Stolz und Demuth, wie sie ein Führer und Hirt der Gemeinde haben soll."

„Ihr redet aus meiner Seele", versetzte Chlodzek und reichte dem Freunde die Hand hinüber.

„Horch! Was ist das?“ rief er plötzlich erschreckt, und mit ihm sprangen Alle bestürzt von ihren Sitzen auf.

Ein Kanonenschuß donnerte, und gleich darauf prasselte es wie Gewehrfeuer.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Diewiß. „Das klingt ja wie Gefecht in den Straßen!“

„Wie zur Zeit der Passauer Hallunken!“ rief Holoduk und eilte der Thür zu.

Diese flog auf, noch ehe er sie erreicht hatte; doch nur der Küfer trat hastig ein und rief den Gästen zu:

„Kommt heraus, ihr Herren! Der halbe Himmel im Feuer! Das ist das Feuerwerk auf dem Schloß, desgleichen wir hier all unser Lebtag' nicht gesehen haben!“

Alle eilten vor die Thür. Mit erschrecktem Staunen sahen sie den Himmel von sprühenden Funken und Blitzen bedeckt.

„Herr Gott!“ rief der Pfarrer mit Entsetzen. „Steht das Schloß in Brand?“

„Nicht doch, nicht doch“, belehrte Holoduk; „das ist ein Kunststück der Feuerwerkerei. Sie haben einen französischen Feuerwerker kommen lassen!“

„Doch mein Himmel, wozu denn? Was kann das für Unheil geben! Es ist ja, als ob der ganze Hradschin im Brand stehe, — die Stadt kann ja in Flammen aufgehen!“

„Nichts da, keine Sorge, Herr Pfarrer! Seht Ihr, die Feuerschlangen und Blitze und funkelnden Sterne verlöschen wieder; sind eitel Schwärmer, blinde Petarden und Raketen, Frösche und Leuchtkugeln, oder wie sie das Zeug heißen. Das ist in Frankreich so Gebrauch. Wenn die Gesundheit eines hohen Herrn bei Tafel ausgebracht wird, dann fügen sie zum Schall der Zinken und Trompeten

den künstlichen Kanonendonner und all das knallende Funkenwerk."

„Das ist aber wahrhaft ein gottloses Spiel mit dem fürchterlichen Elemente", sagte der Pfarrer, der mit Beruhigung den Himmel wieder völlig dunkel werden sah. „Haben wir nicht an der grausen Kriegsfurie, dem Brand der Städte und Dörfer schreckliche Wahrheit genug, daß wir sie noch wie im Spott nachahmen müssen?"

Da donnerte ein zweiter Kanonenschlag, und abermals strahlte der Himmel wie von einer plötzlich auflodernden Feuersbrunst angeleuchtet, und die zischenden Schlangen und rasselnden Raketen kreuzten sich auf dem dunkelbewölkten Nachthimmel nach der Gegend des Hradschins zu.

„Heiliger Gott, das Feuer sprüht ja hoch über die Thurmspitzen des Doms hinaus!" rief der Pfarrer immer noch in dem schaudernden Gefühl der Gottlosigkeit dieses ruchlosen Schauspiels. „Wenn nur der armen Stadt kein Schade geschieht!"

Das Schauspiel wiederholte sich nach wenigen Augenblicken zum dritten mal. Es war die dreifache Gesundheit, die dem Vater der Königin Elisabeth, dem König Jakob dem Ersten, auf dem Schlosse durch die anwesenden englischen Grafen und Herren, die zum Glückwunsch nach Prag gekommen waren, dargebracht wurde. Sie überraschten die liebenswürdige Monarchin durch dieses neue Schauspiel, welches die dessen ungewohnten Einwohner Prags mehr in Schrecken versetzte, als es ihre freudige Bewunderung erregte. Doch vom Hradschin herab erscholl lauter Jubel und Tusch der Trompeten, Heerpauken, Zinken und Posaunen, daß man es durch die Nachtstille bis in die Altstadt hinunter hörte.

Der Pfarrer Chlodzek schauerte innerlich vor so ruchloser Gestalt der Freude in so schwerer Zeit, und er mis-

billigte jetzt das eitle Wesen der Lustbarkeiten am Hofe noch mehr als alle die Uebrigen, obwol auch sie unmuthig den Kopf dazu schüttelten.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Im Schloß auf dem Hradschin waren in der langen Reihe der Säle und Gemächer, welche vom Licht der Kerzen tageshell strahlten, viele Hundert Gäste versammelt. Die Räume schimmerten in wahrhaft königlicher Pracht. Die Fußböden der Zimmer waren mit kostbaren Teppichen belegt oder bildeten für sich durch die Holztäfelung oder den bunten Marmor-Estrich einen reichen Schmuck. Am Gebälk hingen schwere Kronleuchter von vergoldetem Erz; in den Ecken der Zimmer standen Armleuchter, auf denen die Kerzen zu einer flammenden Pyramide geordnet brannten. Die Wände waren theils von glänzendem Marmor, theils durch schwere Tapeten mit Goldrändern und Stickereien und durch kostbare Gemälde verziert. In den Sälen standen lange Reihen schwerer, in kunstreicher Holzarbeit geschnitzter Stühle mit Polstern und hohen Rücklehnen, auf welchen meist die älteren Frauen ihre Plätze hatten, während die jüngeren, an ihrer Spitze die reizende Königin Elisabeth selbst, an dem Tanze theilnahmen. Alle Standesherren und Ritter, die sich zu Prag befanden, und viele der Vornehmsten aus der Stadt waren geladen; doch sahen sich Manche auch in der Einladung übergangen, die es hart verdroß, namentlich die Bürger, welche zu der städtischen

Vertretung gehörten. Die Königin hatte dies so angeordnet, weil sie, der englischen Sitte folgend, es nicht schicklich fand, bei ihren Hoffesten andere Gäste als vom Adel zu sehen. Nur für höchste Beamte und die Räthe des Kurfürsten fand eine Ausnahme statt; und Scultetus genoß eines geistlichen Ansehens, noch über das des Adels hinaus.

Die Ausschließung der ständischen Mitglieder aus dem Bürgerthum verletzte dieselben um so mehr, als sie ihrerseits ebenso wie die Herren und Ritter zu dem glänzenden Empfange des Königspaares bei seinem Einzuge und den für dasselbe bereiteten Festen beigetragen hatten. Sie waren zwar zu der ersten Gegenfestlichkeit, welche der König unmittelbar nach der Krönung veranstaltete, geladen worden, aber seitdem hatte er seinen Hofstaat so abgeschlossen, daß sie ausgeschieden blieben. Die Festlichkeit dieses Abends, welche an Pracht alle früheren übertraf, galt vorzugsweise den englischen Abgesandten, durch welche König Jakob seine Tochter und seinen Schwiegersohn zu ihrer Thronbesteigung beglückwünschen ließ; außerdem auch vielen anderen vornehmen Engländern, welche sich sogleich am Hofe des neuen Königs oder vielmehr der Königin eingefunden hatten.

Elisabeth unterhielt sich auch fast nur mit diesen; zum Theil wol, weil sie der böhmischen Sprache gar nicht mächtig war und am liebsten ihre Muttersprache redete, großentheils aber auch aus einer sich schon regenden Abneigung gegen den Adel des Landes, da die böhmischen Großen dem von ihnen selbst gewählten König nicht so unbedingte Gewalt einräumen mochten, sondern es durchblicken ließen, daß er die Stellung ihnen verdanke und dessen eingedenk bleiben möge.

Friedrich selbst zeigte sich leutseliger und verbindlicher als seine Gemahlin, sowol aus angeborener Freundlichkeit als auch weil er einsah, daß er die neuen Verhältnisse und Bande erst befestigen müsse. Er ging hin und her durch die Säle und sprach mit allen Gästen in ungezwungener wohlwollender Weise. Zu dem alten Caplicz von Sulewicz, den er, etwas zurückgezogen, zuschauend, in einer Ecke sitzen sah, trat er heran, und als der Greis sich ehrerbietig erhob, wollte er es nicht dulden, sondern drückte ihn freundlich an den Schultern zurück, reichte ihm die Hand und sagte: „Nicht doch, ehrwürdiger Vater, Eure Jahre haben ein Vorrecht."

„O gnädigster Herr", erwiderte Caplicz, der dennoch aufstand und trotz eines leichten Lächelns mit ernstem Angesicht hinzufügte: „So schwach bin ich doch nicht."

„Allein Ihr scheint nicht heiter, würdiger Herr", fragte der König, „behagt Euch unser Fest nicht?"

„Die glänzenden Feste sind nicht mehr für mich", erwiderte der Greis. „Es gibt ein Alter und Zeiten, zu denen sie nicht mehr passen", setzte er nachdrücklich hinzu.

Der König ging mit einem Zug von Misbehagen weiter. Im nächsten Zimmer stieß er auf Jessenius von Jessen, der mit der Gräfin Thurn im Gespräche war. Sie traten Beide ehrerbietig zur Seite, als der König vorüberging.

„Ihr weicht mir doch nicht aus, gelehrter Herr", redete Friedrich ihn an, „wie die Gräfin, die sich fast so selten an unserem Hofe macht wie Ihr." Er wandte sich bei den letzten Worten mit einem verbindlichen Gruße zu Elisabeth.

„Die Zeiten, Ew. Majestät, geben uns zu schwere Arbeit", erwiderte Jessenius, „um uns der Lust mit Muße hingeben zu können."

„Und mir vergeben Ew. Majestät wol", fiel die Gräfin ein, „als einer halb im Witwenstande Lebenden, daß ich die häusliche Stille wenig verlasse."

„Ich bin Euch vielmehr zwiefach dankbar, Gräfin Thurn, daß Ihr Euch heut dem Feste nicht entzogen habt. Ich sah auch schon die schöne Gräfin Thekla im Tanz mit dem Prinzen von Anhalt. Das junge Paar schien sehr freudig belebt."

„Die Jugend behält das Recht zum Frohsinn auch in den ernstesten Tagen", antwortete die Gräfin.

„Immer und ewig dieses Echo von ernsten Tagen und schweren Zeiten", dachte Friedrich, und ging mit dem Ausdruck des Unmuths auf der Stirn, etwas obenhin grüßend, weiter. Ein Kammerjunker trat ihn an und sprach einige leise Worte zu ihm.

„Ist's möglich?" rief er erfreut. „Tausendmal willkommen! Ich will ihn sogleich selbst der Königin zuführen."

Er folgte dem voranschreitenden Kammerjunker, der ihn durch die Reihe der Säle dem Haupteingange zuführte. Nach wenigen Minuten kehrte er Arm in Arm mit einem Manne von kriegerischem, fast wildem, aber sehr stattlichem Ansehen zurück, und schritt heitren Angesichts durch die verwunderten Gäste hin.

Die Königin hatte soeben einem der Lords von der außerordentlichen Gesandtschaft König Jakob's den Arm zu einem ganz neuen Reihentanz gereicht, den ein junger polnischer Edelmann, Graf Sigismund Bernacki, als einen in Polen üblichen, die Damen lehren wollte. Es war die später mit manchen veränderten Gestalten so allgemein gewordene „Polonaise".

Friedrich klopfte die Königin, die mit dem Rücken

gegen ihn stand, leicht auf die Achsel. Sie sah sich erstaunt um und rief noch erstaunter: „Ah mon dieu!" als sie den Herzog Christian von Braunschweig erkannte.

„Ihr, Herr Herzog?" sagte sie freudig überrascht. „Und was führt Euch so unvermuthet her?"

„Was anders als die Pflicht, der verehrtesten aller Königinnen und Frauen meine Huldigung darzubringen!" versetzte der Herzog und beugte sich zum Kuß auf die Hand der Königin, die sie ihm mit anmuthvoller Hoheit reichte.

„Doch auch einmal eine freudige Begegnung hier in Prag!" sagte König Friedrich.

„Hätten Ew. Majestät Mangel an Freuden in diesem neuen, ruhmvollen Berufe?" fragte Herzog Christian.

„Wenn auch das nicht", entgegnete Friedrich, „so doch Ueberfluß an unangenehmen Beschäftigungen und Verdrießlichkeiten aller Art."

„In so glänzendem Festsaale lassen sie sich wol vergessen!" entgegnete der Herzog.

In der That wurde durch ihn die Stimmung heitrer und die Unterhaltung lebhafter. Wenigstens vergaß sich das mancherlei Störende und Besorgliche für den Augenblick. Der schwere Ernst stand darum nicht minder düster hinter dem bunten Flor der Freude; allein das leichte Auge wandte sich ab von seinem Anblick, und vergaß sein Dasein, weil es ihn nicht sah.

Der Tanz, den Graf Bernacki selbst ordnete, erwarb sich den Beifall aller Damen; besonders genoß ein Paar der Tanzenden ein ahnungsloses Glück der Herzen dabei. Es waren der junge Prinz Christian von Anhalt und Gräfin Thekla von Thurn. Gerade dieser Tanz ließ ihnen so viel Zeit zum vertraulich heitern Gespräch; sie ver-

gaßen dabei die Umgebung so, daß sie in den verschiedenen Windungen und Figuren fast einen einsamen Spaziergang durch den gefüllten Saal machten. Auf einen Wink des Königs führte der Graf gleichsam in steigender Lust und Freude die Reihen der Tanzenden durch alle Säle und Gemächer des Schlosses. Doch dabei war noch eine ganz eigene Ueberraschung selbst für die Königin bereitet. Es verhielt sich damit folgendermaßen. Der Kaiser Rudolf, welcher sich in den letzten Jahren seiner Regierung scheu und düster in dem Innern seines Palastes zurückgezogen hielt, ihn endlich gar nicht mehr verließ, hatte im Bereich desselben die eigenthümlichsten, das Erstaunen seiner Zeitgenossen erweckenden Anlagen gemacht. Außer den Gärten innerhalb der Palastmauern, in welchen er die seltensten Pflanzen aus allen Welttheilen pflegte, und den Umzäunungen, worin er wilde Thiere aller Gattungen hegte, waren auch mehrere bedeckte Hallen des Schlosses selbst zu künstlichen Gärten umgeschaffen. Diese, nachmals in Verfall gerathen, hatte König Friedrich heimlich in großer Eile, aber mit großen Kosten so weit wiederherstellen lassen, als es in der kurzen Zeit möglich war. Was nur an seltenen ausländischen und prächtigen Gewächsen in den Treibhäusern sich vorfand, war hierher gebracht worden, und zu grünen Lustgängen, schattigen Gebüschen und dunkel überwölbten Lauben geordnet; bunte Lampen und Kerzen beleuchteten diese Anordnung durch ein zauberhaftes Licht. Bis zu diesen Räumen, welche bis dahin verschlossen geblieben waren, leitete Graf Bernacki im Einverständniß mit dem Könige den Zug der Tanzenden. Plötzlich öffneten sich ihnen die Pforten, und sie sahen sich mitten in den blühenden Sommer versetzt. Die Königin war im höchsten Maße freudig überrascht; der König, welcher selbst am Tanze nicht theil-

nahm, hatte sich, um sich an ihrem Staunen und dem seiner Gäste zu weiden, schon zuvor dahin begeben, und begrüßte jetzt seine Gemahlin, indem er ihr einen Strauß der kostbarsten Blumen aus fremden Zonen überreichte. In liebenswürdiger Freude umarmte und küßte sie ihn in Gegenwart aller Gäste, die sich an diesem Schauspiel der liebenden, herzlichen Gesinnung weideten. Herzog Christian, der die überaus schöne Frau bis hierher geführt hatte, heftete glühende Blicke auf diese Gruppe der Zärtlichkeit.

Da indeß die lange Reihe der Tanzenden von hinten her immer vorwärts drängte, bot er der Königin alsbald von neuem den Arm und führte sie, während der König fröhlich plaudernd an ihrer andern Seite ging, weiter und weiter durch die Irrgewinde dieser Zaubergärten.

Die Ordnung des Tanzes hörte auf; die Paare zerstreuten sich nach Neigung und Zufall in den gewundenen, grün beschatteten Pfaden, die einen wahren Irrgarten bildeten. —

Thekla war träumerisch berauscht durch diesen feenhaften Anblick. Die erhöhte Stimmung ihres Herzens ließ ihr Alles noch in einem zauberartig verschönerndem Licht erscheinen. Der junge Prinz, der sie führte und dessen Auge sich ganz in ihrem holden Reiz verlor, war ebenso durchwallt von den seligsten Empfindungen. Der zauberisch wiegende Wellenschlag der reinen Jugend und der reinen Triebe trug Beide in eine andere, seligere Welt hinüber.

War es Zufall, war es der natürliche Drang der Liebenden, sich von der bunten Menge zu entfernen, der sie bald in einsame vom Halbdunkel grüner Dämmerung umschattete Pfade führte?

Die Musik aus den entfernten Tanzsälen schwebte ihnen mit gedämpften, lieblichen Klängen nach und erhöhte den

duftigen Traum ihrer Seele. Ihre Gefühle suchten und fanden nicht Worte; es war ein süßes Ineinanderverlieren ihrer Herzen, das sie heilig beglückte. Nur leise schwebte es über Thekla's Lippen:

„Mir ist, als wäre ich in eine andere Welt getragen, wo der ewige Frühling grünt. So denke ich mir die Blumengänge des Paradieses!"

„Ach, das Paradies kann nicht so schön gewesen sein", brach des jungen Fürsten glühende Seele aus, und er zog halb unwillkürlich die süße Begleiterin näher an sich.

Ihr jungfräuliches Ahnen durchbebte sie leise, süß schauerlich. „Prinz", sagte sie beklommen, „verirren wir uns nicht in diesen Laubgängen?"

Er beugte eben die Zweige eines großen Orangenbaumes zurück, der den dunkelsten Schatten auf ihren Weg warf, wo der Pfad sich schon ganz verloren hatte; ein magisch rosiges Licht schimmerte ihnen von einem etwas freieren Platze entgegen.

„Hier kommen wir wieder auf gebahntere Pfade", antwortete der Prinz, dessen reiner Sinn selbst empfand, daß er die belebten Gänge wieder aufsuchen müsse.

Als sie sich durch das Gebüsch geschmiegt hatten, standen sie in einer kleinen von Orangenbäumen gebildeten Rotunde, in deren Mitte eine Ampel in purpurner Glasglocke hing, welche das dämmernde Rosenlicht in die Laubhalle warf. Eine Bank von weißem Marmor stand in den dunkelsten Gebüschen; aus einem Becken vor derselben stieg der Strahl eines Springbrunnens leise plätschernd auf. Thekla fühlte sich den Athem beklommen versetzt durch den Zauber dieses tief einsamen Platzes, sie zögerte vorwärts zu schreiten.

In diesem Augenblick ließen sich leichte Schritte und flüsternde Stimmen von der gegenüberstehenden Seite hören,

von welcher ein breiterer Pfad in das verschwiegene Rund führte. Halb unwillkürlich trat Thekla in das Dunkel der Umbüschung zurück; sie war so erschreckt, daß sie zitterte. Der Prinz folgte ihrer Bewegung, und zog sie leise an sich. Die Zweige des Orangenbaumes wichen, indem sie rückwärts traten, und schlossen sich wieder vor ihnen. Sie standen von denselben bedeckt, mit den Augen gegen die Rotunde, und noch ehe sie umwenden konnten, um den Weg zurückzugehen, den sie gekommen waren, sahen sie durch das Laubgitter ihnen gegenüber zwei Gestalten in den Raum treten.

„Die Königin“, flog es wie ein Hauch über Thekla's Lippen; sie war es, an der Seite des Herzogs Christian.

„Sie führen mich zu weit Herzog“, sagte die Königin mit ängstlichem Ton.

„Nicht ich; es sind die Zaubergewinde, die uns wider Willen weiter und weiter ziehen. Sie haben uns ergriffen, wie die Wirbel eines Strudels, wir müssen ihnen folgen!“

Er führte die Widerstrebende vorwärts zu der Marmorbank. Thekla und der Prinz standen athemlos. Sie fühlten ihre Gegenwart war ein unwillkürliches Vergehen.

„Lassen sie uns umwenden Herzog, ich bin ganz erschöpft“, sagte die Königin.

„Ew. Majestät bedürfen eines Augenblicks der Ruhe“, erwiderte er kühn, und zwang die Königin fast, sich auf der Marmorbank niederzulassen. Er setzte sich zu ihr.

„Der König ist ein Wunderthäter“, begann der Herzog; „ein Zauber folgt dem andern. Dieses Laubgemach ist ein geheimnißvoller Tempel der Glückseligkeit!“

„Wir müssen zurück“, sagte Elisabeth und wollte sich erheben.

Der Herzog hielt sie zurück, indem er keck ihre Hand faßte. Die Königin wollte sie ihm entziehen und rief aufgeregt, aber nicht zürnend: „Herzog, was thun Sie!“

„Ich besitze den Handschuh, den diese schöne Hand getragen hat“, erwiderte er, sie festhaltend mit dem Ton glühenden Ausdrucks; zugleich zog er den zu Heidelberg geraubten Handschuh aus dem Busen. „Er begleitet mich, wo ich gehe und stehe. Soll ich die Hand, zu der er gehörte, nicht einen Augenblick berühren dürfen?“ Er preßte sie verwegen an die Lippen und drückte einen feurigen Kuß darauf.

Die Königin stand rasch auf.

„Kommen Sie, wir müssen zurück“, gebot sie und eilte mit raschen Schritten dem Wege zu, den sie Beide gekommen waren.

Der Herzog ließ ihre Hand nicht los, sondern folgte ihr und legte sie in seinen Arm.

„Bei diesem ewig unvergeßlichen Augenblick“, sagte er leidenschaftlich, „der Handschuh Ew. Majestät soll das Panier meines Lebens sein! Der Welt will ich ihn hinwerfen und ihn im Kampf mit ihr auslösen!“

Sie verschwanden in dem Gebüsch gegenüber.

Thekla bebte. Selbst ihre reine Brust ahnte, daß sie gesehen und gehört, was sie nicht sehen, nicht hören sollte. Der Fuß war ihr wie angewurzelt, ihre Knie wankten. Der Prinz unterstützte sie, selbst sprachlos, und führte sie leise vorwärts in das verschwiegene Rund. Kraftlos sank sie auf die Marmorbank nieder, an eben der Stelle, wo die Königin gesessen hatte. Der Prinz glühte in fieberischer Wallung. Den Handschuh der Gräfin zu besitzen, wie der Herzog den der Königin, das war der Gedanke, der ihn wie mit berauschender Gewalt erfüllte. — Er wollte ihn leise

von ihrer Hand ziehen; sie wehrte es unter einem hinsterbenden „Ach!" ihrer Lippen, und erhob sich mit zusammengeraffter Kraft. Da fiel eine weiße Atlasschleife ihres Kleides von ihrer Brust zu des Prinzen Füßen nieder. Er hob sie auf und fragte mit süßem Ton: „Darf ich?"

„O Prinz!" war Alles, was sie zu erwidern vermochte.

Er drückte das Band an seine Lippen, verbarg es an seiner Brust; sie zitterte, erröthete, erbleichte, ihre Augen schwammen in Thränen. Gleich dem schüchternen Reh schwebte sie von dannen; der Prinz folgte ihr, nahm ihren Arm wieder. Kaum ihrer selbst bewußt, schwankte sie an seiner Seite hin, dem hellen Glanz des Lichts, dem Strom der bewegten Menge zu. —

Diese eilte in voller, rascher Bewegung zurück nach den Tanzsälen, denn eine schmetternde Fanfare hatte das Zeichen zur Abendtafel gegeben. In den hellen Gemächern erst fand Thekla ihre volle Besinnung wieder; ihre Augen suchten mit heißem Verlangen — ihre Mutter!

Sie fand sie in dem Saal, wo die Tafel gedeckt war, an dem für sie bestimmten Platz, geführt vom Fürsten Christian von Anhalt, dem Vater. Nur Thekla's Auge konnte hier zu der Theuren sprechen, der sie das volle Herz auszuströmen die innerste Sehnsucht empfand. Die beiden Paare, Mutter und Tochter, Vater und Sohn hatten hier beisammen ihre Plätze; die Fürstin von Anhalt saß ihnen gegenüber an der Seite des Fürsten Hohenlohe.

Ein süßes Nachklingen ihrer Bewegung schwebte über Thekla's Zügen, doch ihre Lippe schloß es mehr, als es sie öffnete. Nur schüchterne, jungfräuliche Worte sprach sie während der Dauer der Tafel; jeden Ausdruck ihrer Gefühle sammelte sie in der jungen unschuldigen Seele für die Mutter.

Ein Signal der Zinken und Trompeten erschallte gegen das Ende der Tafel. Der Abgesandte Englands, Lord Nethersole, stand auf, erhob seinen goldenen Pokal, und brachte dem Könige und der Königin von Böhmen im Namen seines Herrn und Gebieters, des Königs von England, das Hoch in lateinischer, als der Allen verständlichen Sprache mit den Worten aus:

„Vivant Fridericus primus et Elisabetha, rex et regina Bohemiae!“

Der Sturm der Ausrufungen erschallte durch den Saal; alle einzelnen Klänge des Mismuths, der Unzufriedenheit erstarben in diesem begeisterten Aufschwung, der Volk und Herrscher wieder in die gemeinsame Strömung der Liebe und des vaterländischen Wollens zurückzuführen schien.

Jetzt erhob auch der König den festlichen Pokal und brachte ihn „dem theuren Vater seiner Gemahlin, seinem erhabnen Schwiegervater, dem Könige Jakob I. von England“.

Das lautschallende Hoch der Gäste, welches seinen Worten folgte, wurde Allen unvermuthet durch ein donnerndes Krachen übertönt, welches im ersten Augenblick die Frauen erschreckte, da sie es aber sehr bald als eine Freuden- und Ehrensalve erkannten, die begeisterte Stimmung nur noch höher erhob. Der König stand auf und führte die Königin gegen das große Balconfenster des Saales, von dem man den Platz vor dem Schloß übersah. Die Gäste folgten ohne zu wissen aus welchem Grunde; jeder Herr führte seine Dame. Plötzlich krachte es draußen von neuem, wie das Pelotonfeuer eines ganzen Regiments, und im gleichen Augenblick war der Himmel in ein Feuermeer verwandelt, das von leuchtenden Blitzen und funkensprühenden Schlangen durchkreuzt wurde.

Schreck war die erste Empfindung, welche sich in Ausrufungen der Frauen Luft machte. Doch auch für die Männer war die Ueberraschung durch ein Schauspiel, das in Böhmen noch Niemand kannte, groß. Thekla schmiegte sich schüchtern an die Seite ihrer Mutter; der Prinz, der ihr den Arm gegeben hatte, beruhigte sie mit dem Wort: „Es ist ein französisches Lustfeuerwerk!“

Das Erschrecken war schnell vorüber, und die Gäste genossen nun mit freudigem Erstaunen des prächtigen Anblicks. Thekla war wie berauscht von diesen sinnlichen Eindrücken, die sich der geweihten Stimmung ihrer Seele gesellten. Sie bebte leise und selig an der Seite des Geliebten, der sie fast aufrecht halten mußte, so überwältigte die Bewegung ihre zarten Kräfte.

Der Anblick war wundervoll, nicht nur durch die zischenden Feuerströme, Sonnen und sprühenden Strahlen selbst, welche die Novemberfinsterniß zum hellen Tage machten, sondern auch durch die zauberische Helle, welche die in den höchsten Lüften springenden Feuerkugeln und Raketen auf die Stadt warfen. Aus der tiefen Finsterniß stieg sie plötzlich in Tageshelle vor den erstaunten Blicken auf; die Thürme und Kuppeln feurig vergoldet, die schwarze Moldau ein glühender Lavastrom!

Drunten in der Stadt freilich wurde dieses Schauspiel nicht so empfunden! Schrecken und Grauen ergriff die Bewohner, und es dünkte sie ein Unheil herausfordernder Frevel! — Und selbst auf dem Schloß waren Viele, die das Haupt ernst schüttelten zu dieser Betäubung in Sinnenrausch, unter den drohenden Ungewittern der Zeit! — —

Mit dem schnellen Erlöschen der letzten Funken war das Fest zu Ende.

Die Lichter des Saales schienen bleich gegen das Feuermeer, das die Nacht ebenso schnell verschlungen als geboren hatte.

Die Gäste eilten zum Ausgang, die breite Treppe hinunter nach den drunten bereitstehenden Carrossen und Sänften. Der Prinz führte die Gräfin Thurn und Thekla hinab. Er wagte es, mit einem süßen Druck der Hand von Thekla Abschied zu nehmen, den nur das Beben der ihrigen erwiderte. — —

Die Gräfin Thurn hatte eben ihre Zofe entlassen und wollte, schwerer mit Sorgen belastet, als von den Nachklängen des Freudenfestes erfüllt, ihre Lagerstätte suchen, als sich die Thür ihres Gemaches noch einmal öffnete, und Thekla im weißen Nachtgewande, einer Geistergestalt gleich, hereinschwebte.

„Mutter, — meine Mutter!" war das einzige Wort, was sie hervorzubringen vermochte. Dann hing sie an der Brust der geliebten Verehrten, in süß bangen Thränen, und ergoß ihr ganzes kindliches Herz in das der Mutter!

Welche Mischung von Sorgen und Dank, Schmerz und Glückseligkeit gab diese Stunde!

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Pater Thyßka saß vor seinem Schreibtisch und war eben beschäftigt, einen Brief an den Pater Lamormain zu siegeln.

„Ich denke er wird zufrieden sein", sagte er vor sich hin, „die Dinge sind vorwärts gegangen, und ich darf mir

das Zeugniß geben, daß ich etwas dazu beigetragen habe."

Er schellte. Ein Diener trat ein. „Diesen Brief", gebot Thyßka, „trage sogleich zum Herrn Prior der Dominikaner; beeile dich, denn das Schiff nach Wien geht noch diesen Vormittag ab."

„Es steht draußen ein Reitersmann, der Ew. Hochwürden zu sprechen verlangt", meldete der Diener.

„Ach, es wird Schwarz sein", sagte Thyßka, „laß ihn hereinkommen." Der Diener ging. „Wart einen Augenblick", rief ihm Thyßka nach; „erkundige dich doch genau, wie lange die Schiffe von hier bis Wien unterwegs zu sein pflegen."

„Das kann ich Euch selbst sagen, ehrwürdiger Herr", antwortete der Diener, „denn ich habe die Reise oft gemacht. Sie dauert sieben bis acht Tage, je nachdem Wetter und Wind sind, oder die Nebel auf der Donau die Fahrt erschweren. Heut wird das Schiff noch bis Straubing kommen, denn wir haben Mondschein bis Mitternacht. Da muß es aber liegen bleiben, weil das Fahrwasser zu schwierig ist. Wenn es rasch abgefertigt wird, kann es Donnerstag zu Nacht in Linz sein, und von dort in drei Tagen bis Wien!"

„Das ist eine lange Fahrt. Da käme ein Reiter doch wol schneller hin!" meinte Thyßka.

„Bei Leibe nicht!" antwortete der Diener. „Ein Reiter von Regensburg bis Wien muß seine zwölf vollen Tage haben! das ist alter Satz. Und vollends bei den jetzigen Wegen. Fragt nur den draußen, ehrwürdiger Herr! Der sieht aus!"

„Schick ihn herein", antwortete Thyßka und entließ den Diener.

Kaspar Schwarz trat ein. Er sah nicht so mürrisch aus wie immer, sondern noch mehr wie immer. Sein Wams war naß, die Stiefeln kothig, der Hut triefte, Haar und Bart waren vom Wind zerzaust.

„Die Kerle sind da, hochwürdiger Herr", sagte er nicht in der freundlichsten Weise .... „Ich bin vorausgeritten, es Euch zu melden. In zwei Stunden treffen sie ein."

„Also glücklich zurück!" rief Thyßka. „Habt Ihr Zaloska gesprochen, Schwarz?"

„Nein!" entgegnete er kurz.

„Wie? Nicht gesprochen, und wißt doch, daß er zurück ist?" fragte Thyßka.

„Nun ja, ich habe meine zwei Augen und kann sehen. Ich habe ihn gesehen, sammt seinen drei Troßbuben."

„Und weshalb habt Ihr Zaloska nicht gesprochen, Schwarz! Ich begreife das nicht!" sagte Thyßka streng.

„Es war nicht mein Auftrag!" erwiderte Schwarz so trocken als möglich. „Und, nichts für ungut, hochwürdiger Herr, mit einem solchen Kerl wie der böhmakische Troßbube spricht ein ordentlicher Reitersmann nicht, wenn er nicht muß. Ihr habt mich beauftragt, mit drei Mann die Straße auf Amberg zu reiten und zu recognosciren, ob er kommt. Das hab' ich gethan und bringe Euch Rapport."

„Und wie ist die Unternehmung abgelaufen .... bringen sie etwas .... bringen sie Jemand mit?"

„Das weiß ich nicht", antwortete Schwarz. „In zwei Stunden müssen sie hier sein. Ich ließ ihnen meine Reiter und ritt meines Weges vorweg."

„Schon gut! Aber weshalb wollt Ihr mit Zaloska nicht sprechen?" fragte Thyßka.

„Wenn Ihr es durchaus verlangt, hochwürdiger Herr, so will ich's Euch sagen; denn das ist Dienstpflicht. Sonst behalt' ich's lieber für mich", lautete die rauhe Antwort Kaspar's.

„Ich möchte es sehr gern wissen", betonte Thyszka.

„Nun denn! Der Kerl ist ein Hundsfott! Im Finstren kann er schleichen, Einen hinterrücks niederstoßen. Wo ihm aber der Feind die Zähne zeigt, da reißt er aus. Er hat mich einmal im Stich gelassen; das vergesse ich ihm nun und nimmermehr. Ein Feind, der mir zusetzt im Gefecht, daß ich Blut und Schweiß gebe, mit dem trinke ich, wo ich ihn in der Herberge treffe. Ja, er ist mir um so lieber, je schärfer er mir zu Leibe gegangen ist. Mit dem heimtückischen Halunken, dem Zaloska, tunke ich nicht ins Salzfaß. Es sei denn Dienst; den versteh' ich, da parire ich Ordre. — Darum habe ich nicht mit ihm gesprochen. Das ist meine Beichte, hochwürdiger Herr!"

„Es wäre aber besser für die Sache, der Ihr angehört, wenn Ihr nicht solche Feindschaft pflegtet, mein lieber Kaspar Schwarz", entgegnete Thyszka ruhig. „Der Dienst der heiligen Kirche ...."

„Der Dienst", unterbrach der Reitersmann den Pater ohne viele Umstände", soll darunter nicht leiden. Befehl ist Befehl! Ich weiß, was Subordination ist. Ihr seid kein Feldhauptmann noch Oberst, aber ich bin Euch von meinem Hauptmann zugetheilt, darum gehorche ich Euch wie ihm. — Steht noch etwas zu Ew. Hochwürden Befehl?"

„Wollt Ihr ein Glas Wein, lieber Kaspar?" fragte Thyszka, „Ihr seid sehr durchnäßt!"

„Mein Mantel, den ich draußen gelassen, könnte es Euch noch besser zeigen. Das ist nur feucht hier", dabei

schlug er aufs Wams, daß Tropfen herausspritzten. „Darauf kommt's unser Einem nicht an. Aber ein Glas Wein schlägt kein Reitersmann aus, besonders wenn's draußen so aussieht wie jetzt, Regen, Schnee, Dreck, Alles durcheinander, und der Wind pfeift sein Lied auch dazu!"

Thyßka schenkte ihm aus einer Flasche, die auf einem Seitentisch stand, selbst ein ansehnliches Glas ein; Kaspar leerte es mit kräftigem Zuge.

„Mohren und Türken", rief er, „das ist ein Wein! So einer kommt nicht leicht an unser Einen! Ein echter Würzburger, nicht wahr hochwürdiger Herr?"

„Steinwein ist sein Name", antwortete Thyßka lächelnd.

„Das ist ein Edelstein! Den Steinbruch möcht ich haben! — Ja, wenn wir einmal so ein Kloster stürmten! Da pflegt der Keller wol dergleichen Stückfässer zu beherbergen!"

„Ein Kloster stürmen! Schämt Euch der gottlosen Redensart, Kaspar Schwarz!" sagte Thyßka finster. „Ihr dient der Kirche doch sonst mit Eifer."

„Ja, ehrwürdiger Herr, das wäre aber ein Extrafall! — Da steh' ich doch für nichts! Der Kirche allen Respect, aber der Keller ist keine Kirche!" lachte er.

„Es wäre doch Klosterraub und Kirchenraub, und ich könnte Euch nicht davon absolviren", antwortete der Pater ernst. „Bedenkt dergleichen Dinge besser, Freund Schwarz. Wenn die frommen Väter in den Klöstern gute Weine bewahren und pflegen, so ist es um Arme und Kranke zu erquicken!"

„Unter uns", antwortete Kaspar, dem das eine Glas des starken Weins den Verdruß rasch verjagt hatte, schmunzelnd, „die Herren Confraters und Conpaters, oder wie sie

sich nennen, verschmähen doch auch ein gutes Glas nicht! Stand doch diese Flasche Ew. Hochwürden ebenfalls zur Hand!"

Der Pater biß sich auf die Lippen. „Vergeßt nicht, daß ich Euch damit erquickte, Kaspar, nach dem schweren Ritt. Vergeßt das nicht!" erinnerte er.

„Gewiß nicht, Ihr werdet Euch aber auch nicht vergessen haben, ehrwürdiger Herr", antwortete der Reitersmann mit unerschütterlicher Aufrichtigkeit, die aus seinem in diesem Falle ebenso unerschütterlichen Glauben entsprang.

„Ich danke Euch für Eure Meldung", brach Thyßka das Gespräch ab. „Seid morgen früh zum Dienst wieder hier."

Kaspar ging.

„Ob es gelungen ist! — Ob sie ihn gefangen haben! Ihn mitbringen! Es wäre von unerhörter Wichtigkeit!" — sagte Pater Thyßka zu sich selbst, als er allein war. „Daß der stumpfe Mensch, dieser Schwarz, auch nicht danach gefragt hat .... Ei! Ei! Was denke ich! Zaloska würde es ihm doch nicht gesagt haben! Zumal wenn er so übel mit ihm steht. — Nun! Es gilt noch zwei Stunden Geduld. — Ich will mich durch andere Arbeiten selbst um die Zeit betrügen!"

Unter diesen Gedanken setzte er sich wieder an den Arbeitstisch. Allein bei jedem Hufschlag, den er auf der Gasse hörte, — bei jedem Schritt, der sich dem Gemach näherte, sprang er auf und öffnete Fenster oder Thür. Endlich kam ein Fuhrwerk von einigen Reitern begleitet die Gasse herauf. Es war ein ländlicher Wagen mit Leinwand auf Tonnenreifen darüber gespannt. Er näherte sich dem

Hause. Ein Mann zu Pferd ritt etwas voran; es war Zaloska. —

„Nun! Ist es gelungen? Bringt Ihr ihn?“ Das waren die Fragen, mit welchen Thyßka den eintretenden Zaloska empfing, bevor er ihn begrüßt hatte.

Dieser beugte sich tief fast zur Erde mit dem Haupt, dann ergriff er die Hand des Paters, küßte sie mit widerwärtiger Unterthänigkeit, und sagte dann halb demüthig, halb kläglich:

„Nein! hochwürdiger Herr! Den Grafen Mansfeld haben wir nicht bekommen. Wiewol unser Anschlag doch so gut gemacht war!“

„Nicht? Also mislungen? — Und es war keine Möglichkeit?“ fragte Thyßka, „oder hat es“ setzte er streng hinzu, „an Eurer Unachtsamkeit gelegen?“

„Wir haben das Mögliche gethan, gnädiger Herr!“ versicherte Zaloska. „Die Nachricht war auch richtig, die Euch der Leibdiener gegeben hatte? Allein —“

„Das hoffe ich, denn es kostet uns Geld genug, des Generals Umgebungen zu besolden!“ unterbrach Thyßka. „Und dennoch mislungen?“

Zaloska zuckte mit den Achseln und blickte mit den breit geschlitzten, glotzenden Augen gen Himmel.

„Es war Alles vergebens! Der General war in Eger!“ berichtete er, „nur in kleiner Begleitung, allein ihm war nicht beizukommen! Er verließ die Festung nicht! Er ging nicht, wie wir hofften, auf die Jagd, wo wir ihn hätten fangen können. Wir haben ringsum gespürt. Es ging aber doch nicht länger. Wir konnten nicht Stand halten! Seine Reiter durchstöberten das ganze Land; waren auch schon auf unserer Spur! Wir mußten äußerst vorsichtig sein, äußerst schlau! Dennoch wagten wir noch einen

Versuch. Weil der General immer selbst der Erste ist bei allen Vorfällen, steckten wir eine Mühle und ein paar alte Hütten dicht vor der Festung in Brand. Wir gedachten ihn damit herauszulocken, und ihn dann in der Verwirrung todt oder lebendig zu fangen. Der Brand wurde aber zu früh entdeckt, die halbe Mannschaft kam aus der Festung, wir mußten in unserem Versteck geduckt bleiben und froh sein, daß wir nicht entdeckt wurden. Alles war vorüber, bevor wir herauskommen konnten!"

„Also Alles vergeblich! —" seufzte Thyßka mit unwilliger Miene.

„Doch nicht ganz, ehrwürdiger Herr", antwortete Zaloska, und seine grauen Augen blitzten schlau und boshaft unter den struppigen Brauen hervor. „Wir haben doch einen Fang gethan! Ist der Fisch nicht ganz so fett, lohnt doch das Netzstricken!" —

„Nun, redet, wen habt Ihr? — Ich kann mich nicht aufs Errathen einlassen", entgegnete Thyßka unwillig.

„Wir haben den alten, bösen Schadenstifter vom Erzgebirge, der das Unheil mit zuerst angerichtet hat, den Wolodna!" sagte Zaloska boshaft grinsend.

„Ach, Den!" erwiderte Thyßka, welcher sich nur dunkel auf ihn besann. „Er ist ja wol in Thurn's Diensten gewesen!"

„Versteht sich, gnädigster Herr! und ist es noch. Er ist Thurn's Vertrauter. Der Mensch weiß Alles, was der Graf thut und will, — kennt allen seinen Verkehr! Er ist ein Stock-Ketzer! — Er muß verbrannt werden!"

„Hm!" summte Thyßka. — „Wie gerieth er in Eure Gewalt?"

„Das hatten wir schlau gemacht!" antwortete Zaloska mit selbstzufriedenem Lächeln. „Wir waren in einen Land-

hof geritten, wo wir versteckt lagen! Weil Mansfeld Reiter ausgeschickt hatte, die Brandstifter zu greifen, hielten wir uns mäuschenstill! Da führte ihn der Zufall uns in die Hand; er guckte über die Mauer, — wir ließen ihn vorsichtig ein und ergriffen ihn, wie er vom Gaul stieg. Drauf haben wir einen Wagen Hanf geladen, unten eine große Kiste, in der er versteckt war, gebunden und geknebelt. Er durfte uns weder sterben, noch verrathen. So haben wir ihn, Alle verkappt, über die Grenze bei Eger geschafft, und dann durch des Pfalzgrafen Land! Wir sind dicht an seiner Stadt Amberg vorbeigefahren. Es war eine schwierige Fahrt das! Wir hatten viel Mühe und Gefahr! Doch ich denke wir haben es recht schlau gemacht!"

Zaloska rieb sich die Hände halb fröhlich, halb andeutend, was er für seine Bemühungen hoffe.

Thyßka verstand ihn. Er ging an einen Schrank, nahm einen ansehnlichen Beutel mit Goldstücken heraus, und drückte Zaloska einen guten Theil davon in die Hand!

„Ehrwürdigster, gnädigster Herr! Möget Ihr gesegnet sein von der heiligen Mutter Maria!" rief dieser aus und ergriff wiederum die Hand des Paters und küßte sie mit hündischer Dankbarkeit.

Man sah es an Thyßka's mühsam gepreßten Gesichtszügen, daß der Bursch ihn selbst anwidre.

„Wo ist der Gefangene?"

„Noch unten im Wagen. — Hier weiß es noch Niemand!" lautete die Antwort.

„So laß den Wagen in den Hof fahren und schaffe ihn still in sichere Gewahrsam, in irgend ein festes Gemach oder einen Keller. — Ich will bedenken, was ich mit ihm anfangen kann."

„Halt! Ehrwürdigster Herr“, rief Zaloska wie halb erschreckt, „hier ist ein Brief von dem Leibdiener Pietro.“ —

„Von Pietro“, rief Thyßka rasch und griff danach; „hast du ihn gesprochen?“

„Ja, den letzten Tag, wo wir in die Festung geschlichen waren; da sagte er mir im Vorbeihuschen, er habe viele Nachrichten für Euch. Doch hatte er das Schreiben nicht bei sich, versprach aber, es nach Maria-Kulm an den Pater Franciscus zu senden, wo wir Nachtquartier nehmen wollten. Dort empfing ich das Schreiben von dem ehrwürdigen Pater.“

„Gut, gut!“ sagte Thyßka.

„Hast du sonst nichts vom Pater Franciscus zu überbringen?“ fragte er.

„Nichts, gnädigster Herr! Er sagte nur, daß er fortfahre zu arbeiten!“

„Gut!“ summte Thyßka, indem er den Brief öffnete. Dann winkte er Zaloska zu gehen. Dieser verließ das Gemach.

Als der Pater allein war, las er das Schreiben. — „Dieser Pietro meldet manches Gute, aber auch viel Unnützes!“ dachte er, nachdem er eine Zeit lang gelesen. „Indessen kann er uns noch manchen unbrauchbaren Brief schreiben, bis wir quitt mit ihm sind wegen seiner Nachrichten über Groß-Lasken! Er hat doch eigentlich dem Kaiser Wien gerettet. Wäre Boucquoi nicht so gut unterrichtet worden …“

Von diesen Gedanken zog ihn eine Stelle des Briefes plötzlich ab. — „Wie“ rief er unwillkürlich, „Wolodna …“ er las hastig. Rasch sprang er zur Thür und rief nach Zaloska, da er diesen noch im Gespräch mit dem Diener fand, den er nach einem geeigneten Raum im Hause für Wolodna's Gefängniß fragte.

„Komm noch einmal herein!“ rief Thyßka ihm zu und schloß dann sorgfältig die Thür hinter ihm.

„Pietro meldet mir hier, daß dieser Wolodna wahrscheinlich in sehr wichtigen Aufträgen vom Grafen Thurn bei Mansfeld gewesen sei. Habt Ihr nicht Briefe oder sonst etwas darauf Bezügliches bei ihm gefunden?“

„Nein! Nichts! ehrwürdigster Herr!“

„Ist er auch genau untersucht worden?“

„Hui!“ lachte Zaloska widrig. „Ich werde doch das verstehen! Er hatte nichts bei sich!“

„So weiß er ohne Zweifel desto mehr!“ sagte Thyßka.

„Wol möglich“, antwortete Zaloska.

„Freiwillig wird er nichts aussagen! Aber es gibt doch noch Mittel .... Vorläufig bringe ihn in die festeste Haft, wo er Niemand spricht. Auch Nahrung braucht er vorläufig nicht zu haben!“

„Hui!“ rief Zaloska abermals und seine Katzenaugen funkelten rachgierig. „Ja, ja, es gibt Mittel hier in Regensburg. Da wird er schon den Mund aufmachen, der Alte! — Er weiß viel, kann viel aussagen, der Alte!“

„Beeile dich jetzt“, drängte Thyßka.

Zaloska eilte mit teuflischer Freude von dannen.

„Wolodna!“ sann Thyßka über diesen nach, „kann ich mich doch nicht recht klar auf ihn besinnen. Ein Agent Thurn's — — ja, ja, ich weiß davon. Schade, daß ich dies nicht noch an den Pater Lamormain melden konnte. Vielleicht hätte er .... nein! Es ist besser so. Weshalb soll Alles durch ihn gehen? Macht dieser Gefangene wichtige Geständnisse, entdecke ich durch ihn Einiges, was uns von Belang ist, weshalb sollen Verdienst und Vortheil nicht mir allein bleiben? — — — Nur wie fangen wir es am geschicktesten an? Ich möchte nicht gern Aufsehen

machen und mehr Mitwisser haben als nöthig! — Die Folter bleibt mir immer noch. Zudem was er dort aussagt, ... ich muß gestehen, daß ich selbst nicht viel darauf gebe! Er wird unter den Zangen und Schrauben aussagen, was man irgend will! — Besser ich versuche es erst, ihn durch geistige Mittel zu bestimmen. — Etwas wird doch der Transport und die Angst auf ihn gewirkt und den Boden vorbereitet haben?"

Mit diesen Gedanken verließ er das Zimmer, um selbst hinabzugehen und den Gefangenen zu sehen.

Es war ein enger dunkler Hof, in den Zaloska den Wagen, nachdem zuvor die Pferde abgespannt waren, durch die tiefe gewölbte Hausflur hatten einschieben lassen. Mit zweien seiner Genossen hob er die große Kiste, die zu Mansfeld's Gefängniß bestimmt gewesen, in der er den unglücklichen Wolodna heimlich durch feindliche Länder transportirt hatte, von dem Wagen ab. Die Scheinfracht, der Hanf, war schon abgeladen. Es war ein alter, großer Futterkasten von dem Gehöft, wo Wolodna überfallen worden war, den die Bösewichte zu dem unmenschlichen Transport benutzt hatten. Der alte Mann konnte nicht einmal ausgestreckt darin liegen; an den Seiten waren Luftlöcher grob mit dem Beile eingehauen. In diesem Marterbehältniß hatte der Unglückliche, an Händen und Füßen gebunden, mit einem Knebel im Munde, damit sein Hülferuf ihn nicht verriethe, jetzt volle zwei Wochen zugebracht! Ein dunkles leeres Vorrathsgewölbe sollte ihm nunmehr zum Gefängniß dienen. „Hier hinein", befahl Zaloska und trug mit seinen Helfern die Kiste in die geöffnete Thür des im Erdgeschoß liegenden Raums. Der Deckel wurde hierauf abgehoben. Wolodna lag so erschöpft da, daß er sich nicht selbst aufrichten konnte. Mit roher Gewaltsamkeit rissen Zaloska

und seine Gefährten ihn heraus und schnitten die Stricke von seinen Füßen.

„Jetzt kriech näher, Hund du, auf deinen Knien“, verhöhnte ihn Zaloska. Doch dem Ermatteten sanken die Knie ein. Sie hatten durch die lange gewaltsame Krummschließung die Tragkraft ganz verloren. Er taumelte auf die Erde hin.

„Erbarmt Euch doch um Jesus Christus Willen!“ stammelte er mit angstvoll flehendem Blick, da er die gebundenen Hände nicht emporheben konnte.

„Warst doch so stolz sonst auf deinen Füßen, Förster Wolodna! Hui! Wenn du mit der Büchse durch den Wald, über das Gebirge stiegest! Konntest uns so wild drohen, wenn wir einen elenden Hasen oder ein Wachtelhuhn schießen wollten! Oder wenn wir ein Bündel Reisig im Wald gerafft hatten! — Drohe doch jetzt, großer Förster!“

Zaloska, der hauptsächlich von Wild- und Holzdiebstahl im Erzgebirge gelebt hatte, rächte sich jetzt wegen mehrerer Handlungen, die Wolodna in seiner Pflicht als Forstaufseher damals gegen ihn geübt. Und doch war der wohlwollende, redliche Mann stets so milde gewesen, als er irgend durfte! Dem, der das Gesetz übertrat, die Beute abzunehmen, ihn streng zu verwarnen, weiter war er nie gegangen!

„Habt Mitleid um des Heilands Willen!“ flehte Wolodna nochmals, der das Haupt kaum vom Boden zu erheben vermochte, da er nicht die Hände frei hatte sich zu stützen, und seine Füße den Dienst versagten.

„Kannst du auch beten, Ketzer du, Hussit?“ höhnte ihn Zaloska.

Der Schmerz der Seele und des Körpers zuckte tief durch Wolodna's ehrwürdiges Antlitz.

„Platz da!“ rief plötzlich eine barsche Stimme; gleich-

zeitig fuhr ein starker Faustſtoß in Zaloska's Rippen, daß er zur Seite taumelte. „Platz da!" wiederholte Kaspar Schwarz seinen Ruf, laßt den ehrwürdigen Herrn Pater ein. Der Reiter war mit einer Meldung von seinem Hauptmann nochmals zu Thyßka zurückgekehrt, hatte diesen über den Hof gehen sehen, ging ihm nach und bahnte, da er sah, daß Zaloska breit in der Thür, dem Pater im Wege stand, diesem den Eingang. Weniger aus gefügiger Höflichkeit für Thyßka, als weil er mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, Zaloska etwas Unangenehmes zuzufügen. Thyßka, der Schwarz nicht hinter sich vermuthet hatte, war natürlich sehr erstaunt über diesen plötzlichen Eingriff zu seinen Gunsten; Zaloska war es nicht minder, besonders da er im Stolpern beinahe auf Wolodna trat und fast zur Erde gefallen wäre. Schwarz wartete nicht ab, bis sich Beide etwa durch Worte Luft machten, sondern meldete streng dienstlich dem Pater, daß sein Hauptmann anfrage, ob er diesen Abend noch bei ihm vorsprechen dürfe. Nachdem Thyßka die bejahende Antwort ertheilt hatte, wandte er sich um, zu Zaloska, und fragte, mit einem Blick auf den elend am Boden Liegenden: „Ist das der Gefangene?"

„Ja — gnädigster Herr!" antwortete Zaloska.

„Bindet ihn los; laßt ihn sich reinigen und führt ihn zu mir hinauf!" befahl Thyßka.

Indessen hatte Kaspar Schwarz seine erstaunten und neugierigen Blicke überall umherschweifen lassen. Er sah die offene Kiste, — den Wagen, — den Gefangenen, — und fand schnell den Zusammenhang aller dieser Dinge.

„Hölle und Pest", murmelte er vor sich hin, während Zaloska und seine Gefährten Wolodna aufrichteten und seine Bande lösten, „wir Kriegsleute sind nicht von Süß-

holz! Aber einen Menschen so zu tractiren! Und wenn's ein Hund von Bauer wäre, das käme nicht vor! — Der Alte da ist aber doch ein Soldat! Soll so ein feiger Hundsfott und Galgenunflat, wie dieser slowakische Hundesohn, einen Reiter dergestalt mishandeln dürfen? Ich hätte Lust ihm auf der Stelle den Flamberg durch die Rippen zu stoßen!" Seine Hand fuhr dabei unwillkürlich an das Schwert.

Wolodna wurde jetzt gegen die Thür geführt, sodaß er in helles Licht trat und seine Züge zu unterscheiden waren. Sie stellten ein Jammerbild dar.

„Hui!" schüttelte sich Kaspar, „wenn mir das Gespenst im Schwarzwald oder Spessart begegnete, ich glaube, ich gäbe Fersengeld! Eine verhungerte Leiche aus einem Pestspital sieht ja gesunder aus! — Wart, Halunke du", drohte er mit der Faust verstohlen gegen Zaloska, „der Teufelei will ich nachspüren und du sollst mir daran zu fressen haben."

Seine Augen blieben auf den Schwankenden geheftet.

„Ich muß das Jammerbild irgendwo gesehen haben", sagte er nachdenklich. „Einerlei, dem hündischen Halunken tränke ichs ein!"

Er wandte sich kurz um und verließ den Hof.

Nachdem Wolodna so weit gereinigt und seine Kleidung geordnet war, daß seine Gegenwart von einem Andern nur eben ertragen werden konnte, wurde er in das Gemach des Paters geführt. Der Unglückliche war aber so schwach, daß er sich nicht auf den Füßen zu halten vermochte; Thyszka befahl daher, ihm einen Sessel zu geben, und hieß die Begleiter hinausgehen.

„Ihr nennt Euch?" fragte er den in banger Erwartung Dasitzenden.

„Hauptmann Wolodna; ich diene im böhmischen Heer.“

„Im Heer der Aufrührer und Ketzer“, sprach Thyßka und zog die Brauen finster zusammen.

„O würdiger Herr“, antwortete Wolodna, indem er seine letzte Kraft zusammennahm, „schmäht uns nicht also! Unsere Religionsübung ist durch kaiserlichen Majestätsbrief anerkannt.“ —

„Euer Aufruhr hat ihn zerrissen!“ — unterbrach ihn Thyßka streng.

„Was Ihr Aufruhr nennt, hochwürdiger Herr, nennen wir gerechte Nothwehr!“ entgegnete Wolodna seufzend, mit matter Stimme.

Thyßka warf finstre Blicke auf Wolodna. „Doch“, fuhr dieser sich zusammenraffend fort, „sei das Recht oder Unrecht auf dieser oder jener Seite: wir sind jetzt im offenen Krieg, und ich bin höchstens Euer Kriegsgefangener, obwol ich wider alles Kriegsrecht mitten im befreundeten Lande durch Ueberfall ....“

„Genug“, hieß Thyßka ihn schweigen. „Glaubt Ihr uns lehren zu dürfen, was unseres Rechts ist wider Euch, die Ihr abgefallen seid von Eurem Kaiser und Herrn wie von Eurem wahren Gott und Erlöser?“

„Bedenkt gleichwol, ehrwürdiger Vater, daß auch von Eurer Seite Gefangene in unserer Hand sind, und daß, wenn Ihr so grausam mit uns verfahrt, auch die Eurigen dafür büßen könnten!“ erwiderte Wolodna mühsam, mit so festem Ton, als sein beklagenswerther Zustand es irgend zuließ.

Thyßka, durch diesen Einwand betroffen gemacht, schwieg einige Augenblicke, dann erwiderte er, indem er das Auge gen Himmel richtete: „Sollte unserer Brüder Einen solches Unglück treffen, so wird der allgütige Gott, den sie im

Glauben anbeten, ihnen Kraft schenken, jegliches Martyrthum zu ertragen!“

Wolodna erhob auch sein Auge gen Himmel und flehte mit stummem Jammer den Gott, den er in der Wahrheit zu verehren fest glaubte, an, ihm die gleiche Kraft zu schenken.

„Grausam zu sein, ohne Nothwendigkeit“, hub Thyßka wieder an, „ist nicht in unserer Art. — Wenn Ihr mich nicht dazu zwingt, soll Euch vielmehr Wohlthat und Gnade zu Theil werden. — — Sohn der Sünde“, sprach er feierlich und erhob ebenso die Hand, „du bist in schwerem Irrthum befangen! Dein Geist irrt in blindem Wahnsinn. Wende um von der Bahn, die dich dem ewigen Abgrund zuführt! Kehre zurück zu dem reinen Glauben an die wahrhaftige römische Kirche und ihre ewigen, durch alle Jahrhunderte vom Heiligen Vater und seinen Concilien geprüften Satzungen! Wirf weg die Binde, die dein Haupt umhüllt! Glaube an den einigen Gott, seinen eingeborenen Sohn, den Heiligen Geist, an ihre unvergängliche Dreieinigkeit. Bete an den Herrn, der dich erlöst, und die gebenedeite Jungfrau Maria, und alle Heiligen so für dich gelitten und gestorben und für dich beten werden, zum himmlischen Vater! Gib mir deine Hand, lege sie auf dieses Crucifix und schwöre, daß du zurückkehrst in den Schos der einzig wahren Kirche! Dann sollst du frei ausgehen von hier und jegliches Wohl erfahren, das wir auf Erden bieten können, und erben wirst du das himmlische Los der ewigen Seligkeit!“

Thyßka's Auge glühte dunkel; die Feuerflamme seiner Rede schlug hoch empor und ergriff ihn selbst mit der Gewalt der Begeisterung. Von fanatischem Eifer entzündet, legte er seine Hand auf das Haupt Wolodna's und rief:

„Entfleuch du Geist der Finsterniß aus diesem ergrauten Haupt! Senke deine Strahlen nieder in diese dunkle Brust, du reines Licht des Glaubens! Gib dem Reiche des wahrhaftigen Gottes diesen Verirrten zurück!“

Wolodna verlor fast das Bewußtsein, so erfaßte ihn bei seiner körperlichen Schwäche dieser geistige Strom mit betäubenden Wirbeln. Er erhob die zitternden Hände zum Gebet und flehte: „Allbarmherziger Gott sei mir gnädig, daß ich nicht mein ewiges Theil verliere für mein hinfälliges Zeitliche! Erhalte mich stark und fest — in deine Gnade befehle ich mich!“

Da verließ ihn das Bewußtsein; er sank ohne Lebenszeichen von dem Sessel nieder auf den Boden.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Thyßka hatte sich überzeugt, daß selbst, wenn Wolodna wichtige Mittheilungen machen könne, er doch für den Augenblick gar nicht im Stande sei, es zu thun, indem seine Todesermattung ihn des klaren Bewußtseins beraubte. Den Sturmlauf auf seine Glaubensfestigkeit, obgleich der Pater ihn, vom eigenen Eifer hingerissen, fast unwillkürlich unternommen hatte, hielt er doch für eine heilsame Vorerschütterung, deren Wirkungen sich später schon zeigen würden. Er befahl daher, ihn einige Tage in einsamer Haft, aber doch so zu halten, daß sich der ermattete Körper stärke. Dann gedachte er ihn durch Ueberredung oder Bedrohung mit Folter und qualvoller Todesstrafe zu Aussagen zu bringen, die

vielleicht von solchem Belang wären, daß sich durch die weitere Mittheilung ein großes Ansehen und Verdienst bei Denen, in deren Dienst Thyßka handelte, erwerben ließe.

Inzwischen erachtete der Pater es für rathsam, Besuche bei dem Obervoigt, der die Aufsicht über das Rathhaus und die Gefängnisse und Folterkammern darin führte, und bei dem Bürgermeister abzustatten, um ihnen seine Absicht bekannt zu machen. — Es wurde ihm bei dem Ansehen, das er genoß, leicht gestattet, den Gefangenen zur Folterung abzuliefern; doch mußten die vorgeschriebenen Förmlichkeiten dabei streng erfüllt werden. Sie bestanden darin, daß dem zur Folter bestimmten Unglücklichen zuvor die gesetzlichen Vorhaltungen gemacht wurden; daß er die Folterinstrumente selbst sehe; jedoch ohne ihren fürchterlichen Gebrauch zu erfahren, damit seine Phantasie sich desto entsetzlicher mit denselben beschäftige und er daher voller Angst oder Buße in sich gehe und bekenne, bevor die Martern ihm das Geständniß erpreßten. Nur die Fristen, in denen dieses geschehen mußte und die in gewöhnlichen Fällen eine Woche wegnahmen, gestattete der Obervoigt zu verkürzen, sodaß nur vierundzwanzig Stunden dazu verwendet werden sollten. Thyßka hatte darum gebeten, weil er selbst so schleunig als thunlich von Regensburg abreisen wollte. Doch mußte er wegen der völligen Erschöpfung des Gefangenen noch fünf Tage warten. — Eine am dritten Tage vorgenommene Ausforschung, wobei Thyßka seine Fragen nur auf die Kunde richtete, welche Wolodna von den Planen Thurn's und Mansfeld's haben sollte, hatte kein anderes Ergebniß, als daß der Wackere, der Wahrheit getreu, betheuerte, er habe von den Kriegsplanen beider Feldherren gar keine Kenntniß. Als Thyßka wiederum auf die Bekehrung Wolodna's von seinem Ketzerthum drang, erneuerte sich ganz der erste Vor-

gang, der Unglückliche verlor in der geistigen Qual das Bewußtsein. Da beschloß Thyßka das letzte Mittel zu versuchen, um ihn, wenn auch nicht zu einer Bekehrung, doch zu einer Aussage über Thurn's und Mansfeld's Plane zu bewegen, von der er so wichtige Vortheile für sich hoffte.

Am fünften Tage nach jener ersten Unterredung mit Wolodna war dieser durch bessere Pflege und Ruhe im Gefängniß so zu leiblichen Kräften gekommen, daß er seine Aussagen wenigstens mit vollem Bewußtsein machen konnte.

In der Nacht öffnete sich die Thür zu Wolodna's Gefängniß. Verwundert horchte er auf und richtete sich auf dem Lager empor. Der Schein einer Laterne fiel in den dunklen Raum gerade auf ihn, und eine Stimme murmelte: „Er ist wach!" Schweigend traten die vermummten Männer ein. Sie näherten sich seinem Strohlager und ergriffen ihn an den Händen.

„Um Jesu Willen, was habt ihr mit mir vor?" rief er und sprang auf.

„Schweig!" war das einzige Wort, welches ihm mit dumpfen Tone erwidert wurde.

„Wollt ihr mich zum Tode führen?" wagte der Unglückliche noch einen Versuch der Frage. Doch statt der Antwort warf ihm einer der Männer ein schwarzes Tuch über den Kopf; die zwei Andern packten seine Arme mit nervigen Fäusten und zwängten sie auf den Rücken. Sie wurden ihm gebunden und das schwarze Tuch um den Hals befestigt, daß der Kopf ganz verhüllt war.

Die Schergen bekleideten ihn mit dem Nothwendigsten und warfen ihm zuletzt den Mantel über die Schultern. So wurde er fortgeführt. Er vermochte nicht mehr zu sprechen; die Zähne klapperten ihm vor Frost und Grauen.

Zwei der Leute faßten ihn unter den Achseln; der Dritte mit der Laterne ging voran. Man führte ihn die Treppe hinab und, wie er durch die Steine, die er unter den Füßen fühlte, wahrnahm, über den Hof zum Hause hinaus. Es war schaurig kaltes Wetter; Sturm, Schneegestöber mit Regen gemischt; die Gassen tiefkothig, mit halbgeschmolzenem Schnee bedeckt. Zitternd, mit wankenden Knien, von den beiden Begleitern immer gehalten und zum Theil gestützt, schritt der Unglückselige vorwärts. Der Weg dauerte etwa eine Viertelstunde. Da wurde Halt gemacht. Der Geängstigte, welcher, soweit er es vermochte, durch das Ohr zu erspähen suchte, was mit ihm vorgehe, horchte athemlos auf. Keiner seiner Führer hatte einen Laut gesprochen; jetzt hörte er nur den heulenden Sturm. Da plötzlich ertönte ein schauerlich erhabener Klang hoch über seinem Haupte. Es war die mächtige Domglocke, welche Mitternacht anschlug. Der erste dröhnende Schlag war ihm durch Mark und Bein gedrungen. Doch beim zweiten erinnerte ihn der heilige Glockenton daran, daß Gott der Allmächtige, der Allgütige, auch in dieser schweren Stunde über ihm wache, daß sein Auge ihn sehe selbst in dieser schwarzen Finsterniß. Das Gotteshaus war ihm so nahe, wie sollte Gottes Schutz ihm fern sein! Ein frommer, stärkender Glaube drang in seine Brust. Er betete innerlich mit den Worten des Psalms:

„Stricke des Todes halten mich gefangen, und Angst der Hölle hat mich getroffen! Aber ich rufe an die Stimme des Herrn! Er ist gnädig und gerecht!“

Der zwölfte Schlag war noch nicht erklungen, als hinter ihm Schloß und Riegel klirrten. Eine Pforte wurde aufgethan, seine Begleiter stießen ihn an den Schultern hinein.

„Holla? Was ist denn das? Wen bringt ihr denn

da?“ fragte eine barsche Stimme, die Wolodna schon gehört zu haben glaubte. Die Knechte schwiegen.

„Wieder Einer für eure Höllenanstalten da unten?“ fragte dieselbe Stimme. Während dieser Worte bemerkte Wolodna einen Lichtschimmer, der durch seine tiefe Verhüllung des Kopfes drang; es schien ihm, als beleuchte ihn Jemand.

„Hm! Hm!“ summte die Stimme von zuvor. — „Nun, führt ihn nur ab; wir wollen schon die Wache halten.“

Es war Kaspar Schwarz, der mit seinen Reitern die Rathhauswache bezogen hatte. Wolodna muthmaßte an dem Klirren der Waffen und den schweren Schritten, die er hörte, ungefähr, welcher Art der Ort sei, wo er sich befinde.

Man schleppte ihn weiter; er wurde durch verschiedene Gänge und Stufen auf- und abwärts geführt, endlich machte man in einem Raume, der mit dumpfer Luft gefüllt war, Halt.

Der Strick, welcher Wolodna's Hände auf dem Rücken hielt, wurde jetzt gelöst, das schwarze Tuch ihm abgenommen. Als er das Haupt frei hatte, sah er die drei Männer, die ihn fortgeführt hatten, vor sich stehen. Neben ihnen noch ein Vierter in einem schwarzen Talar, mit einer schwarzen Larve vor dem Gesicht. Der Gefangene befand sich in einem gedrückten Gemach, an dessen Decke er fast mit dem Kopfe stieß.

„Laßt ihn ins Gefängniß hinunter!“ gebot der Mann im schwarzen Talar. Wolodna schauerte; er glaubte an dem düstren Orte, wo er sich befand, schon im Gefängniß zu sein. Da öffnete sich zu seinen Füßen ein Gitter, das ein kaum eine Elle im Geviert großes Loch bedeckt hatte. Die Führer schleiften ihm zwei Stricke unter die Achseln durch, er mußte vorwärts treten und wurde in den finstren Raum unter ihm, dessen Größe und Tiefe er nicht ermessen konnte, hinabgelassen.

Kein Laut, als das angstvolle Stöhnen des Unglücklichen, unterbrach diese grausige Handlung. Als er den Boden mit seinen Füßen berührte, wurden ihm die Stricke, die ihn getragen, rasch unter den Armen fortgeschleift, aufwärts gezogen, und das Gitter schlug klirrend über der Oeffnung zu. Nur der Lampenschein aus dem obern Gemach fiel noch mit dämmerndem Strahl hinunter in den Kerker. Doch er verschwand schnell, plötzlich war es ganz finster, eine schwere Thür schlug im obern Raume zu und Wolodna sah sich wie lebendig in der Gruft, nur von undurchdringlicher Nacht und Todesstille umgeben. — —

Es waren die Folterknechte und der Verhörsrichter gewesen, welche den Unglücklichen an diesen schauervollen Ort, wo noch viel Entsetzlicheres seiner harrte, geführt hatten. Sie gingen jetzt die gewundenen Gänge und Treppen wieder hinauf und erschienen bald wieder in dem Eingangsthorwege, unter welchem die Rathhauswache sich befand. Ihnen folgte noch ein Fünfter, der Gefängnißwärter, der alle Thüren hinter ihnen geschlossen hatte.

Die Folterknechte und der Gefangenwärter stellten sich immer schweigend, ehrfurchtsvoll in eine Linie. Der Richter trat vor sie hin, ohne die Larve abzunehmen.

„Rolling! Horn!“ es waren die Namen des Gefangenwärters und des Scharfrichters. Sie traten vor. Mit abgemessenem Ernst sprach der Richter zu Rolling: „Um fünf Uhr Morgens wird der Gefangene in die Vorkammer geführt. Eine Stunde bleibt er allein auf der Territionsbank.*) Hierauf ermahnt Ihr ihn sanft zur wahrhaften Aussage.“

*) Vorgeschriebene Formen des Marterverhörs. — Ceremonie, Benennungen der Marterarten, Marterinstrumente, hier und im Folgenden genau nach der geschichtlichen Ueberlieferung und den noch jetzt vorhandenen Einrichtungen zu Regensburg.

Rolling trat zurück.

„Horn!“ redete jetzt der Richter zu diesem. „Ihr schreckt den Gefangenen mit wilder Drohung. Ihr laßt ihn durchs Fenster in die Marterkammer und auf die Instrumente schauen. Dann führt ihr ihn zurück ins Gefängniß und macht ihm bekannt, daß er vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit hat, bis ich zum peinlichen Verhör komme!“

Der Scharfrichter trat zurück wie der Gefangenwärter. Niemand sprach ein Wort, außer dem Richter. Jede Silbe, jede Handlung war starre Unwiderruflichkeit.

Die Thür wurde geöffnet, der Richter ging, begleitet von den Folterknechten und dem Scharfrichter. Der Gefangenwärter kehrte in seine Zelle zurück.

Kaspar Schwarz sah ihnen von beiden Seiten nach. „Wollte ich doch lieber zehn Schlachttage hintereinander durchfechten, und wenn ich bis an die Knöchel in Blut waten müßte“, murmelte er mit zusammengebissenen Zähnen, „als in der Haut des armen alten Hundes da, den sie in die Drachenhöhle geschleppt haben, nur eine Stunde stecken! — Armer Teufel du, wenn die Schwarzkutten dich ins Gebet nehmen, da wirst du doch noch blutige Federn lassen müssen. Und dieser räudige Hund Zaloska!“

Er hatte trotz der Verhüllung des Gesichts den Gefangenen Zaloska's erkannt. — — „Wenn ich nur wüßte, wo ich das arme alte Gespenst schon gesehen habe!“ — Seinen Erinnerungen nachgrübelnd, streckte er sich auf die Holzbank an der Wand hin.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Als Wolodna sich in schaurige Nacht und Einsamkeit begraben sahe, sank er in die Knie; in der Angst seiner Seele flehte er zum Himmel um Gnade und Stärkung. Erschöpft tastete er nach einer Lagerstätte; er fand keine. Nur der nackte Boden bot sich ihm dazu dar in dem feuchtkalten, mit dumpfem Modergeruch erfüllten Raume. Er sank in eine Ecke zusammen und verfiel in einen Zustand zwischen Wachen und Träumen, in welchem ihm die Zeit qualvoll still zu stehen schien. Fieberhaft horchte er auf den Schlag der Domglocke; allein ihr tröstender Klang drang nicht hinab bis in diese Gruft des Entsetzens. Endlich sank er mehr in einen Zustand der Betäubung als in Schlaf. — Wie lange er so gelegen, konnte er nicht ermessen. Doch dünkten ihm die Minuten Ewigkeiten. — Endlich klirrte ein schwerer Riegel über ihm; er hörte, daß eine Thür sich öffnete. Ein dämmernder Lichtschimmer fiel durch das Gitter über seinem Haupte. Er starrte hinauf. Es öffnete sich.

„Holla!“ rief der Gefangenwärter ihn an. „Aufgemacht! Ihr sollt heraus.“

Ein Murmeln einiger andern Stimmen ließ sich droben hören.

Wolodna raffte sich auf und schwankte der Oeffnung entgegen; ein Seil wurde herabgelassen.

„Schlingt Euch den Strick unter die Arme durch; aber ordentlich, denn fallt Ihr, so kostet's Eure Knochen“, rief der Wärter roh. Wolodna that wie ihm geboten worden. Ein Arm griff durch die Oeffnung nach dem einen

Ende des Seiles, zog es an und gleich darauf wurde der Gefangene selbst daran emporgezogen.

Tiefathmend stellte er sich in den obern Raum mühsam auf seine Füße; durch das Licht geblendet nach der langen Finsterniß, sah er sich scheu und blinzelnd um. Es standen einige Männer im Hintergrunde; aber nicht die Marterknechte wie gestern, sondern Kriegsleute. Es waren zwei Mann der Wache und Kaspar Schwarz. Der Gefangenwärter Rolling beleuchtete Wolodna mit der Laterne von oben bis unten, als wolle er sich überzeugen, ob er auch der Rechte sei.

„Hölle und Teufel", rief plötzlich Kaspar Schwarz und trat gegen Wolodna heran. „Haben wir uns nicht schon ...."

„Still!" rief Rolling, trat zwischen Beide und legte die Hand auf Kaspar's Mund, bevor er die Worte zu Ende sprechen konnte. „Bei Leib und Leben darf Niemand mit dem Gefangenen sprechen."

„Bleib mir mit der Tatze vom Maul", fuhr Kaspar den Kerkermeister an und schlug ihm die Hand herunter.

„Ihr dürft aber nicht!" rief Rolling.

„Meinethalben!" polterte Kaspar Schwarz; „so sag', was du mir zu sagen hast, aber rühre mich nicht an. Sonst!" seine Hand fuhr an die Klinge.

„Sei doch nicht gleich wie toll", antwortete Rolling etwas besänftigter, „ich darf's nicht dulden! Bei meiner Seele, es könnte mir Amt und Freiheit kosten!"

Kaspar schien bessern Rath anzunehmen und verhielt sich ruhig. Aber sein scharfes Auge haftete bohrend auf Wolodna.

„Folgt mir", gebot Rolling diesem und ging voran, während Kaspar Schwarz mit seinen beiden Leuten den

Zug schloß. Durch verschiedene Gänge und Treppen wurden sie, abwärts steigend, vor eine schwere eiserne Thür geführt.

„Hier, halt“, befahl der Gefangenwärter; er zog sein Schlüsselbund hervor und öffnete die schweren Schlösser und Riegel. Mühsam, kreischend und knarrend drehte sich der Thürflügel auf seinen Angeln. Eine eisige Luft wehte aus dem Gewölbe.

„Das Loch riecht wie das Grab selbst“, murmelte Schwarz und rollte die Augen, die trotz ihrer Wildheit einen Blick der Theilnahme für den Gefangenen hatten.

„Still!“ rief Rolling abermals.

„Alter Brummbär, Ihr werdet mir doch meine Gedanken nicht verbieten?“ antwortete Schwarz halb trotzig, halb spöttisch. „Ich rede weder mit Euch noch mit dem armen Hund hier! Aber wenn Euer Loch da feuchtkalt ausdünstet, als ob Molche drin heckten, und nach Blut riecht wie eine Metzgerbank: wollt Ihr mir da verwehren, die Nase zu rümpfen?“

Rolling antwortete nicht weiter. Er hatte aufgeschlossen. Alle traten ein. Es war ein dunkles, graues Gewölbe, in dem sie sich befanden. An der Hinterwand stand eine kleine Bank, durch die Seitenwand rechts daneben führte eine Thür und neben dieser befand sich ein kleines Fenster.

„Setzt Euch dort hin“, sagte Rolling zu Wolodna. „Hierneben ist die Folterkammer“, fuhr er auf die Thür deutend fort, „eine Stunde hindurch geht wohl mit Euch zu Rathe, daß Ihr Wahrheit reden möget beim peinlichen Verhör! — Dann kehre ich wieder. — Nun kommt“, wandte er sich zu den Leuten der Wachtmannschaft.

Schwarz zog Rolling bei Seite. „Das ist die Marterkammer?“ fragte er leise, indem er dahin deutete. „Hört,

Alter, ich habe mein Tage noch nicht in solch eine Spelunke geschaut. Zeigt mir das Marterloch doch einmal!"

Rolling schüttelte den Kopf.

„Ich gebe eine Maß von dem Gestrigen zum besten", raunte er ihm ins Ohr.

„Darf nicht!"

„Kommt auch auf einen Schluck mehr nicht an. Braucht doch einen Vorwand. So gescheidt werdet Ihr doch sein?" sprach Schwarz leise.

Rolling kniff saugend die Lippen. Er schmeckte noch den köstlichen Trunk, mit dem ihn Kaspar gestern auf der Wache bewirthet hatte. Unschlüssig murmelte er: „Gerade verboten ist es nicht!"

Das war genug für Kaspar Schwarz. „Ihr bewacht hier den Gefangenen, daß er sich nicht rührt", rief er seinen Leuten zu. „Ich habe da drinnen noch zu thun mit dem Wärter. Schließt auf!" befahl er in einem Tone, als ob er befehlen dürfe. Rolling halb verlockt, halb verdutzt, schloß auf, denn Kaspar nahm ihn ohne weiteres beim Arme und führte ihn der Thür zu.

Sie traten in die Folterkammer.

„Was seid Ihr für ein Kopfhänger, Alter", schalt ihn Schwarz, als er wohlbedächtig die Thür hinter sich ins Schloß gedrückt hatte, „wer Teufel braucht denn zu wissen, daß Ihr mir die Spelunke mit ihren höllischen Eingeweiden zeigt? Und vor der Wache thun wir, als müsse das Ding so sein! — Der schwarze Kasten sieht greulich genug aus! Und all das Räder- und Stangenwerk! Erklärt mir einmal das Zeug. Sind das lauter Instrumente, um einem armen Teufel aus dem Leibe zu schrauben, zu quetschen und zu haspeln, was er drinnen hat und nicht hat? — Was thut Ihr mit der Leiter hier rechts?"

„Hier geschieht der Anfang des peinlichen Verhörs“, belehrte Rolling in schauerlich ernsthaftem Tone, denn der Anblick der Marterwerkzeuge blieb selbst bei ihm, wie gewohnt er dessen war, nie ohne einen Eindruck des Grausens. „Der Inquisitus wird auf der Leiter festgeschnallt. Hier oben mit den Händen überm Kopf, dort unten mit den Füßen. Dann wird das Rad hier gedreht und die Leiter zieht sich auseinander. Seht Ihr, dort verschiebt sich das Gestänge.“

„Eine verfluchte Operation!“ rief Schwarz knirschend. „Und wie lange wird ein Zwerg hier gereckt, bis er zum Riesen wird.“

„Etliche Zoll sind schon genug, um alle Gelenke und Sehnen auseinander zu ziehen, daß sie knicken und knacken!“

„Brr!“ sagte Schwarz und schüttelte sich. „Müßt Ihr das selbst thun?“

„Bei Leibe! Die Folterknechte!“

„Hundsföttische Arbeit! — Wozu ist denn die kleine Walze hier in der Mitte?“

„Das nennen sie den Gespickten Hasen.“

„Und was ist's damit?“ wiederholte Schwarz die Frage, während es ihm eiskalt über den Rücken lief, da er es halb errieth.

„Wenn der Inquisitus aufgeschnallt wird, kommt er mit dem Rücken darauf zu liegen ....“

„Auf die Stumpfstacheln?“ fuhr Schwarz ihn heftig an.

„Freilich! Dazu sind sie eben da! Sie pressen sich ins Fleisch, je tiefer je länger der Körper gereckt wird. Bei der Ausdehnung der Leiter dreht sich die Walze; seht Ihr, so, ganz leicht, damit allmählich immer mehr Stacheln sich ins Rückenfleisch drücken.“

„Hölle und Satan!“ rief Schwarz mit verbissenem Ingrimm.

„Drückt einmal die Hand etwas fest darauf, daß Ihr fühlt wie das ungefähr thut — stechen werdet Ihr Euch nicht, so spitz sind die Zähne nicht. Sie quetschen sich nur ein, das schmerzt anders und dauert länger! Wären die Dornen scharf, so hätte sich Inquisitus in zehn Minuten verblutet. Das darf nicht sein! Er muß lange aushalten ....“

„Bis er crepirt“, sagte Schwarz die Zähne zusammenkneifend.

„Bewahre! Auf der Folterbank darf Keiner sterben! Der Arzt ist stets dabei. Es wird dem Gefolterten immer so viel Ruhe gegönnt, daß er neu aushalten kann.“

Schwarz, der seine fünfundzwanzig Jahre im Kriegshandwerk zugebracht, zerhauene und zerschmetterte Körper zu Tausenden gesehen hatte, schauderte zusammen.

„Diese Satansqualen soll der arme alte Teufel da draußen aushalten?“ fragte er, und das Mitleid regte sich mit einer Gewalt in seiner Brust, die er kaum geahnt hatte. „Ich könnte laut darüber flennen und heulen“, murmelte er vor sich hin, „wie als Bube, wenn mein Vater mir mit der Karbatsche den Buckel blutig hieb.“ — Seitdem hatte er freilich verlernt, was eine Thräne war.

„Er wird wol noch mehr aushalten müssen!“ sagte Rolling.

„Noch mehr? Ist das noch nicht genug! Glaubt Ihr nicht, daß der Alte beim ersten Recken verreckt, schon vor Schmerz?“

Rolling schüttelte ungläubig den Kopf. „Das wird allmählich gemacht. Ihr glaubt nicht, was der Mensch aushalten lernt, wenn's ihm so tropfenweis eingelöffelt wird!“

„Und was hilft's Euch! Was könnt Ihr herauszerren und winden mit den Zangen und Rädern? Ich sagte aus auf der Stelle, was Einer verlangte, und sollte ich eingestehen, daß ich den regensburger Dom gefressen hätte! Nur damit ich wieder herunterkäme von der Höllenmaschine!“

„Das hälfe Euch auch nichts!“ antwortete Rolling wiederum kopfschüttelnd, „denn stimmen die Aussagen nicht, daß der Verhörsrichter eine Lüge vermuthet, so wird Inquisitus dafür noch besonders gefoltert!“

„Höllenhunde!“ stieß Schwarz wild heraus! — Als reiße er sich mit Gewalt von den Vorstellungen, die in ihm arbeiteten, los, wandte er sich kurz um und sprach barsch: „Erklärt mir nun das andere Zeug! — Was bedeutet hier das Stachelbett?“

„Das ist der Jungfernschos“, lautete Rolling's Antwort, indem er die Hand auf die Stacheln des Bettes legte, welches etwa so groß war wie ein Schemelsitz. „Darauf wird der Inquisit gesetzt, wenn er von der Leiter kommt. In das weiche Fleisch quetschen sich die Stumpfnadeln viel tiefer ein als in den Rücken. Besonders wenn ihm das Schoskindchen auf den Schos gesetzt wird. Der Stein hier heißt so, den muß er auf den Schos nehmen.“

„Welchen Stein?“ fragte Schwarz.

„Nun den, neben dem Ihr steht!“

„Den Felsblock? Der wiegt ja zwei Centner!“

„Nicht ganz!“

„Da muß ja der Gemarterte auf der Stelle zwischen Last und Stacheln zerquetscht werden, daß er in Stücken herunterfällt von dem Jungfernschos!“ stammelte Schwarz beinahe vor Grauen und Wuth.

„O nein! Zur Zugabe werden ihm ja noch die Schrauben langsam an Daumen oder Zehen angelegt. Es dauert

unterdessen eine gute Stunde, ehe die Stifte einen halben Zoll tief ins Fleisch greifen. Dann wird er abgehoben; das kostet manchmal Mühe, denn die Stifte haben dickere Knöpfchen als der Schaft, wie Ihr seht, darum ziehen sie sich schwer zurück aus dem Fleische."

Schwarz that einen zischenden Pfiff, um seiner Empfindung eine Ableitung zu geben.

„Drüben in der Ecke steht auch so ein Ding; den Spanischen Reiter fürchten die Inquisiti beinahe noch mehr", sagte Rolling und ging mit der Laterne quer durch das Gewölbe in eine düstre Ecke desselben. „Fühlt einmal das Brettchen oben an", forderte er Schwarz auf.

Es war von Eichenholz, so scharf, daß es bei leichtem Aufdrücken der Hand einen rothbraunen Streifen hinterließ.

„Wetter! Ist das ein Sattelbaum!" rief Schwarz, „darauf müßte sich Beelzebub einen Wolf reiten!"

„Besonders wenn ihm diese Sporen angeschnallt werden", setzte Rolling hinzu und zeigte auf zwei Steine von der Größe mittlerer Kürbisse. „Die werden in Säcke gesteckt und dem Reiter an die Füße gebunden."

Schwarz, der da wußte, was Reiten und Wundreiten ist, und wie es thut, wenn man dennoch Tag und Nacht vorwärts muß, krümmte sich fast vor Schmerz, den er im Geiste empfand, und stieß unwillkürlich einen ächzenden Laut aus.

„Die krähen anders, die hier aufsitzen müssen!" sagte Rolling. „Die Hände werden ihnen auf den Rücken gebunden, dann heben die Folterknechte sie hinauf und lassen sie etwas hart niederfallen auf das Holzmesser. Beim heiligen Franciscus, meinem Schutzpatron, dann lernen sie beten ..... und heulen!"

„Glaub's", knirschte Kaspar.

„Das ist noch nichts! Wenn ihnen aber erst die Sporen mit dem Strick um die Knöchel geschnürt und dann die beiden Steine zugleich von der Unterlage geschoben werden, daß sie mit einem ordentlichen Ruck anziehen ...“

„Haltet's Maul! Höllenhündischer Halunke!“ fuhr Kaspar heraus. „Glaubt Ihr nicht, daß es mir schon genug wie Gift in alle Eingeweide schneidet?“

„Nun? Ihr wolltet doch die Erklärung? — Habe ich doch das wol hundertmal sehen müssen und das Heulen, Brüllen und Wimmern mit angehört. So könnt Ihr Euch doch einmal davon erzählen lassen!“

„Du hast Recht, Gevatter Rolling“, begann Schwarz, der sich zusammengenommen hatte, wieder; „ich bin wie ein altes Weib, aber blos, weil mich der arme Schuft da draußen jammert. Er hat seine sechzig Jahre und drüber in den Knochen. Da wird Einem solch ein Spaß schwer — solch ein Spazierritt! — — Nun, mach kurz und zeige mir den Rest, damit ich nicht umsonst hier gewesen bin!“

„Drüben an der Wand steht die Rutschbrücke — die schräg aufgerichtete Leiter dort; die hat auch so eine Art Spickhasen, der sich hin- und herbewegt. Inquisitus wird an der Leiter rasch auf- und niedergezogen. Ein Ruck, und die Hälfte der Rückenhaut ist weg, als ob eine Köchin einen Hecht schuppt; und dann faßt der Hase Fleisch!“

Schwarz biß nur die Zähne zusammen. „Und das Gerüst hier in der Mitte?“ fragte er hastig vor innerm Grausen.

„Der fünfte Grad der Tortur; versteht sich ohne das Feuer zu rechnen! Den fürchten sie am meisten!“

„Hat das Ding auch so einen hübschen lustigen Namen? wie Gespickter Hase oder Jungfernschos?“ fragte Schwarz. „Es muß dem Delinquenten recht vergnügt zu Muthe wer-

den, wenn er solchen hübschen Spaß mit anhört, während er Gesichter schneidet! Vollends kann ich mir denken, wie Eure charmanten Jungen, die Folterknechte, dabei lachen und jubiliren. Nun sagt, wie heißt denn diese Maschine?"

„Bei der hat auch der Name schon einen kleinen Beigeschmack. Es ist «die Böse Elisabeth»."

„Böse Elisabeth!" wiederholt Schwarz. „Hm! Das schmeckt so ein bischen nach Schwefel und Pech! Wird ein hübscher Hausdrache sein die Böse Elisabeth! Was treibt sie denn für Künste?"

„Gar mancherlei! Seht Ihr die Rolle dort oben? Daran wird Inquisitus aufgewunden. Die Arme werden ihm rückwärts gedreht und an die Querstange geschnallt. Dann hebt er sich ganz allmählich!"

„Mir knacken schon die Gelenke vom Hinsehen", rief Schwarz und schüttelte sich, indem er hinaufstarrte.

„Knacken müssen sie auch, das ist Vorschrift. Der Richter muß es hören, wie die Armknochen aus der Achselpfanne springen; eher darf nicht Halt gemacht werden."

„Der Richter?" fragte Schwarz und schlotterte wie im Fieber, „steht der dabei?"

„Bei Leibe! Nur der Arzt und der Scharfrichter, mein Kamerad Horn; die sitzen dabei. Der Arzt auf dem Stuhle dort mit der Lehne, der Scharfrichter auf dem Schemel ohne Lehne. Alles geht hier nach Rang und Stand in Ordnung und Gesetz. Den Richter bekommt Inquisitus nicht zu sehen. Der sitzt dort hinter dem Gitter ganz im Finstern; es brennen zwar zwei Lichter, daß er niederschreiben kann, was der Gefangene sagt, aber es steht vor jedem Lichte ein Schirm, damit nur der Schatten auf sein Gesicht fällt. Kein Inquisitus darf das Angesicht des Richters sehen."

„Warum nicht?“

„Dummkopf! Könnte er nicht später Rache an seinem Richter nehmen, wenn er ihn kennte?“

„Kommt denn Einer hier lebendig wieder heraus?“ fragte Schwarz erstaunt.

„Gewiß! Hier darf Keiner sterben“, antwortete Rolling. „Wenn's fast daran ist, fühlt der Arzt ihm den Puls, und es wird ihm Erholung gegönnt.“

„Damit Ihr recht von vorn anfangen könnt“, fuhr Kaspar ingrimmig heraus. „Aber wenn er hier nicht aus Haut und Leib fährt, so verfault er doch im Loche, ehe er wieder über Eure Schwelle kommt. Die Sonne sieht er nicht wieder scheinen!“ Schwarz flog am ganzen Körper; sein zuvor erstarrtes Blut fing an zu kochen.

„O nein, es sind doch Etliche, die hier gewesen, wieder draußen auf eigenen Füßen umhergegangen!“

„Und wäre ich Einer davon, ich hätte Richter und Scharfrichter, und Folterknechte und Doctor, wenn ich sie gefaßt hätte, mit den Zähnen zerrissen!“ sagte Schwarz mit rollenden Augen.

„Am Ende mich auch!“ versetzte Rolling.

Schwarz, in dem etwas vorging, so arbeiteten seine Gesichtsmuskeln, sagte nach einigem Schweigen ganz trocken: „Du bist verrückt, Rolling!“

Er hatte sich dabei wie unwillkürlich nach dem linken Fuß gefaßt und klaubte mit den Fingern in dem Riemen, der seinen Sporn überm Spann festhielt. „Sind wir nun bald mit dem Plunder zu Ende?“

„Nun, ich könnte noch Manches an der Bösen Elisabeth erklären. Sie thut allerlei hübsche Arbeit! Der letzte Grad sind die Brustpflöcke hier. Inquisitus wird mit nackter Brust aufgelegt, die Hände vornüber unten angeschnallt, die Füße

hinten, mit den Sporen da", er deutete auf den spanischen Gaul, „dann wird er aufgewunden und die Folterknechte peitschen ihn dabei mit Ruthen ...."

„Donner und Hölle", unterbrach ihn Schwarz, „nun hab' ich satt und zu viel von Euren Satanskünsten. — — — Macht, daß wir hinauskommen!"

„Aber ....", entgegnete Rolling mit gedehnten Zügen, „Ihr haltet Wort? Eine Maß von dem nämlichen wie gestern."

„Zehn Maß", fluchte Schwarz fast heraus, „lieber, als daß ich noch eine Minute hier in Eurem Satanslustgarten bleibe!" Dabei faßte er Rolling an der Schulter und stieß ihn hinaus.

Die eiserne Höllenpforte schloß sich hinter ihnen, sie standen in der Vorhölle.

Wolodna saß erschöpft, bleich, zitternd auf der Territionsbank, wie die grausige Gefängnißsprache sie bezeichnete. Schwarz sah ihn, nachdem er jetzt kennen gelernt, was des Unglücklichen wartete, noch mit einem ganz andern Auge an als zuvor. Doch blickte er nur verstohlen nach ihm hinüber.

„Jetzt Alle hinaus", gebot Rolling, „der Inquisitus muß noch eine Stunde allein bleiben, bis ich ihn spreche."

Schwarz trat zu seinen Leuten. „Vorwärts, marsch!" rief er und drehte sich militärisch kurz auf dem Absatz um.

„Ihr habt ja den linken Sporn verloren", bemerkte ihm einer von der Mannschaft.

„Was! Donnerwetter!" rief Schwarz und besah seinen Stiefel. „Ich bin doch mit zwei Sporen hier hereingekommen! Nun weiß ich, warum mir's so lose an dem linken Stiefel wurde." Er sah sich dabei auf dem Boden suchend um und ging einige Schritte gegen die Thür zur

Folterkammer zurück. „Schließt nur noch einmal auf, Rolling", sagte er zu diesem, „und gebt mir die Laterne."

„Nein! Allein dürft Ihr dort nicht hinein. Ich will selbst nachsehen", antwortete dieser.

„Meinethalben! Aber eilt Euch ins Teufels Namen! Wir haben schon zu viel Zeit verloren!"

Rolling schloß auf. Schwarz pfiff derweile ein Reiterstückchen und ging auf und ab. Als Rolling hinaus war, streifte er wie zufällig an dem zitternden Wolodna vorbei und raunte ihm leise, daß es die beiden Männer von der Wache nicht hörten, zu: „Muth, Alter! Dicht beim Galgen ist lange noch nicht gehangen!"

Pfeifend ging er weiter, kreuzte noch ein paar mal auf und ab, trat dann an die Thür zur Folterkammer und schrie ungeduldig hinein: „Nun? Habt Ihr ihn noch nicht gefunden?"

„Ja!" schallte die Antwort von innen. „Neben der Bösen Elisabeth lag er."

Rolling trat heraus, gab Kaspar den verlornen Sporen, schloß die Thür hinter sich wieder zu, öffnete die, welche hinausführte, und Alle verließen den Ort des Hauses.

Wolodna blieb in der schaurigen Einsamkeit und Finsterniß allein. Nur einen lichten Punkt sah seine umdüsterte Seele: die Gnade des Allgütigen! Von dort aus aber drang ein heilig belebender Strahl in seine Brust, gab ihm die Kraft der Ermannung. „Ja, der rauhe Kriegsmann soll mich nicht vergebens ermahnt haben", dachte er bei sich selbst. „Ich will Muth fassen, ich will standhaft bleiben. Ich will nicht wanken im Glauben. O, sie wollen mich auf ewig verderben, doch ich harre aus. Du wirst mir jenseit vergelten, wenn ich hier die Prüfung bestehe!" — Der Redliche wähnte, es ziele Alles nur dahin, ihn ab-

trünnig zu machen. Der Strom seiner Gedanken nahm einen andern Lauf. Er führte den Unglücklichen zu seinem Sohne Xaver, zu Therese — zu Thurn! „Ach, wenn sie wüßten, in welcher Drangsal ich mich befinde! Sie würden mich erretten! Ich weiß es, sie sind treu, wie ich getreu bin!" — In solcher Sehnsucht wurde er weich; Thränen rollten über seine Wangen.

Dann überkam ihn wiederum die Angst. Seine Knie bebten, er zitterte am ganzen Körper, die grausenvollen Bilder der Folter schwebten durch die Finsterniß an ihm vorüber. Angstvoll rief er aus: „Herr, Herr, wenn's möglich ist, nimm diesen Kelch von mir!" — Da war es ihm, als trete eine ehrwürdige Gestalt aus dem Dunkel zu ihm heran. Es war der Greis Nechodom. „Bin ich nicht auch als Märtyrer des Glaubens gefallen?" sprach seine sanfttönende Stimme, und ein heiliges Lächeln schwebte über sein Antlitz. „Aber jenseit ist mir wohl, und der goldene Strom ewiger Glückseligkeit umfängt mich mit seinen milden Lichtwellen!"

Es war der zur fieberhaften Wallung gesteigerte Zustand Wolodna's, welcher ihm alle diese Gedanken halb zu Träumen, halb zu Visionen werden ließ.

Da rüttelte ihn die Wirklichkeit rauh wieder auf. Rolling trat ein. Der Alte war ein seltsames Gemisch angeborener Gutmüthigkeit und stumpfer Fühllosigkeit, die Frucht der langjährigen Gewohnheit seines Amtes. Er hatte jetzt die Pflicht zu üben, den Gefangenen durch überredenden Zuspruch zu bewegen, die verlangten Geständnisse zu thun.

„Nun, Alter", sprach er. „Seid Ihr vernünftig geworden hier in der Nachbarschaft der Folterwerkzeuge? Haben sie Euch im Traume vorgeschwebt?"

Wolodna seufzte nur.

„Folgt meinem Rathe“, fuhr Rolling fort und faßte ihn gutmüthig an der Schulter. „Gesteht Alles — wenn Ihr erst zwischen die Schrauben kommt, beichtet Ihr doch!“

„Gott im Himmel ist mein Zeuge, ich habe nichts zu gestehen, und was man sonst von mir will, das vermag ich nicht!“ antwortete Wolodna.

„Gebt nach! Wenn sie Euch auf die Leiter spannen, thut Ihr's doch!“

„Nimmermehr! Mein Ewiges dahingeben für mein Zeitliches, es ist ja nur eine Spanne, nimmermehr!“ rief Wolodna.

„So helfe Euch der barmherzige Gott“, antwortete Rolling. „Mein Amt ist abgethan!“

Er war froh, den Buchstaben seiner Pflicht erfüllt zu haben, und ging.

Abermals verstrich eine Stunde entsetzenvoller Einsamkeit. Da dröhnten schwere Tritte draußen, der Kerker öffnete sich nochmals.

Horn, der Scharfrichter, trat ein, zwei Folterknechte hinter ihm. Alle Drei schwarz vermummt vom Kopfe bis zur Zehe. Der trübe Schein der Laterne fiel dämmernd auf sie. Wolodna schauderte zusammen, das Mark gefror ihm in den Gebeinen, als er diese schauerlichen Gestalten wiedersah.

„Da sitzest du ja, hartnäckiger Sünder!“ heulte ihn der Scharfrichter mit grauenvoller Stimme an; „wird dein verstocktes Herz nicht nachgeben? Wirst du deine Sünden beichten! Grauhaariger Ketzer! Oder beharrst du verstockt? Dann sollen dir Marterzangen und der Brandpfahl noch eine Wollust sein gegen die Qualen der ewigen Verdammniß, die dich erwarten!“

So schloß die mit gräßlicher Stimme herausgeheulte An-

rede des Vermummten. Wolodna vergingen fast die Sinne dabei. Er vermochte nichts als mit zitternden Lippen zu beten: „Herr, Herr! Stärke mich durch deine Gnade, daß ich nicht auf ewig verloren bin!"

Da er schwieg, faßte ihn der Scharfrichter grimmig an beiden Schultern und rief:

„Ich will dich rütteln, daß deine Zähne zusammenklappen! Du bleibst verstockt? Gut denn, du sollst die Hölle schmecken! Zeigt ihm, was ihn erwartet!"

Die beiden Folterknechte packten ihn an und hoben ihn gegen das kleine Fenster hinauf. Horn hielt ihm die Laterne über den Kopf, daß ihr düstrer Schein in die Folterkammer fiel. Im röthlich trüben Schimmer sah Wolodna die gezähnten Räder, Walzen, Seile, Leitern, die sich von hier aus im verworrenen Gemisch darstellten.

„Hier soll jedes Rad dich fassen, jede Schraube deine Knochen zermalmen, jeder Stachel in dein Fleisch bohren, daß dein lebendiger Leib in Fetzen um deine zersplitterten Knochen hängt!" schrie Horn wiederum mit grausigem Geheul in die Ohren des Unglücklichen.

Da verließ ihn die Besinnung. Sein Haupt sank herab, die schlaffen Arme hingen herunter, er schien eine Leiche.

„Hat's ihn gepackt?" fragte grinsend der Scharfrichter. „Nun, todt ist er noch lange nicht! Jetzt steckt ihn wieder in sein Loch. Morgen wollen wir ihn schon wecken."

Die Knechte packten ihn an Händen und Füßen, trugen ihn hinaus, schleppten ihn in das Gemach über seinem schauerlichen Gefängniß und senkten ihn, ehe er zum Leben wieder erwacht war, an den Seilen in die unterirdische Gruft hinab. — —

Neunundzwanzigstes Capitel.

Kaspar Schwarz war ein Mann, der Wort hielt. Sobald er mit Rolling wieder in der Wachtstube unterm Thore angelangt war, sagte er zu ihm: „Nun, Alter! Du hast mich in die Hölle geführt; ich will dich in den Himmel führen! Brr!" schüttelte er sich. „Ich spüre es noch in allen Eingeweiden! So ein Anblick wirkt bei mir auf die Gedärme wie Schierlingssaft! Darauf muß man einmal nachtrinken! Ein voller Humpen von unserem Bocksbeutel, das ist mein Himmel! Und gelt, da guckst du auch lieber hinein als in die Marterspelunke!"

„Ihr seid das nicht gewohnt! Ich sehe sie alle Tage. Ein bischen griselt's mir wol auch manchmal durch die Knochen! Aber deshalb schmeckt mir mein Frühstück doch nicht schlechter", antwortete Rolling und schob das schwere Schlüsselbund an seinem Gürtel etwas rückwärts unter den Morgenpelz, den er anhatte.

Kaspar's Augen waren bohrend auf die Schlüssel geheftet. Er strich sich den Bart.

„Höre, Alter", fing er an, „mein Wort halte ich! Wir wollen etliche Maß Bocksbeutel trinken, daß uns ein Haarbeutel danach wächst. Aber — jetzt kann ich nicht! Ich muß irgendwo in eine Apotheke, um mir bittre Tropfen geben zu lassen! Zudem, es ist frühmorgens! In einer Stunde wird die Wache abgelöst. Wir haben keine rechte Muße mehr. Kannst du heut Abend abkommen?"

„Abkommen? Das geht nicht. Ich denke, wir nehmen unseren Trunk hier in der Wachtstube", entgegnete Rolling.

„Bist du gescheidt?“ fuhr ihn Schwarz an. „Daß die ganze Mannschaft mitsäuft? Glaubst du, daß die Beute soviel abwirft für einen kaiserlichen Reitersmann? Und wenn's noch unsere Leute wären! Aber es sind bairische Fußknechte vom Oberst Hemikhausen, die uns ablösen. Dumme Tölpel! Biersäufer mit Gurgeln wie die Fässer! Wenn die einmal an einen guten Wein kommen —“

Doch Rolling schüttelte den Kopf. „Abkommen! Das hieße vom Dienste kommen! Und wenn was passirte, steckten sie mich noch dazu etliche Monate ins Loch! — Es geht nicht!“

„Nun denn, ins Teufels Namen, heut Abend hier“, gab Kaspar nach. „Vor morgen früh geht's ja doch nicht an mit dem armen Hund. Heut Abend hast du denn doch wol ein paar Stunden Zeit?“

„Topp, heut Abend!“

Sie schüttelten einander die Hände. Rolling ging hinaus an sein Geschäft im Hause, Kaspar streckte sich auf die warme Ofenbank und schnarchte, bis die Wachablösung kam.

Sie geschah in dienstlicher Ordnung. Schwarz marschirte mit seinen Leuten ab bis auf den Platz am Dom; dort ließ er sie auseinander gehen.

„Heybold — Schärtling — ein Wort!“ rief er Zweien der Leute nach. Sie wandten um und kehrten zu ihm zurück. „Beharrt ihr noch auf eurem Sinn?“ fragte er sie halblaut.

„Wenn du mitgehst, ja! Es ist ein Hundedienst jetzt bei den Kaiserlichen!“ murrte Heybold.

„Ja“, sagte Schärtling, „die Baiern fangen an das Regiment zu führen! Wir sind immer Nummero Letzt, wo es etwas Gutes gibt, und Nummero Erst, wenn's Arbeit und Knochen kostet!“

„Gut also. Es bleibt dabei. Ich gehe mit!“ ant-

wortete Kaspar und reichte Beiden die Hand hin. „Heut Nacht müssen wir fort. Um zehn Uhr sattelt ihr eure Pferde und meins und Ulrich's!“

„Geht denn Ulrich auch mit? Er liegt ja krank bei den Franciscanern?“ sagte Heybold.

„Den alten Griesgram brauchen wir nicht, aber sein Pferd“, sagte Kaspar lachend. „Erst als Packpferd, denn ich muß Mancherlei mitnehmen! Und jenseit der Grenze verkaufen wir das Thier und theilen das Geld. Es ist ein Beutepferd wie andere auch!“ setzte er leichtsinnig hinzu.

„Das laß ich mir gefallen“, stimmte Schärtling bei.

„Wenn aber ein Offizier in den Stall kommt und fragt, warum wir satteln?“

„Ich sorge dafür, daß wir ein Commando auf Bamberg bekommen. Wir reiten ab in vollem Dienst.“

„Wie willst du das anfangen?“ fragte Heybold und sperrte staunend den Mund auf.

„Das laß meine Sache sein, Gänsekopf!“ brummte ihn Schwarz an. „Ich schaffe Parole und Thorzettel. Der Pferdejunge, der Joseph, soll die Pferde um elf Uhr aus dem Stalle führen und beim Dom, an der Thurmseite, auf uns warten. Er braucht nichts zu wissen, als daß wir auf Commando reiten. Aus der Stadt kommen wir dann leicht, wenn nur ....“

„Nun, wenn nur?“

„Das sollt ihr heut Abend erfahren. Wenn die Pferde gesattelt sind, kommt ihr erst auf die Rathhauswache. Da wollen wir einen Abschiedstrunk nehmen. — — Nun, macht fort!“ — — —

Abends punkt neun Uhr steckte Kaspar Schwarz den Kopf in die Wachtstube. Rolling saß schon am Ofen auf dem großen Lederstuhl, der sein Eigenthum war.

„Hundewetter!“ rief Kaspar und stolperte etwas hinein. Er warf den weiten Mantel ab über die Bank.

„Schaut einmal her!“ rief er lustig. Drei Bocksbeutelflaschen wurden sichtbar, zwei hatte er in den Händen, eine steckte ihm unter dem Arme.

„Da, schau Alter!“ er reichte ihm eine Flasche hin. „Das ist der rechte! Von gestern!“

Die Wachtmannschaft, es waren ihrer acht Kerle, sahen ihn verwundert an.

„Was reckt ihr die Hälse so nach mir?“ schnob sie Kaspar an. „Glaubt ihr, dieser Wein soll eure Gurgeln auswaschen? Kosten sollt ihr, damit euch der Kitzel doppelt sticht, und nachher doch dursten!“ Er schwenkte sich dabei auf einem Beine, indem er die beiden Flaschen in die Höhe hielt.

„Der hat schon seinen Giebel erleuchtet!“ sagte der Unteroffizier der Wache leise lachend zu seinem Nachbar. „Paßt auf! Der macht uns einen lustigen Abend! Wir wollen nicht blöde sein und zugreifen. Das kommt nicht oft wieder!“

„Du, Rolling“, rief Schwarz und seine Zunge lallte ein wenig, „schaff Gläser an oder Becher! Fauler Kerl du!“

„Steh' mir Sanct-Franciscus, mein Schutzheiliger, bei“, antwortete Rolling; „dieser Immerdurst ist schon halb betrunken! Nun, wir wollen sorgen, daß er nicht Alles allein hinterschluckt!“

Kaspar hatte sich gesetzt, die Flaschen standen auf dem Tische, Rolling rief durch die Thür nach dem Gange: „Grete! Zwei Gläser — die schweren vom Großvater!“

„Zwei?“ fuhr Kaspar auf. „Zwanzig, sag' ich dir, alle die Fußklepper da sollen mitsaufen!“

„Er ist voll wie ein Schlauch“, murmelte Rolling und

ging selbst hinaus, die Gläser holen zu helfen. — Kaspar hatte sich an den großen eichenen Tisch gesetzt und schlug mit der Faust darauf. „Setzt euch her! Strolche!“ schrie er den Soldaten zu. „Schuhzerreißer! Sohlentreter! Ihr sollt zu Ehren kommen! Ihr sollt mit einem Reitersmann zechen!“

„Er schimpft uns“, sagte ein Soldat unwillig zum Unteroffizier. „Der Hosenzerreißer! Der Satteldrücker!“

„Halt's Maul, Bärenhäuter du“, antwortete der Unteroffizier leise. „Du siehst ja, daß er geladen hat wie ein Schweinfurter Frachtwagen! Laß ihn schimpfen! In seinem Taumel gibt er uns was zum besten!“

Rolling und Grete kamen mit den Gläsern. Kaspar faßte das Mädchen und zog sie zu sich. „Komm her, Hexe! Sollst mitsaufen!“

Grete, Rolling's Magd, war ein robustes Frauenzimmer zwischen vierzig und funfzig Jahren. Sie stieß Kaspar von sich, daß er fast von der Bank fiel.

„Laßt doch den alten Scheuerbesen“, rief der Unteroffizier.

„Hab's immer mit den Mädeln gehalten!“ lallte Kaspar und griff wieder nach ihr.

„Ja, mit den jungen, achtzehnjährigen, aber der hängt ja schon das graue Gestrüpp um die Ohren.“

Grete eilte wieder hinauszukommen. — Rolling schenkte ein.

„Beim heiligen Franciscus, meinem Schutzpatron“, rief er, als er gekostet hatte. „Das ist der nämliche! Schmeckt einmal den Wein“, sagte er lüstern mit der Zunge schnalzend zu den Soldaten. „So etwas wird euch nicht sobald wieder über die Zunge laufen, ihr Schlucker!“

„Schenk mir ein! Saufaus du“, brüllte Kaspar mit

grinsendem Lachen, indem er ihn mit dem eben stürzend ausgeleerten Glas in die Rippen stieß, „willst du Alles allein durch deinen Schlund gießen? — Diese Beutelblase ist leer!“ schrie er noch lauter und faßte die erste ausgeleerte Flasche und warf sie gegen die Thür, daß sie in hundert Scherben zerfuhr. „Schafft mehr Wein an! Alles auf mein Kerbholz! Ein Dutzend, hier geradeüber in der Rose! — Lauft, ihr Gelbschnäbel! Holt den Wein! Alles auf Kaspar Schwarz' Kreide!“

Er trieb zwei junge Rekruten zur Thür hinaus, um Wein zu holen.

Keine Viertelstunde verging, so schallte das Gewölbe der Wachtstube von Geschrei, Gelächter, Singen, Brüllen und Fluchen wider. Kaspar vor Allen führte das große Wort. „So geht's in der Welt!“ rief er, „heut weiß, morgen schwarz. Schwarz! So heiß ich!“ unterbrach er sich. „Wir sind lustig! Uns schmeckt's! Der Hund da, der Ketzer, der Molch im Marterloch heult und nagt an den Knochen!“

„Hui!“ rief Rolling, „morgen wird er heulen! Wenn ihm die Zangen an den Knochen nagen!“

„Hol' Euch die Pest! Sauft! Daß wir nicht daran denken! Sauf aus!“ rief Kaspar und stieß an Rolling's Glas, daß der Wein überschüttete.

„Ihr vergießt ja mehr als Ihr trinkt“, bemerkte dieser, bedauernd daß der köstliche Wein auf die Erde floß.

„Sauf aus!“ wiederholte Kaspar. „Ist doch ... braver Kerl der Ketzer“, lallte er. „Bei — wie heißt doch das Hundsnest — hat er mir Pardon gegeben! Es ging heiß her! Einen hatte ich heruntergehauen! Ricks, racks über die Achsel durchs Brustbein!“ Er stand auf und machte solche Fechterbewegungen, daß ihm Alles auswich. „Da

lag der Kerl! Mir hieb ein böhmischer Hund von hinten über den Kopf!" Er packte Rolling mit der Faust ins Genick und schüttelte ihn, daß dieser sich kaum loswinden konnte. „Ricks, racks! Da lag ich! — Sie schmissen uns zusammen! — Schenkt euch doch ein, faule Pinsel ihr! — Ja, was ich sagen wollte, — Abends lag ich da — — verblutet — lechzte vor Durst — kam er angeritten — gab mir zu saufen, Kameraden — wäre sein Gefangener gewesen — ließ mich laufen — morgen geht's ihm schlecht — geht nicht anders in der Welt .... heut weiß .... morgen ... schwar . — schwarz", würgte er heraus. Er sank mit dem Kopfe auf den Tisch und lallte in seiner Trunkenheit unverständlich fort.

Die Thür öffnete sich. Heybold und Schärtling traten ein. Kaspar blinzelte ihnen halb wein- halb schlaftrunken entgegen. „Was wollt ihr Schufte?" fuhr er sie an.

„Hier geht's lustig her, wie ich sehe", sprach Heybold. „Du vergißt wol, Kaspar Schwarz, daß wir in einer Stunde reiten müssen?"

„Reitet zum Henker!" fuhr Kaspar auf.

„O weh", raunte Heybold seinem Kameraden Schärtling ins Ohr, „der ist himmelhageldick! Wie werden wir den auf den Sattel bringen!"

„Das laßt seine Sorge sein!" erwiderte Schärtling leise, „jetzt wollen wir mitzechen! Wir werden doch nicht trocknen Mundes abziehen? — Ruckt a bissel zusammen! Gönnt uns auch a Platzl", fügte er in seiner österreichischen Mundart hinzu.

„Sauft ihr! Du! Heybold, hierher!" rief Kaspar Schwarz und zerrte denselben an seine Seite.

Das Lärmen, das Jauchzen und Singen begann von neuem. Kaspar schrie bald wie toll, bald lallte er mit

schwerer Zunge. Er befahl immer neuen Wein herauzuschaffen, ließ sich immer wieder einschenken, vergoß aber mehr als er trank, wenn er taumelnd, das Glas in der unsichern Hand, schwankte oder mit dem schweren Fuß desselben auf den Tisch stieß. Der Lärmen wuchs; jetzt starrte Kaspar nur noch mit gläsernen Augen halb bewußtlos in das immer toller werdende Getümmel. Da plötzlich wurde er bleich wie Kreide und sein stumpfes Auge schoß einen wilden Blitz nach der Thür. Sie öffnete sich und Zaloska trat ein. Kaspar zitterte vor Wuth; er zog Heybold an sein Ohr und flüsterte ihm etwas zu, wovon Kolling nur das Wort spioniren verstand.

„Hm! Hm! Schon gut", murmelte Heybold.

Zaloska schlich, wie eine lauernde Katze, näher an den Tisch. Die Soldaten bemerkten ihn nicht. Er aber warf lüsterne Blicke auf die vollen Flaschen und Gläser. Kaspar hatte Arm und Kopf auf den Tisch gelegt; er schien schlafen zu wollen. Zaloska war froh darüber, denn Niemand war ihm so zuwider als Kaspar, und er fürchtete ihn. Heybold, der ihn näher schleichen sah, rief ihm zu: „Setzt Euch her, trinkt mit uns — hier geht Alles frei aus! Schenkt ihm ein, Kolling!"

Dieser that es. Zaloska schluckte begierig. Sein graues fahles Gesicht bekam einen Anflug von Röthe; er trank ein zweites Glas mit gleicher Lust! „Der ist noch frisch bei Kräften", rief Heybold und trank ihm zu.

Der wirbelnde Lärm, das Schreien, Singen, Toben stieg auf doppelte Höhe. Zaloska zechte mit, gierig wie ein wildes Thier. — Kaspar schnarchte!

— — — Während in der Wachtstube das wilde Gelag immer wilder wurde, und die viehische Völlerei immer viehischer, und die niedrige Lust der Sinne bis zum höchsten Tau-

mel sich steigerte, lag der alte treue Wolodna einsam, verzweifelnd in seiner finstren Kerkergruft. Ihn umgab lautlose Stille; nicht der erhebende Klang der Kirchenglocken, nicht das schallende Getümmel des Gelages drang in seine grauenvolle Einsamkeit. Er hatte lange in Ohnmacht gelegen; endlich schüttelte ihn der Frost wach. Er wußte nicht, ob es Tag oder Nacht sei, denn hier war kein Wechsel der Zeiten.

Nur das Bild des schauervollen „Morgen", das ihn erwartete, drängte sich durch die Finsterniß. Die Marterwerkzeuge schwebten ihm vor Augen in dem düsterrothen Schimmer, unter dem er sie erblickt hatte. Es durchrann ihn eisig, seine Glieder bebten, seine Seele verzagte! — — —

Da rasselte es dumpf klirrend über seinem Haupte. „Jesus, mein Heiland", rief er, „sie kommen, mich zu holen! Ist die Stunde denn schon da!" er sank in die Knie und rang die Hände im Gebet. „O, du allmächtiger, du allgütiger Gott", flehte er, während ihm die Zähne klappernd gegeneinander flogen, „gib mir Muth, gib mir Kraft, daß ich nicht von dir abfalle in der Stunde der grausen Marterangst!"

Ein fahler Lampenschimmer fiel durch die Oeffnung über ihm in seine Todtengruft. Das Gitter wurde gehoben.

„He, holla", tönte eine rauhe, aber gedämpfte Stimme, indem das Seil hinuntergelassen wurde, „seid Ihr wach? Faßt das Seil! Rasch, beeilt Euch!"

Wolodna stand betäubt vor entsetzenvoller Angst, er vermochte nicht mit seinen zitternden Händen das Seil zu fassen.

„Eilt Euch, Alter!" rief es nochmals.

„Ewige Gnade", wimmerte Wolodna und schlang das Seil unter die Achseln durch, „so muß es denn sein!"

Eine starke Faust griff nach dem Seilende; er wurde heraufgehoben.

Die Sinne schwanden ihm fast; er wurde rasch durch die Oeffnung gezogen, kräftige Arme empfingen ihn und stellten den Schwankenden auf seine Füße.

„Gott sei Dank", sagte die Stimme von zuvor, „daß wir Euch noch bei Sinnen finden! Nur Muth, Alter! Jetzt sollt Ihr bald geborgen sein!"

Wolodna wußte nicht, ob er wache oder träume.

„Kennt Ihr mich? Wir haben uns schon sonst getroffen. Wißt Ihr? Droben auf dem Erzgebirge, wo mich die Halunken braten wollten? Ihr halft mir, jetzt helfe ich Euch. Eine Hand wäscht die andere. Seht mich an! Jetzt mache ich's wett!"

Wolodna starrte den Sprechenden an, die Zunge versagte ihm den Dienst.

„Ihr kennt mich nicht mehr, aber das thut nichts! Anfangs kannte ich Euch auch nicht! Ich wußte nur, daß ich Euch irgendwo gesehen haben mußte. Nun, ich heiße Kaspar Schwarz! Damit genug! Ich schaffe Euch fort, wir desertiren heut noch Alle. Wenn Ihr Euch nur zu Pferd halten könnt! Könnt Ihr?"

„O himmlische Barmherzigkeit, Rettung und Befreiung?" rief Wolodna, und die Thränen strömten aus seinen Augen.

„St!" winkte Kaspar. — „Nun die Canaille hier hinunter", raunte er seinen Begleitern zu. Sie packten einen Menschen, der bewußtlos auf dem Boden lag, bei Kopf und Füßen, schlangen ihm das Seil um und senkten ihn hinab. „Das versoffene Vieh können sie morgen mit der Bösen Elisabeth wecken", murmelte Schwarz mit verzerrtem Munde. Indem das Gesicht des Hinabgesenkten in der Oeffnung verschwand, fiel der volle Schein der Laterne darauf, und Wolodna erkannte Zaloska!

Es war ihm, als sähe er den allgerechten Gott selbst Gericht halten.

„Sacht!“ gebot Kaspar Schwarz, „die Knochen möchte er zerbrechen! Daß er aber nicht aufwacht aus dem Schlafe und das Haus wach heult!“

Der Bewußtlose fiel dumpf auf den Boden des Kerkers nieder. Das Seil wurde rasch aufgeschleift, das Gitter zugeworfen.

„Nun fort! Eilig!“ befahl Schwarz. Wolodna wurde ein großer grauer Reitermantel übergeworfen und die Begleiter zogen ihn fort, hinaus. Sorgfältig schloß und riegelte Schwarz die Thür hinter sich zu. „Sie dürfen nicht zu früh Lunte riechen“, meinte er. Durch gewundene Gänge und Treppen, durch mehrere offene Thüren, die Kaspar alle wieder hinter sich schloß, eilten sie vorwärts. Jetzt standen sie in der trüb erleuchteten Wachtstube.

„Sie schnarchen um die Wette wie die Bären und Dachse“, flüsterte Schwarz im Eintreten. „Da Freund Rolling! Stehlen will ich dir deine Schlüssel nicht!“ sagte er mit halbunterdrücktem Lachen und hing ihm das schwere Schlüsselbund an den Gürtel. Dann griff er Wolodna unter den Arm, führte ihn, seine wankenden Schritte unterstützend, zwischen der tief betrunkenen Mannschaft leise hindurch und sagte im Vorübergehen: „Ihr dachtet, ich sähe den Himmel für einen Dudelsack an! Jetzt sollt ihr euch wundern, wie er aussieht, wenn ihr ausgeschnarcht habt!“

Sie traten in den Thorweg. Die Thür war, von Schwarz schon zuvor aufgeschlossen, nur angelehnt. Leise gingen sie hinaus. Als Wolodna wieder die freie Luft des Himmels athmete, dünkte es ihn, wie winterlich rauh sie war, ein neuer Lebenshauch erfülle seine Brust. Er sah des Himmels Sterne zwischen ziehendem Gewölk, sein Auge füllte sich mit heiligen Thränen.

Die Domglocke schlug an; sie klang ihm wie die hehre

Stimme Gottes selbst. Mitternacht wie gestern! Was hatte er in dem Zeitraum eines Tages, der ihn ein Jahr dünkte, geduldet an Qual und Angst! Und nun die Rettung! Ein stummes, brünstiges Dankgebet stieg aus seiner Brust zum Himmel! Wie gern wäre er fromm auf die Knie gesunken! — Allein Schwarz zog ihn hastig vorwärts.

„Der Bursch, der Joseph, wird doch bei den Pferden sein, Heybold?“ fragte er.

„Freilich; er wartet unterm Thurme auf uns!“

„Du hast doch meinen Mantelsack nicht aufzuschnallen vergessen auf Ulrich's Pferd, Schärtling?“

„Es ist Alles in Ordnung!“

Still, hastig schritten sie durch die finstren, beschneiten Straßen. Am Dom stand Joseph und hielt die Pferde. Sie saßen auf. In fünf Minuten waren sie am Thore. Kaspar Schwarz gab die Parole und Runde. Wolodna zitterte bis in die Knie; noch war er nicht gerettet! Doch der Wachtunteroffizier sagte sein „Passirt“, und eine Minute später schloß sich das Thor hinter ihnen; die Gefahr für Alle war vorüber.

Es war heiteres Winterwetter geworden.

„Nun, denke ich“, rief Schwarz, „werden wir an der Grenze sein, ehe die Schuhzerreißer ihren Rausch ausgeschlafen haben!“ und gab seinem Rappen die Sporen.

Wolodna aber schaute hinauf zu einem funkelnden Sterne über ihm und dachte:

„So hell hat Gottes Auge über mir gewacht!“

Vierundzwanzigstes Buch.

Dreißigstes Capitel.

Der Graf Thurn ging mit großen Schritten im Zelte auf und nieder. In seinen Zügen drückte sich die heftige Bewegung seiner Seele aus. Er schien mit sich selbst nicht einig über wichtige Entschlüsse, die in seinem Innern gärten.

Xaver Rechodom stand einige Schritte entfernt vom Grafen, ehrerbietig auf die Befehle wartend, die ihm dieser ertheilen werde. Auf dem Feldtisch in der Mitte des Gezeltes lagen verschiedene Briefe und Schriften. Thurn trat noch einmal heran, nahm einen Brief auf, durchflog ihn rasch, aber scharf aufmerksam, und sagte endlich:

„Ich kann nicht daran zweifeln, Xaver, daß wir, Mansfeld und ich, so gut wie unserer Dienste entlassen sind. — Was mir die Gräfin schreibt, stimmt ganz mit Dem überein, was ich ihr von hier aus melden mußte. — Mansfeld's Brief verweist mich auf Wolodna; aber er ist unbegreiflicherweise noch immer nicht eingetroffen, während Mansfeld meint, ich müsse ihn längst gesprochen haben."

„Es wird ihm doch kein Unfall zugestoßen sein?" versetzte Xaver mit dem Ausdruck der Sorge und Theilnahme.

„Ich denke doch nicht!" war Thurn's Antwort. „Die schlechten Wege, besonders wenn er nicht auf der großen Straße geblieben ist, halten ihn wol auf! — — Es beunruhigt mich jetzt Alles. Auch die Lage der Dinge überhaupt sehe ich ungünstig an. — Und wenn ich auf meine eigenen Angelegenheiten blicke, steigert sich meine Sorge und mein Unmuth. Der Fürst von Anhalt ist ein wackerer Mann, ein erfahrener Krieger, allein ich denke nicht, daß ich ihm in irgend einem dieser Punkte nachstehe, und was die Verdienste um Böhmen anlangt ...."

„So solltet Ihr wahrlich Böhmens König sein", fiel Xaver zwar halb scherzend, doch mit Wärme ein. „Ihr seid stets der erste Führer unserer Sache gewesen, Ihr habt ihr überall die Bahn gebrochen, habt ihre glänzendsten Siege erfochten! Wahrlich, wenn ...."

„Das sind Träume — Thorheiten", erwiderte Thurn lächelnd, aber doch sichtlich erfreut durch Xaver's Meinung. „Ja, mein lieber, junger Freund, wenn es möglich in der Welt wäre, überall nur das Verdienst geltend zu machen — ich glaube, ich hätte Einiges in die Wagschale zu legen, was gegen Böhmens Krone nicht allzu leicht wäre! Ich habe, warum soll ich's nicht bekennen, im ersten Anflug meines Glücks und meiner Siege auch einmal davon geträumt .... als wir vor sechs Monaten hier vor Wien standen wie jetzt! Wären wir damals hineingekommen! ... Nein! Dennoch nicht — nimmermehr", fuhr er fort. „Wir mußten einen König haben, der schon vorweg über Allen stand, sonst gab es des Unfriedens und Neides gar kein Ende. Auch er wird's schwer haben! Er macht es sich selbst schwer, wenn er gegen Alle so ungerecht ist wie gegen mich und Mansfeld!"

„Ich glaube nicht, Graf Thurn", antwortete Xaver

jetzt völlig ernst, daß irgend Jemand in Böhmen Euch aus Neid feindselig gewesen sein würde. Eure Rechte hätte ein Jeglicher anerkannt."

„Hm!" lächelte Thurn bitter und schüttelte den Kopf. „Wie jung betrachtest du die Welt noch, mein Freund!... Wäre denn Graf Albrecht Wallenstein nicht auf unserer Seite gewesen? — Allein er wollte ja nicht einmal neben mir befehligen!"

„Er ist nun einmal von der andern Partei", antwortete Xaver. „Sein Glaube ..."

„Glaubst du an seinen Glauben? Ich glaube anders, ich darf sagen, ich weiß anders! In der Nacht ..... Horch! Es kommt Jemand!" unterbrach sich Thurn auflauschend, „es wird der Oberst Redei-Ferenz sein, ich erwarte ihn."

Der Oberst wurde gemeldet. Thurn nickte bejahend.

„Geh' jetzt, Xaver", sagte er zu diesem, „wohlerwogen, ich will dich lieber doch jetzt nicht nach Prag schicken. Du bist mir nützlicher hier. Böhmens Sache, die Sache unseres Glaubens, geht der meinigen vor. Wir müssen Wien erst mit aller Kraft angreifen, ich will mein Möglichstes thun, Bethlen Gabor durch den Obersten dazu zu bestimmen. Und sind wir hier glücklich, so führt sich auch meine Angelegenheit besser. Bleib also hier und führe selbst den Streifzug am Donauufer. Ihr müßt sogleich aufsitzen."

Xaver ging; der Oberst Redei-Ferenz trat ins Zelt. Er war der Führer des Hülfsheeres, welches Bethlen Gabor schon in Mähren zu Thurn's Heer hatte stoßen lassen, und mit dem er jetzt über Znaym vor Wien gerückt war. Redei war ein kühner, aber rauher Krieger. Sein Sinn war stolz wie sein Wuchs. Er trug eine rothbraune Wolfsschur über dem Wams; eine mit Pardelfell und Gold ver-

brämte Mütze mit schwarzen Federn; der Säbel hing ihm an einer goldenen Kette um die Hüfte. Haar, Bart und Auge waren glänzend schwarz; eine stolze Stirn, gebogene Nase und blitzend weiße Zähne vollendeten die stolze Erscheinung.

„Willkommen, Oberst", redete Thurn ihn an; „nehmt Platz, bitt' ich."

„Es ist kalt und stöbert", sagte er, die begrüßende Anrede nur durch eine Verbeugung und die dargereichte Hand erwidernd, indem er den Pelz schüttelte und ihn dichter zusammenzog. „Die Leute liegen elend im Lager!"

„Darum ist meine Meinung, Oberst", sagte Thurn, indem er sich setzte, „daß wir dieser Lage ein Ende machen." Er breitete dabei eine Karte vollends aus, die schon halb aufgeschlagen auf dem Tische lag.

„Denke auch! Graf Thurn. Und ich bringe gute Zeitungen. Der Fürst rückt an! Er ist uns nahe. Eben brachte mir ein Tatar die Nachricht, daß er Presburg genommen hat; der Erzherzog-Palatinus hat ihm vorgestern die Stadt übergeben."

„O, wenn wir dem Fürsten dafür morgen Wien überliefern könnten", rief Thurn aus.

„Es könnte Rath werden! Denn noch heut wird Bethlen Gabor hier eintreffen. Gestern hat er das Schloß Petronel erstürmt; ein Theil seines Heeres muß heut schon bei Fischerment über die Donau gegangen sein!"

„Das ist die dringendste Aufforderung für uns, unseren Uebergang hier aufzunehmen, Oberst Redei-Ferenz", sagte Thurn lebhaft. „Ich habe den Angriffsplan schon entworfen", fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf die Karte deutete und die einzelnen Punkte, von denen er sprach, berührte. „Wir greifen morgen mit dem Frühesten die

Schanzen der Kaiserlichen diesseit der Donaubrücke an. Zugleich werde ich einen Scheinübergang über den Strom bei dem Dorfe Fischer veranstalten. Das wird Boucquoi bestimmen, sein Heer zu theilen; er zieht sich vielleicht auf das rechte Ufer zurück und dann stürmen wir seine Schanzen und die Brücke. — Will das Glück mir wohl, so empfangen wir morgen Euren Gebieter in der kaiserlichen Hofburg."

„Hm!" erwiderte Rebei-Ferenz. „Es läßt sich hören. Wir müssen angreifen, sonst verfaulen unsere Leute im Koth. Sie klappern vor Nässe und Frost, und ihr Magen bellt Tag und Nacht. Rückt der Fürst auch noch vollends heran, so sind wir achtzigtausend Mann stark. Wie sollten wir die ernähren? Wir müssen Wien nehmen. Und haben wir es nicht in drei Tagen spätestens, so .... Horch! Ein Kanonenschuß! Noch einer! — Ein Gefecht! — Wo kann das statthaben!"

„Es wird wahrscheinlich auf einen Trupp böhmischer Reiter geschossen, die ich die Donau aufwärts geschickt habe, um die Aufmerksamkeit Boucquoi's dorthin zu ziehen", erklärte Thurn.

„Also kaiserliche Kanonen!" sprach Rebei-Ferenz vor sich hin. „Sind Eure Leute nach der Gegend von Fischer zu geritten?" fragte er.

„Ja. — Ich will, daß Graf Boucquoi aufmerksam auf den Punkt wird."

„Gut, sehr gut. — Also morgen? Und die Stunde?"

„Wir rücken vor Tagesanbruch aus; um sechs Uhr, denke ich; daß wir dicht vor den Schanzen stehen, ehe sie uns dort vermuthen."

„Mir ganz recht."

Ein Klirren von Waffen und Sporen ließ sich vor dem

Zelte hören. Die Ordonnanz trat ein und meldete den Obristzeugmeister Harrant und Oberst Berka mit dem Zusatz, sie hätten wichtige Nachrichten zu bringen.

„Laßt die Herren eintreten!“ bestimmte Thurn.

Nach kurzem Gruß unter den Führern begann Berka in seiner stürmischen Weise: „Wißt Ihr das Neueste? — Der Kaiser ist selbst wieder in Wien! Auf die erste Nachricht von unserem Anrücken ist er von Gratz aufgebrochen und hat sich wieder in seine Hauptstadt geworfen!“

Thurn und Redei ließen ein Murmeln der Anerkennung hören. „Wäre Friedrich so thätig und voll Muth und Eifer für seine Sache wie Ferdinand für die seinige“, dachte Thurn, „es stünde besser um uns.“

„Wir werden nun auf sehr ernsten Widerstand gefaßt sein müssen“, bemerkte Harrant.

„Es sind schon Maßregeln getroffen, die darauf deuten“, fiel der stets genau unterrichtete Berka ein; „die Bürger, denen man nicht mehr traut, sind entwaffnet worden.“

„Vergebt“, fiel Thurn ein, „das ist schon nach unserem erstern Abzuge geschehen, durch den Erzherzog Leopold.“

„Wohl wahr, Thurn, aber allmählich hatten Die, so vielleicht uns anhängen mochten, sich doch wieder mit Waffen versehen; jetzt ist's mit größter Strenge untersagt. Der Kaiser hat auch mit Boucquoi Kriegsrath gehalten. — Er ist entschlossen, jeden Stein in Wien zu vertheidigen.“

„Entschlossen ist er“, bekräftigte Thurn mit Nachdruck und einem halben Seufzer, der entweder sagte: „Es wird uns schwer werden“ oder „Wäre doch ein Anderer auch so entschlossen!“

„Also angreifen!“ sagte Redei und faßte an den Säbel.

„Entschlossen und schlau“, fiel Berka ein. „Auch Pater

Lamormain rührt sich; es sind wieder Unterhandlungen im Gange", fuhr er zu Thurn gewandt, aber mit einem Seitenblick auf den Obersten Rebei-Ferenz, fort; „in München, Regensburg, Würzburg, überall hat er seine Helfer, die das Netz seiner diplomatischen Künste ausspinnen."

Das Wort „überall" hob Berka wiederum scharf hervor und begleitete es mit einem abermaligen Blick auf den Obersten. „Bestätigen sich auch Eure Nachrichten über das Vorrücken Eures Gebieters, Oberst Rebei-Ferenz", fragte er diesen plötzlich.

„Ich habe soeben dem Grafen Thurn mitgetheilt, daß der Fürst Presburg und Schloß Petronel genommen hat und bei Fischerment über die Donau gegangen sein muß."

„Gegangen ist, Oberst", erwiderte Berka.

„Ja, er ist in vollem Anrücken auf dem rechten Donauufer", bemerkte Harrant.

„Die Nachrichten, die mir ein Tatar überbracht hat", entgegnete Rebei, „stellen das Letzte nur in Aussicht."

„So sind die unsrigen frischer", entgegnete Berka. „Allein der Fürst wird nur mühsam vordringen können, da alles Land zwischen hier und Presburg ausgesogen ist. Keine Feder, keine Klaue mehr zu finden. Tiefer Sumpf und Koth, Nachts Frost, bei Tage Schnee und Regen."

„Wie hier! Also angreifen", erwiderte Rebei lebhaft, „angreifen bleibt mein beständiges Wort, damit der Fürst etwas gethan findet."

„Wenn es nicht räthlicher wäre", meinte Harrant, „die Ankunft des Fürsten Bethlen Gabor zu erwarten, damit wir in der Uebermacht sind."

„Nein, Harrant", entgegnete Thurn, der bisher nachdenklich zugehört, aber geschwiegen hatte, „wir müssen angreifen. Jeder Tag hier erschwert unsere Lage, und wenn

das Heer des Fürsten hier ist, verdreifachen sich die Schwierigkeiten. Nicht der Feind, der Hunger schlägt uns, und Frost und Seuchen!"

„Angreifen, angreifen, und lieber heut als morgen", rief Berka mit steigendem Eifer. „Tausend Gründe für einen; angreifen."

„So sind wir einig", erwiderte Thurn.

„Ich stehe um sechs Uhr vollzählig unter Waffen", sagte Redei. „Ich will sogleich selbst die Anordnungen treffen. Hättet ihr noch etwas?" — Da die Andern schwiegen, sagte er nur: „Gute Nacht denn!" und schied mit diesem kurzen, rauh gesprochenen Wort.

„Könnt Ihr Euch auf ihn verlassen, Thurn?" fragte Berka und sah ihm finster nach.

„Wie sollt' ich nicht? Alle unsere Vortheile gehen ja zusammen!" antwortete Thurn erstaunt.

„Ihm möchte ich auch allenfalls noch trauen. Er ist ein Kriegsmann, roh — aber nicht falsch!" erwiderte Berka. „Allein sein Herr ... ich weiß, daß Lamormain ihm wieder den Italiener Piccolomini entgegengeschickt hat. Ich fürchte, Bethlen Gabor sorgt, wenn's zur That kommt, nur für sich, und rückt allein darum mit Heeresmacht heran, um seinen Unterhandlungen mehr Nachdruck zu geben! — Das ist ein Hauptgrund zum Angriff."

„Also deshalb sahst du den Obersten so scharf an, als du der Unterhandlungen gedachtest!" sprach Thurn lächelnd. „Nein, glaube mir, daran denkt er nicht. Er will fechten. Ihn lockt der Kriegsruhm, die Belohnung und, ich will's zugeben, die Beute!"

„Mag sein! — Desto besser!" warf Berka hin.

„Wollt Ihr mit mir zur Nacht speisen, Freunde?" fragte Thurn; „so seid in einer Stunde wieder hier!"

„Ich sage Ja“, antwortete Berka. „Weiß man doch nie vor der Schlacht, ob es nicht der letzte Abend ist, an dem man sich spricht.“

„Ich nehme es auch von Herzen gern an, Thurn“, sagte Harrant offen, ihm die Hand reichend. „Wenn ich meine Befehle gegeben und alle schweren Stücke untersucht habe — denn morgen könnten wir sie gebrauchen — bin ich wieder hier.“

Sie gingen.

Thurn war allein. — Er ging nachdenklich auf und nieder. Es war eine große Veränderung in seinem Innern, in seinem Gemüth vorgegangen seit einigen Monden. Als er damals vor Wien stand, flatterte das Banner seiner Hoffnungen hoch; seine Seele war voll Muth und Vertrauen. Er glaubte sich damals schon Herr der habsburgischen Hauptstadt — und mußte umkehren, da er schon einen Fuß im Thore hatte! Jetzt stand er wieder vor der Burg Ferdinand's! Bald konnten die Kugeln seiner Geschütze abermals in die Gemächer des Kaisers schmettern. Sein Heer war stärker durch ein mächtiges, verbündetes; und ein noch mächtigeres rückte an! Die Verhältnisse waren ihm günstiger, die Wahrscheinlichkeit größer! Und dennoch — er fürchtete auf äußerster Spitze mehr den Umschlag des Glücks, als er dessen Erfüllung hoffte!

Seine Ahnungen schwebten um die Wahrheit; ein finstres Bild der Zukunft stellte sich in schwankenden Umrissen vor ihn hin.

Wohl ihm, daß er es nicht in seinen vollen Schrecken sah; er hätte entsetzt, vernichtet davor gestanden wie vor dem Jüngsten Gericht. Jetzt zeigten sich nur die ersten Flammenspitzen, die aus dem finstren Abgrund hervorleuchteten!

Noch düstrer blickte Thurn auf sein Vaterland, auf

sein eigenes Schicksal. War Böhmen jetzt glücklicher? War es sicherer? War selbst die Freiheit des Glaubens ihres Jochs entledigt? Elisabeth hatte ihm Manches von den Ansichten des Königs und der Königin und dem Eifer ihres geistlichen Raths Scultetus geschrieben, das bittere Gefühle in ihm weckte.

Und endlich, wenn er den Blick auf sich selbst richtete, wie hatte sein Los sich gestaltet! Sein Haß gegen Oesterreich war finster erwacht, da ihm Mathias das Burggrafenthum von Karlstein nahm und es Martiniz übertrug. Und was erwartete ihn jetzt? Er, der oberste Feldherr seines Landes, durch dessen Wahl, durch den feierlichen Beschluß seiner dreißig Verwalter auf diesen Gipfel gestellt, er sollte einem Andern den Platz einräumen, den er durch blutige Schlachten und Siege erkämpft hatte! Er hatte den Feind seines Vaterlandes in seiner Hauptstadt gedemüthigt, er schwang zum zweiten mal das Schwert dicht über seinem Thron, und doch sollte ein Anderer — selbst wenn er siegte, ein Anderer — die Früchte pflücken, dem sie noch keinen Tropfen Schweiß oder Blut gekostet hatten!

Von allen Seiten sah er den Bau seiner Hoffnungen zusammenstürzen! Und was ihn im innersten Heiligthum seines Herzens und Daseins bedrohte, welche Schmerzen sich ihm an der Stätte bereiteten, wo Jeder die Blüten des Friedens, des Trostes, des Labsals zu pflücken erhofft, nach Sturm und Arbeit des Lebens und der Welt — das ahnte er noch nicht! — —

Xaver trat ein. Er berichtete von dem Streifzuge der Reiter am Donauufer, den er selbst geführt. Es schien, daß Boucquoi ernstlich aufmerksam auf das Unternehmen geworden sei. Er hatte mehrmals feuern lassen, selbst Streifcorps ausgesandt, und andre, stärkere Massen rück-

wärts über die Brücke auf das rechte Ufer der Donau gezogen.

„Es hat gewirkt“, sprach Thurn zufrieden.

Er lud auch Xaver zum Nachtessen. Die Diener traten schon ein, um die Vorbereitungen dazu zu treffen. Harrant und Berka kamen zurück. — Es war ein kleiner, trauter Kreis; doch wollte kein Lichtstrahl der Heiterkeit ihn erhellen! Nicht der Blick auf den Kampf am nächsten Morgen verscheuchte die frohere Stimmung der kriegsgewohnten Männer; allein es bewegte sich in der Seele Aller etwas von Dem, was in Thurn's Brust so tief wogte und kämpfte. Nur Xaver war in seiner Reinheit nicht von Vorwürfen, in seiner jugendlichen Hoffnungskraft nicht von Sorgen bedrängt; doch in seiner weichen Brust klang mit leisem, überwältigendem Ton die Saite der Sehnsucht an, und ihrem schmerzlich süßen Laut mischte sich ein dunkel murmelnder der Unruhe bei, um Theresens Vater. — So blieb ein trüb verschleierndes Gewölk über dem Mahle gelagert. Der helle Gläserklang mit dem feurigen Tokayer verlor sich ins Leere, denn er fand in keiner Seele Widerklang.

Die Zeit der Nachtruhe war da. Man schied mit stummem Händedruck.

Bald war Thurn allein. Er streckte sich angekleidet auf sein Feldbett, nur mit dem Pelzmantel bedeckt. Eine matt brennende, unstet flackernde Lampe in der Ecke auf dem Tisch verbreitete ungewisses, dämmerndes Halblicht in dem Zelt. Die Nacht draußen war düster und rauh. Der Wind heulte über die mit nassem Schnee bedeckten Felder; die Zeltwände waren in steter, wallender Bewegung. Der eisige Strichregen, mit Schnee untermischt, gesellte sein unheimliches Geräusch zu dem hohlen Sausen des Sturmes. Dennoch herrschte der Eindruck schauriger Einsamkeit und Stille;

der schwere, klirrende Schritt der Schildwachen vor dem Zelte, und von Zeit zu Zeit ein murmelndes Wort, waren die einzigen menschlichen Laute, die sich vernehmen ließen.

Thurn war müde; mehr noch, erschöpft, zerschlagen. Er fühlte die Ermattung, die von der gedrückten Seele ausgeht. Dennoch floh ihn der Schlaf. Auf Minuten nur verfiel er in den Zustand halbwachen Traumes, wo Bewußtsein und willenlose Bilder der Phantasie in seltsamen Kampf traten. Sein Kopf war schwer, erhitzt. Die äußerste Abspannung wechselte mit einer fieberhaften Wallung. Endlich unterlag die körperliche Kraft, und fast mit betäubender Schwere senkte sich der Schlaf auf seine Augenlider. Der Geist arbeitete fort in dem überwältigten Körper. Es jagten sich wüste Bilder, in schwindelerregenden, immer wechselnden, unendlichen Zügen durch das Gehirn des Träumenden. Bald sah er sich in Prag in dem Getümmel des ersten Ausbruchs des Streites auf dem Hradschin. Er sah den erbebenden Slawata, den steinernen, marmorbleichen Martiniz, den verzweiflungsvoll flehenden Fabricius. Die Worte, die er gesprochen: „Hier habt ihr auch den Andern", als Slawata die Gewaltthat erdulden mußte, rief er auch jetzt laut aus. Sie erschallten in einem hohlen, wie aus der Tiefe der Erde dringenden Tone, und ein wildes Gelächter folgte ihnen nach. Es dünkte ihn, daß eine Stimme des Abgrundes so durch seinen Mund rufe. Slawata stürzte, Thurn wollte ihn halten, retten, aber er war wie angewurzelt am Boden, seine Füße mit Blei belastet, die Arme erstarrt. „Zu spät! zu spät!" stöhnte er. — Jetzt verfinsterte sich die Luft. Ein furchtbares Unwetter zog am Himmel auf. Der schwarze Qualm der Wolken drang bis in den Saal. Alles war in Nacht begraben. Plötzlich zuckten lohe Blitze. Eine Feuersbrunst loderte auf, die ihre verzehrenden Gluten

weit über die Erde hinwälzte und rings am ganzen Horizont emporflammte. Schwarze Klüfte rissen sich dazwischen auf, und Ströme Bluts flossen zwischen den ausgebrannten, verkohlten Ufern.

„Wehe, Wehe, Wehe!“ tönte es aus den Lüften herab.

Und es dünkte ihn, ein zürnender Geist schwebe mit breiten schwarzen Flügeln, die den ganzen Himmel deckten, über seinem Haupte, und entsetzt warf er sich auf das Antlitz und drückte es in den Erdboden, um dem grauenvollen Anblick zu entgehen. Eine sanfte Hand richtete ihn auf. Es war Elisabeth; sie streifte ihm das Haar von der Stirn und sprach milde: „Siehe deine Tochter!“ Thekla stand im weißen Gewande, das Haupt mit dem Brautkranze geschmückt, vor ihm. Er faßte sie, wollte sie ans Herz ziehen, allein wie er sie berührte, sank sie bleich zusammen und er hielt eine Leiche in seinen Armen.

Plötzlich war Alles wieder finster und öde. Der Mond stieg blutigroth am Horizont auf und goß trüben Dämmerschein über die Erde; sie lag still und todt. Thurn sah sich rings unter Trümmern. In Asche gesunkene Menschenwohnungen umgaben ihn. Ein weiter Kirchhof voller Leichensteine, nackter Schädel und Gerippe dehnte sich vor ihm aus. Aus dem Boden stieg eine düstere Rauchwolke auf, die riesig bis in den Himmel wuchs. Sie theilte sich, und der Wunderbau einer hohen, weiten Kirche, deren Thurmzinnen sich droben im Aether verloren, stand vor ihm. Der Mond, höher heraufgeschwebt, goß ein silbernes Licht des Friedens über den heiligen Bau aus. Die Pforten öffneten sich; in dem hochgewölbten Schiff lagen Tausende auf den Knien zwischen den aufstrebenden Pfeilern; nur der Glanz der Kerzen vom Hochaltar drang dem Auge mit blendendem Strahl entgegen.

Eine Gestalt im weiten, weißen Priestergewande trat aus der Pforte. Es war ein ehrwürdiger Greis mit milden Zügen; sein Bart floß silberweiß bis auf den Gürtel herab. Er richtete den Blick auf Thurn voll Sanftmuth und doch voll Vorwurf.

„Du wolltest sie zerstören“, sprach er mit geisterhaftem Ton und deutete auf die Kirche; „siehe, mein Sohn, wie sie sich in neuer Pracht erhebt! Ich habe sie auferbaut.“

Die Gestalt trat näher. Sie faßte Thurn's Hand, daß er zusammenschauerte in Furcht und Ehrfurcht.

„Wer bist du?“ fragte er traumverwirrt, aus-gepreßter Brust. „Von wannen stammst du?“

„Ich bin so alt als die Welt; ich werde wandeln auf ihr, bis die Posaune des Gerichts schallt, — ich bin der Glaube!“ — —

Dröhnender Hall schlug an Thurn's Ohr. Er fuhr verstört auf; rings war Nacht um ihn. Eine Hand hielt ihn, — er wollte sich losreißen in krampfhaftem Entsetzen.

Da tönte eine menschliche Stimme mild in sein Ohr: „Erhebt Euch, Graf! Die Signale rufen.“

Es war Xaver; Thurn fühlte den Druck seiner warmen Hand. Von innerer Gewalt getrieben, sank er an des Jünglings Herz und preßte ihn heftig an die Brust. Draußen schmetterten Trompetenstöße, dröhnten Trommeln.

„Zu Pferd, zu Pferd!“ rief Thurn voll Bestürzung.

Bald saßen sie zu Roß und ritten an der Spitze der Mannen hinaus in den grauenden Tag, zur Schlacht.

Einunddreißigstes Capitel.

Kaiser Ferdinand der Zweite saß in der Burg zu Wien in dem Vortragszimmer, mit dreien seiner Räthe: Fürst Eggenberg, Graf Trauttmansdorff und Graf Fugger. Der Beichtvater Lamormain hatte, weil er sich, wie er stets äußerte, aber gerade das Gegentheil that, nicht in die weltlichen Geschäfte mischen wollte, ein wenig abseit Platz genommen.

„Ich möchte Ew. Majestät dennoch dringend rathen die Stadt zu verlassen", sagte Eggenberg mit bedenklichem Ton; „der gestrige Tag ist zu nachtheilig ausgefallen."

„Die Angriffe Thurn's und Redei-Ferenz' sind doch abgeschlagen", entgegnete der Kaiser.

„Allein mit welchen Verlusten!" entgegnete Eggenberg. „Funfzehnhundert Todte auf unserer Seite, viele Tausend Verwundete; ein entmuthigter Geist in den Truppen, ein böswilliger in der Bürgerschaft!"

„Verließe ich die Stadt", erwiderte Ferdinand mit Würde, „so würden die Truppen noch muthloser, die böswilligen Bürger noch böswilliger werden! Weshalb wäre ich so eilig gekommen, wenn ich nicht ausharren sollte?"

„Ew. Majestät Heldenmuth erfüllt uns mit Bewunderung", sprach Eggenberg, „allein noch größer ist unsere Besorgniß um Ew. Majestät theures Haupt."

Lamormain zuckte unruhig auf seinem Sessel; doch sprach er nicht, sondern wandte nur sein Auge auf den Kaiser. Seine Blicke begegneten denen Ferdinand's.

„Alles wäre verloren“, fuhr Eggenberg fort, „wenn Ew. Majestät selbst in die Hand Ihrer Feinde fielen.“

„Wenn ich Wien jetzt verließe, würde ich diesem Schicksal gar nicht entgehen können, glaube ich“, war Ferdinand's Antwort.

Lamormain verrieth durch seine Mienen seine Zustimmung.

„Wir würden“, nahm Graf Fugger das Wort, „Wien mit dem letzten Blutstropfen vertheidigen. Und wenn es auch jetzt verloren ginge, so würden Ew. Majestät doch inzwischen Steiermark, Kärnten, Tirol in Waffen bringen, und auch die bairische Hülfsmacht würde zu uns stoßen können.“

„Muß denn aber Wien fallen?“ rief der Kaiser höchst bewegt. „Waren wir nicht im Juni noch viel härter bedrängt und ohne Aussichten ringsher? Und dennoch scheiterte des Feindes Grimm an unseren Mauern und er mußte umwenden mit Schmach!“

„Es war ein Wunder!“ rief der Graf Trauttmansdorff, „zweimal wird es sich nicht begeben!“

„Unzählbar sind die Wunder Gottes!“ rief Lamormain mit erhobener Stimme dazwischen. „Ich mische mich nicht in die weltlichen Anordnungen, würdigster Graf, noch vermag ich so sicher wie Ihr und diese hochverehrten Rathgeber Sr. Majestät Nachtheil und Vortheil zu berechnen. Allein wenn Ihr des Himmels Macht in Zweifel zieht, da gebietet mir meine Pflicht, immer neu zu verkünden, wie unermeßlich des Ewigen Allmacht, Gnade und Güte ist!“

Der Kaiser, ergriffen von den Worten Lamormain's, stand auf von seinem Sessel und erhob den Blick andächtig zum Himmel.

„Mich dünkt nur“, versetzte Graf Trauttmansdorff, „es hieße Gott versuchen, ehrwürdiger Pater, wenn wir uns zum zweiten mal in dieselbe Gefahr begäben, aus der uns nur sein Arm erretten kann!“

„Wir haben uns nicht mit frevelhaftem Leichtsinn in diese Gefahr begeben“, sprach der Kaiser; „Gott hat die Ereignisse gesendet. Wir müssen ausharren!“

Des Kaisers Worte wurden unterbrochen durch den Geheimschreiber der Kanzlei, welcher die Thür öffnete und mit den Worten: „Der Bericht Sr. Excellenz des Grafen von Boucquoi“, ein versiegeltes Papier vor Eggenberg auf den Tisch legte, welches derselbe ehrfurchtsvoll dem Kaiser überreichte. Dieser öffnete und durchflog es rasch, dann wandte er sich an den Fürsten Eggenberg:

„Ew. Liebden haben ganz richtig gesagt. Der Marschall gibt funfzehnhundert Todte und zweitausendsechshundert Verwundete an; der muthmaßliche Verlust des Feindes wird nur auf sechshundert Todte geschätzt. — Wie kommt es doch, daß der angreifende Theil so viel geringere Verluste hatte als wir, die wir hinter Verschanzungen standen?“

„Es liegt wol darin“, entgegnete Eggenberg, „daß Graf Boucquoi anfänglich seine Kräfte getheilt hatte, und die Hälfte diesseit der Donau bei Fischer zusammenzog, wo der Feind einen Uebergang machen zu wollen schien. Erst als sich die Nebel theilten, sah man, daß die ganze Kraft des Feindes den Schanzen gegenüberstand. Die Truppen erhielten Gegenbefehle; inzwischen aber waren die Kräfte und das Geschütz des Feindes uns zu überlegen.“

„Wer hat den Bericht gebracht?“ fragte Ferdinand nach einigen Augenblicken.

Fugger eilte an die Thür, um nachzufragen. Es war ein Adjudant des Marschalls gewesen, der noch im Vorzimmer auf Befehle wartete.

Der Kaiser ließ ihn eintreten und legte ihm vielfache Fragen vor. Der Offizier gab umständlichen Bericht.

„Glaubt der Marschall sich auch heut noch in den Schanzen halten zu können?“ fragte der Kaiser.

„Heut, ja“, lautete die Antwort; „allein der Feind ist uns so nahe, daß sein Feuer die Donaubrücke schon stark beschädigt hat. Deshalb will der Marschall zur Nacht seinen Rückzug über dieselbe in die Stadt beginnen, bevor er ihm ganz abgeschnitten würde.“

„Dann würden“, bemerkte Eggenberg, „die feindlichen Kugeln die Burg wieder so erreichen wie im Juni. Ew. Majestät wären nicht mehr sicher in Ihren eignen Gemächern.“

„Gott hat mich damals beschützt“, sagte Ferdinand, „er wird mich auch jetzt nicht verlassen!“

„Ew. Majestät“, begann der Offizier, „erlauben mir mitzutheilen, daß die letzten Kundschafter uns soeben die Nachricht gebracht haben, daß der Fürst Bethlen Gabor mit seiner ganzen Heeresmacht anrückt. Er ist mit zwölftausend Mann bei Fischerment über die Donau gegangen, diese rücken gegen die Südostseite der Stadt an; auf der andern Seite wird der Fürst den bei weitem größern Theil seiner Armada mit Redei-Ferenz und Thurn vereinen.“

Die Räthe erbleichten bei dieser Nachricht. Lamormain sah finster zur Erde.

„Habt Ihr sichere Nachrichten über die Stärke des siebenbürgischen Heeres?“ fragte Ferdinand. „Die Angaben scheinen mir sehr übertrieben. Es ist von sechzigtausend Mann erzählt worden.“

„Es werden nicht viel weniger sein", antwortete der Adjutant. „Alle Kundschafter haben übereinstimmend ausgesagt. Auch Türken und Tataren verstärken die Macht des Fürsten."

„So führen christliche Fürsten den Krieg gegen die christliche Kirche mit den Völkern der Heiden!" rief Lamormain aus. „Ewiger Fluch treffe das Haupt Derer, die solche gotteslästerliche Missethat verüben!"

Der Kaiser erhob sich. Lamormain's Worte hatten sichtlich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

„Ich werde ....", begann er feierlich, doch seine Rede wurde unterbrochen durch den dumpfen Schall eines Kanonenschusses. Die Fenster des Gemachs zitterten.

Ein Augenblick tiefster Stille trat ein.

„Ich werde dennoch Wien nicht verlassen", nahm Ferdinand sein Wort wieder auf, indem er feierlich die Hand wie zum Schwur erhob. „Meine Pflicht hat mich hierher gerufen, in der Stunde der Gefahr; meine Pflicht gebietet, daß ich ausharre. Die, welche die Feinde der Christenheit wider sie ins Gefecht führen, wird der Arm des Herrn treffen. Uns wird er gnädiglich decken mit seinem Schilde."

Die rasch aufeinander folgenden Donnerschläge der Kanonen gaben dem erhabenen Worte eine erhabene Begleitung.

„Der Kampf hat schon wieder begonnen", wandte der Kaiser sich zu dem Offizier. „Wollte der Marschall angreifen?"

„Das nicht; doch wir sind seit Tagesanbruch darauf vorbereitet. Der Feind hat in der Nacht Anstalten zum Uebergang über die Donau gemacht. Es sind ihm funfzehn schwere Stücke und sechs große Feldschlangen und die Fuß-

regimenter Fürstenberg und Dieffenbach entgegengestellt. Oberst Montecuculi streift mit seinen Reitern am Ufer auf und nieder.

„Wann, glaubt der Marschall“, fragte der Kaiser weiter, daß der Fürst von Siebenbürgen mit seinem Heere eintreffen werde?“

„In zwei bis drei Tagen“, war die Antwort des Offiziers; „sie würden schon heut oder morgen hier sein, wenn nicht der Marsch so erschwert wäre. Die Kanonen und die Pferde können nicht vorwärts in den schlechten Wegen, und das Land ist so ausgesogen, alle Dörfer stehen leer, daß sie sich weit zur Seite ausbreiten müssen, um Lebensmittel aufzutreiben. Das hält sie auf.“

„Mögen die Wetter des Himmels, der Hunger und die Pest sie verderben!“ sprach Lamormain finster vor sich hin.

„Wir haben also jedenfalls noch zwei, drei Tage, bevor die Stadt eingeschlossen ist“, sagte der Kaiser zu Eggenberg. — „Berichtet dem Grafen Boucquoi“, wandte er sich wieder zu dem Offizier, „daß ich binnen einer Stunde selbst in die Verschanzungen kommen werde.“ Er winkte ihm, abzutreten.

„Mein Entschluß ist unerschütterlich“, redete Ferdinand die Räthe an, als der Offizier sich entfernt hatte. „Wir werden Wien vertheidigen, solange ein Stein auf dem andern liegt. Zeigen wir Schwäche, so erheben die Unzufriedenen in der Stadt ihr Haupt, und wir haben die Feinde außerhalb und innerhalb der Mauern zu bekämpfen. Jetzt hält die Furcht sie nieder. — Noch stehen uns die Wege offen. Ew. Liebden“, redete er Eggenberg insbesondere an, „werden Botschafter nach allen Richtungen senden, um Hülfe und Entsatz aufzubieten. Wählen Ew. Liebden sogleich sichere,

tüchtige Männer aus, mit Vollmachten an die Kreisobersten und Kreisverwaltungen, überall Mannschaften ausheben zu lassen. Von Linz können wir am schnellsten Hülfe und Lebensmittel auf der Donau erhalten; denn noch ist die Fahrt frei. Es müssen aber auch Abgesandte nach Gratz, Laibach, Klagenfurt und Innsbruck gesandt werden. Lassen Ew. Liebden ein Rundschreiben abfassen an alle Kreisverwaltungen. Wir müssen überall zugleich arbeiten. Ich selbst will an meinen Bundesgenossen, den Herzog Maximilian von Baiern, schreiben, daß er seine Rüstungen beeile und alle katholischen Fürsten aufbiete zum Beistand wider die Ketzer, die sich mit dem Erbfeinde des Reichs verbinden! Ja, ich hoffe, die Reichsfürsten alle werden sich treu bezeigen und ihrem erwählten Kaiser Hülfe senden wider empörte Unterthanen und wilde heidnische Völker des Auslandes. So tief werden sie das Deutsche Reich nicht sinken lassen, daß sie da nicht Hülfe brächten! — Bis Mittag muß Alles ausgefertigt sein! Um ein Uhr versammeln wir uns wieder hier zum Conseil."

„Es soll bis zu dieser Zeit Alles so weit geordnet sein, daß die Beauftragten Wien sofort nach allen Richtungen verlassen können", erwiderte Eggenberg, sich tief verbeugend.

Die Sitzung war aufgehoben; die Räthe entfernten sich. Lamormain blieb. Ehrfurchtsvoll wandte sich dieser jetzt zum Kaiser.

„Es ist meinem Herzen das tiefste Bedürfniß", sprach er, „Ew. Majestät meine Bewunderung auszudrücken und meinen Dank zu sagen für so erhabene Gesinnungen in dieser drangvollen Zeit, und für den heiligen Eifer, den Ew. Majestät der Sache des Glaubens widmen."

Er beugte sich dabei zum Kuß auf die Hand des Kai-

sers, doch dieser wehrte ihm und faßte dagegen selbst die Hand des Paters mit warmem Druck.

„Gott wird mit Ew. Majestät sein! Ich vertraue fest darauf!“ sprach Lamormain feierlich. „Noch hege ich die Hoffnung, daß wir selbst Bethlen Gabor's furchtbare Gewalt abwenden! Die Erneuerung unserer geheimen Unterhandlungen ist nicht ganz unglücklich gewesen.“

„Ihr habt Nachricht, hochwürdiger Herr?“ fragte Ferdinand überrascht.

„Diesen Morgen empfangen“, antwortete Lamormain. „Graf Piccolomini hat den Fürsten zu Neuhäusel gesprochen. Sein Eifer für Böhmen ist merklich erkaltet, seit die Wahl des Kurfürsten von der Pfalz durchgesetzt ist. Das geheime Ziel des schlauen Mannes war die böhmische Krone selbst. Ich glaube, er hätte schon jetzt mit den Aufrührern gebrochen; allein er hält ihre Sache noch für zu stark. Er glaubt, sie werde siegen, und dann möchte er sich in Oesterreich oder Ungarn für Böhmen entschädigen. Bieten wir ihm Sicheres in Ungarn, so wird er die Hälfte, das Viertel annehmen, gegen das Unsichere des Kampfspiels. Was denken Ew. Majestät? Wenn wir ihm etliche Comitate überlassen würden? Nur lebenslänglich, nicht erblich. Dieser Mann, der nur für sich sorgt, könnte für so leichten Preis ein Bundesgenosse werden aus einem Feinde! Gelingt es nur, ihm die Arbeit hier vor Wien schwerer zu machen, als er vermeint, so bin ich sicher, er wird wankelmüthig und tritt zu uns herüber.“

„Hat Piccolomini so geschrieben?“

„Nein, Ew. Majestät. Bei der Unsicherheit der Straßen konnte Graf Piccolomini nichts Schriftliches senden. Allein er hat mir seinen Hauskaplan, einen gewandten, zuverlässigen Mann, geschickt. Durch ihn gibt er mir diese Schilde-

rung von Bethlen Gabor's jetzigem Sinn. Auch meldet er mir, daß Ungarn selbst uns hilft. Ein wenig habe ich mir erlaubt selbst dazu beizutragen. Unter den vielen kaiserlich Gesinnten im Lande ist Ew. Majestät Feldoberster, der Judex curiae Hammonai."

„Er befehligt nur eine geringe Mannschaft", unterbrach Ferdinand; „er wird uns wenig helfen können."

„Doch vielleicht!" versetzte Lamormain mit schlauer Miene. „Er ist Bethlen Gabor's persönlicher erbitterter Feind, weil er dessen Treulosigkeit und Hochmuth in eignen Angelegenheiten erfahren hat. Außerdem habe ich einen mir treu ergebenen ungarischen Geistlichen zu ihm gesendet, der seinen Eifer anfacht. Hammonai hat seine Macht ansehnlich verstärkt, um Bethlen Gabor's Feldherrn Rakoczy anzugreifen. Wenn der Fürst von Siebenbürgen so bedenkliche Bewegungen in seinem Rücken weiß, wird er hier unsicher werden."

„Dank, Dank Euch, Lamormain!" sagte der Kaiser erstaunt. „Euer Scharfblick beachtet Alles! Euer Geist hat stets schon vollbracht, wo ich erst beginnen will."

Lamormain schwieg einige Augenblicke; er hatte noch etwas auf dem Herzen. „Auch aus Spanien habe ich günstige Nachricht", begann er zögernd.

„Hat Graf Khevenhüller Euch Berichte gesandt?" fragte der Kaiser erstaunt und fast verletzt.

„Wie sollte er?" entgegnete Lamormain demüthig.

„Ich warte schon längst vergeblich auf seine Depeschen", antwortete Ferdinand.

„Ich habe auch nur eine Privatmittheilung; für die amtlichen Depeschen des Grafen mögen unsere Angelegenheiten noch nicht reif genug sein", entgegnete der Pater. „Mein Brief ist mir über Frankreich zugegangen, durch

einen dortigen einflußreichen Freund, ein Mitglied unseres Ordens. Er hatte Gelegenheit gefunden, an meinen Agenten in Regensburg, Pater Thyßka, Botschaft zu senden, und von ihm ....“

„Das Netz Eurer Verbindungen läuft mit seinen unsichtbaren Fäden doch überall hin“, unterbrach ihn Ferdinand, nicht ganz zufrieden damit, daß er noch keine Botschaft von seinem Gesandten empfangen hatte und doch Lamormain schon unterrichtet war.

„Es ist ein günstiger Zufall“, entschuldigte dieser halb, „der mich diesmal so früh in den Besitz von schriftlichen Mittheilungen gesetzt hat. Allerdings stehen die höheren Geistlichen, besonders die Mitglieder der Societas Jesu, in steten Wechselbeziehungen zueinander; reisende Ordensbrüder vermitteln leichter den Verkehr von Einem zum Andern, als die großen Sendungen auf langen Wegen möglich sind. Mein junger italienischer Zögling, der sich, wie ich Ew. Majestät bereits unterrichtet habe, in der Begleitung des Grafen befindet, hat mir geschrieben. Natürlich nichts Amtliches, nur Schilderungen und Berichte über Das, was er zufällig erfahren, ganz zufällig! Indeß lassen sich doch manche Vermuthungen daraus entnehmen. Graf Khevenhüller hat einige Mishelligkeiten mit dem Großinquisitor Ludwig Alliaga gehabt. Alliaga ist ein ernster, der Sache der Kirche eifrig ergebener Mann; doch auch ein eifriger Spanier. Graf Khevenhüller ist vielleicht etwas zu weit gegangen ....“

„Wie das?“ fragte der Kaiser verwundert.

„Nur im Eifer des Gesprächs“, begütigte Lamormain. „Alliaga hatte einige Einwürfe gegen den beabsichtigten Angriff der spanischen Truppen in den Niederlanden auf die Pfalz gemacht.“

„Nun, ich denke, Lamormain, das wird mir mein königlicher Vetter doch wol gewähren, so viel wird der allerkatholischste Monarch doch für die Kirche thun!“

„Es leidet keinen Zweifel; doch es waren auch nur, wie ich Ew. Majestät bemerkte, einige Bedenklichkeiten, vielleicht nur über die Art der Ausführung. Aber der Graf, in dem lobenswerthen Eifer für Ew. Majestät Sache, ging doch wol etwas zu weit, da er drohte, Ew. Majestät würden sich mit Ihren Feinden in Deutschland versöhnen und Spaniens Besitzungen im Auslande mit ihnen theilen.“

„Nimmermehr! Das wäre ja Abtrünnigkeit von der Kirche, Verrath an meinen nächsten Verwandten!“ rief Ferdinand eifrigst.

„Es war gewiß nur eine Drohung, um rascher zum Zwecke zu kommen. An die Ausführung hat der Graf sicherlich nicht gedacht. Allein sie wurde ernstlich aufgenommen. Der Großinquisitor ist der Mann der Festigkeit; er erwiderte: «Herr Graf, Ihre Worte sind lebensgefährlich für Sie in Spanien!»“ *)

„Wie? Man sollte es wagen dürfen, Hand an meinen Gesandten zu legen?“ fuhr Ferdinand auf.

„Ich glaube es nicht; aber Worte sind zuweilen Thaten. Die des Grafen enthielten eine Drohung, die einem Angriff mit den Waffen nahe kam. Ein Friedens- und Bundesbruch. Es war gewissermaßen ein Casus belli, und ein solcher ....“

„Die Gesandten stehen dennoch unter dem Schutz des Völkerrechts!“ sprach Ferdinand fest.

„Darauf hat sich der Graf auch sicher verlassen, als er in der ersten Aufwallung antwortete: «Ueber solche Rede

*) Historisch.

würde ich gern das Leben verlieren. Ich stürbe für die Wahrheit und für meine Vaterlandsliebe. Dann möchte ich aber nicht mit Euch tauschen, denn Ihr würdet den tiefsten Sitz in der Hölle empfangen, tiefer noch als Luther und Calvin, mir aber die ewige Seligkeit werden!»"*)

Der Kaiser schwieg. Es dünkte ihn doch, selbst bei allem Patriotismus, zu frevelhaft, daß der Graf solche Worte gegen einen der mächtigsten Vertreter der alleinseligmachenden Kirche gesprochen haben sollte. Lamormain hatte sie absichtlich mit aller Schärfe hervorgehoben.

„Der Eifer für uns hat ihn freilich zu einer unverantwortlichen Rede verleitet", sagte der Kaiser endlich.

„Der Eifer des Grafen hätte leicht seinen ganzen Zweck vereiteln können", bemerkte Lamormain mit hochgezogenen Brauen. „Zum Glück hatte ich, weil ich den Grafen kannte, etwas vorgebeugt für dergleichen mögliche Fälle", fuhr er mit satirischem Ausdruck fort. „Ich hatte mich schon früher in Beziehungen zu dem Großinquisitor, zu dem Minister Zuniga und zu dem Geschäftsträger des Herzogs Maximilian, dem Rath Leuker, gesetzt. Sie haben die Sache vermittelt, und ich darf Ew. Majestät melden, daß der Befehl an den spanischen Commandeur in den Niederlanden bereits so gut als ertheilt ist, daß er sich gegen die Unterpfalz in Marsch setze."

„Wirklich?" rief der Kaiser freudig aus. „Spinola wird sich gen Heidelberg in Bewegung setzen? Ja, das könnte Rettung bringen, wenn es rasch geschähe!"

„Ich meine auch", lächelte Lamormain scharf; „die Zähne, die sich auf Böhmen und Oesterreich verbissen

---

*) Historische Worte.

haben, werden wol loslassen, wenn ein anderer, schärferer Zahn den Körper faßt, zu dem sie gehören!"

„Lamormain! Welchen Dank bin ich Eurer Thätigkeit schuldig!" rief der Kaiser gerührt und faßte abermals die Hand seines Beichtvaters.

„O, keinen Dank!" erwiderte der Pater; „ich diene in Ew. Majestät ja nur dem größeren Herrn, dem ich diesseits und jenseits angehöre!"

Der eintretende Kämmerer meldete, daß der Wagen bereit sei, den der Kaiser befohlen hatte, um in des Feldmarschalls Boucquoi Hauptquartier zu fahren. Der Kaiser ging, um sich anzukleiden, in sein Cabinet. Lamormain blieb allein zurück. Er trat ans Fenster, von dem er einen Theil des Feldes übersah, wo die Truppen der Feinde und Freunde lagerten. Der Donner der Geschütze hatte sich etwas in die Ferne gezogen. Das eigentliche Gefecht war von hier aus nicht zu sehen; nur der vom Wind herübergeführte Rauch.

„Sie tummeln sich schon wieder wacker!" dachte er bei sich selbst. „Wie plump und ungeschickt ist aber doch das Schwert für die Entscheidung der Dinge! Wie fein, wie geschickt das Wort, die Feder! Wenn eure Schwerter sich mondenlang stumpf gearbeitet haben, löst ein gewandter Federzug, ein geschicktes Wort die Knoten, die ihr vergebens zu zerhauen strebtet! — Auch diesmal wieder! Gut, gut, Benedetto Maschino! Seht da! Der junge, unschuldige Informator der schönen Gräfin Alphonsine hat mir, ohne es zu ahnen, diesmal vortrefflich gedient! Dafür mag er ihr ungestört noch ganze Bände der Heiligengeschichte mit schönen Initialen abschreiben! Wenn ich ihn nie von schwereren Freveln zu absolviren habe .... Doch, wer weiß! Jugend ist Jugend, Blut ist Blut! Wir wollen ihn denn

doch nicht zu früh ordiniren; dem Laienbruder kann man etwas der Art schon eher nachsehen."

Er spielte während dieser Betrachtungen gedankenlos mit den Fingern auf der Scheibe und blickte nach der Gegend hinüber, wo der Kampf sich bewegte. „Ja, ja! Sie tummeln sich wacker! Doch ich will nach Haus!"

„Meinen Wagen, Guter", sagte er zu dem aus dem Cabinet des Kaisers zurückkehrenden Kammerdiener; „aber mein Kutscher soll ja recht dicht anfahren bei der Treppe, daß mich der eisige Zugwind nicht so trifft! Mein Diener mit dem Pelz ist doch schon da?"

„Er wartet im ersten Vorzimmer auf Ew. Hochwürden."

„So stützt mich ein wenig; ich will gleich hinaus. Mit dem rechten Fuße will es heut wieder gar nicht recht fort mit mir! Das verwünschte Podagra!"

So verließ er, auf des Kammerdieners Arm gestützt, das Gemach.

Zweiunddreißigstes Capitel.

„He! Du! Haidvogl! Laufe doch nicht so vorbei", rief eine Stimme im Dunklen den rasch vorübergehenden, tief in den Mantel gewickelten Bürger Wiens auf der Gasse an.

„Schmerl! Bist du's wirklich?" antwortete Haidvogl. „Hab' ich dich doch dreihundert Jahre nicht gesehen? Wo hast du denn so lange gesteckt?"

„Wo ich gesteckt habe?“ sagte Schmerl weinerlich. „Das weißt du nicht? Du weißt nicht, daß ich im Loch gesteckt habe? Drei Monate lang!“

„Du? Im Loch?“ fragte Haidvogl mit dem Tone äußerster Verwunderung.

„Ja freilich! Im Rothen Thurm! Bei Hunger und Kummer, Weinen und Seufzen, Flöhen und Wanzen, Mäusen und Läusen! Es war ein Hundeleben! Erst vorgestern haben sie mich losgelassen!“

„Aber weshalb warst du denn eingesteckt? Was hast du denn verbrochen, Schmerl! Hast du dein Geld verzettelt mit der stumpfnasigen Marie und sind dir die Gläubiger auf den Pelz gerückt?“

„Nichts Geld! Nichts Marie! Nichts verzettelt, nichts Gläubiger!“ schluchzte Schmerl fast. „Alles niederträchtige Verleumdung und Klatscherei! Du hättest aber auch mit hinunter gesollt, von Rechts wegen!“

„Ich? Hast du den Sanct-Veitstanz? Macht dich der Vollmond verrückt, oder die Angst? Freilich, freilich, es ist wieder eine verfluchte Zeit, wie damals, weißt du, als hier die Granate auf den Platz schlug!“

„Das war's ja eben“, heulte Schmerl, „der dreimal verfluchte Abend hat mein Unheil gemacht!“

„Aber wie so denn? Erzähle doch?“ fragte Haidvogl.

„Ich glaube du stellst dich dumm, Haidvogl! Weißt du nicht mehr wie der Althans, der Stallmeister — nun er streckt sich jetzt im Sarge aus — ich will nichts Schlimmes auf ihn reden —“

„Wie?“ unterbrach Haidvogl, „der Althans streckt sich im Sarge aus — der ist todt, der Stallmeister des Grafen Thun?“

„Ja, der hat sich im Gefängniß aufgehängt! Ich hätt's fast auch so gemacht!“

„Im Gefängniß? Hat der mit dir gesessen? — Das Alles sind ja Geschichten, von denen ich kein Sterbenswort weiß! Das muß Alles während meiner Reise geschehen sein. Wann ist er denn eingesteckt worden?“

„Wahrscheinlich mit mir zugleich oder so ungefähr, zu Sanct-Johannis — denn da faßten sie mich —“

„Ja ja, da war ich nach Steiermark hinunter! Ich kam erst kurz vor Bartholomäi zurück“, lautete Haidvogl's Antwort.

„Das hat dich geschützt; ich glaube du hast Lunte gewittert und dich versteckt!“

„Ich? Wovor denn? — Aber erzähle mir doch — wir wollen bei Trattner eintreten, es ist hündisch kalt.“

„Bei Trattner? Lieber wollte ich auf dem Rabenstein ein Glas Ungar trinken! In der verdammten Weinschenke ist ja mein Unglück gebraut worden! Weißt du denn nicht mehr, wie wir dort beisammensaßen, und der Althans so viel erzählte und schwadronirte von der Deputation, die die Stände damals zu Thurn ins Lager geschickt hatten? Wie er sein großes Maul aufriß, und auf — auf die Geistlichen schimpfte“, flüsterte Schmerl, „auf den Clesel, und die Jesuiten! Da haben sie mich verklatscht. Niederträchtiges Spionirvolk! Ich sollte mit auf die Geistlichkeit geschimpft haben. Es ist eine verfluchte Halunkenlüge! Aber du hast auch geschimpft, Haidvogl, du hast auf die Jesuiten geschimpft —“

„Bist du toll und verrückt“, rief Haidvogl erschreckt und heftig. „Ich! Auf die heiligen Herren? Auf meine besten Freunde?“

„Ja, du hast!“ fuhr Schmerl auf. „«Fort mit den

Jesuiten», hast du gerufen! Als ich rief: «Fort mit Clesel!»"

„Siehst du? Du hast also so gotteslästerlich gefrevelt!" schoß Haidvogl auf ihn zu und faßte ihn am Wams. „Und du willst ehrliche Leute ins Unglück bringen?"

„Laß mich doch los! Haidvogl! Kennst du den armen Schmerl nicht mehr?" weinte der Schneidermeister beinahe vor Schreck.

„So sei vernünftig und rede nicht dir und Andern um den Hals!" antwortete Haidvogl mit unterdrückter Stimme: „Ach Gott! Ich auf die heiligen Väter etwas Böses sagen!" fuhr er mit kläglicher Salbung fort, „lieber wollte ich ja ...."

„Windfahne du", tönte eine Baßstimme aus dem Dunkel, und zugleich faßte eine kräftige Faust Haidvogl ins Genick, daß er vor Schreck beinahe in die Knie sank. Es war der Fleischermeister Muntsch, der eben zu Weine gehen wollte, aber schon ein Weilchen im Dunklen das Gespräch belauscht hatte. „Windfahnen ihr, du und die Schneiderelle! Dreht ihr euch nicht wie der Hahn auf dem Stephan? Ich weiß wie ihr damals geschnattert habt — sticht's euch jetzt wieder? Ihr glaubt wol, der Thurn sitze schon auf der Burg!"

„Jesus, Maria und alle Heiligen sollen mir gnädig sein", stotterte Haidvogl zitternd, „habe ich doch vor Schreck fast die Besinnung verloren! Muntsch, Ihr seid's! Gevatter Muntsch, wie könnt Ihr Euren Gevatter Haidvogl so erschrecken!"

„Dein böses Gewissen erschreckt dich, du Sünder!" schnaubte ihn Muntsch an. „Dich und den krähenden Schneidervogel! Haidvogl und Schneidervogl! Ein schönes Paar!"

Schmerl war völlig stumm geworden vor Schreck; er zitterte nur an allen Gliedern.

„Ihr müßt doch gehört haben, Muntsch“, versuchte Haidvogl sich zu rechtfertigen, „daß ich jetzt eben als guter katholischer Christ ....“

„Jetzt eben, ja, das habe ich gehört; damals aber auch, wofür dem Hasenfuß hier sein Lohn geworden ist. Ihr hättet's so gut verdient wie der!“

„Siehst du? Siehst du?“ rief Schmerl eilfertig.

„Der Einzige, dem ich's besser gewünscht hätte, war der Stallmeister“, hub Muntsch wieder an; „ich war nicht seiner Meinung, aber er war ein ehrlicher Kerl und brav. Dich Schneiderelle hätten sie meinethalben an einem Bindfaden hängen mögen!“ Er machte die Pantomime des Aufhängens. „Und stell' du dich nur nicht, du Lump“, fuhr er gegen Haidvogl fort, „als wüßtest du von nichts! Du bist ausgerissen nach Steiermark, oder wo du dich sonst versteckt hast, weil dir bange wurde, oder weil du Witterung gehabt hast. Für diesmal seid ihr mit dem Schreck davongekommen! Aber hütet euch! — Und jetzt, Marsch! in das Weingewölbe! Mir ist trocken im Hals! Haidvogl soll sich wenigstens mit ein paar Flaschen Ruster oder Tokayer loskaufen, da er seiner Strafe so glücklich entgangen ist.“

„Ja, ja, das soll er“, rief Schmerl vergnügt.

„Von Herzen gern!“ stimmte Haidvogl bei, dem nun ein Stein von der Brust fiel. Sie gingen in die Weinstube.

„Ich will mir mit meiner eigenen Hand das Maul zunähen“, sagte Schmerl unterwegs zu sich selbst, „wenn etwas Anderes über meine Zunge kommt als Wein! Kein Wort soll mir darüberschlüpfen, keine Silbe! Ich bin klug geworden!“

Er sagte nichts, aber er dachte: „Der Muntsch! Dieser tückische Fleischerhund! Das ist der Schuft, der uns angegeben hat!“

Er dachte unrichtig. Muntsch war ein guter Katholik, aber auch eine ehrliche Haut. Es waren andere Horcher und Beobachter im Gewölbe gewesen, die, als das Blatt sich zu Gunsten der Katholischen wandte, die Angeber machten, um sich dadurch in Gunst zu bringen. Daher wurden Mehrere ihrer gottlosen und verrätherischen Reden halber eingezogen. Darunter der Stallmeister, der fest, ohne Rückhalt seine Meinung gesagt hatte und dabei blieb. Er sah ein böses Schicksal voraus, vielleicht Tortur, lebenslänglichen, unterirdischen Kerker bei faulem Wasser und verschimmeltem Brot — darum erhing er sich im Gefängniß. Schmerl hatte nicht mehr und nicht weniger verbrochen als Alle, die den Mantel nach dem Winde hängen. Seine Zunge stimmte allemal für Den, der die Macht in Händen hatte. Sonst war er ein eifriger Katholik, bis er in seinem Vortheil fand, es nicht mehr zu sein. Damals hatte er sich um einige Tage verrechnet!

„Hier war's“, stieß Schmerl Haidvogl an, indem sie über den Stephansplatz schritten, „hier war's, wo die mörderische Granate uns fast Alle erschlagen hätte!“

Muntsch war nicht der Tapferste; aber er lächelte doch über Schmerl's Ausdruck, „fast Alle erschlagen“, wo Keinem ein Haar gekrümmt war. „Es könnte morgen wieder so sein“, antwortete er. „Heut hat sie uns der Bonequoi noch ein paar Tausend Schritt weit vom Leibe gehalten! Aber es ist hart hergegangen.“

„So? — Wirklich“, fragten und riefen Schmerl und Haidvogl, die Beide nicht gern über eine zweifelhafte Inter-

pretation hinausgehen wollten, mit ihren Ansichten über Politik und Religion.

„Ja, grausam hart“, wiederholte Muntsch. „An zweitausend Mann haben wir verloren!“

„Zweitausend!“ rief Schmerl.

„Die Böhmen haben aber auch Blut gelassen“, erzählte Muntsch weiter, „der Graf Albrecht Wallenstein hat ihnen die Hölle heiß gemacht. Das ist ein Mann! Habt ihr ihn schon einmal gesehen?“

„Ich nicht“, sprach Schmerl betrübt, „ich danke der heiligen Jungfrau, daß ich das Tageslicht wiedergesehen habe!“

„Ich kenne ihn auch nicht“, sagte Haidvogl.

„Ein Mann, sage ich euch!“ schilderte Muntsch, „der sieht aus wie ein schwarzes Gewitter. Wenn er nur die Augenbrauen zusammenzieht, da läuft's Einem ordentlich kalt über die Haut. Der Boucquoi soll große Stücke auf ihn halten!“

„Horch! Trommelt es nicht dort unten, vom Rothen Thurm her?“ rief Schmerl mit ängstlichem Ton und sah sich nach der Gegend um.

„Du zitterst jetzt, wenn dir nur der Rothe Thurm einfällt“, spottete Muntsch. „Aber wahrhaftig, es trommelt! Wollen wir einmal hinunter? Sehen, was es gibt?“

„Joseph Maria“, rief Schmerl, „wozu wollt Ihr Euch in Gefahr begeben? Sie schlagen sich vielleicht da unten! Ich mache, daß ich nach Haus komme!“

Und hui! drehte er um, machte einen Satz wie ein aufgescheuchter Hase und verschwand im Dunklen.

„Das Zipperlein hat er noch nicht in den Beinen“, lachte Muntsch; „dem muß die Angst ordentlich die Hetzpeitsche geben, wenn er den Tokayer im Stich läßt!“

Haidvogl war auch der Ansicht, daß weit davon gut vorm Schuß sei, allein er fürchtete sich vor Muntsch; so hielt ihn die Furcht zurück, die Schmerl davonjagte. Es war ihm auch gar nicht nach Ungarweintrinken zu Muth, noch weniger nach Bezahlen! Aber sein böses Gewissen gab ihn in Muntsch's Hand.

„Nun, Haidvogl", sprach dieser, „laß uns erst sehen, was es drüben Neues gibt. Trommeln! Es muß ein Regiment anrücken!"

„Wenn sie dort nur nicht handgemein sind!" bemerkte Haidvogl schüchtern.

„Was handgemein! Vor den Schanzen haben sie sich geschlagen. Wie sollte das Gefecht bis an die Brücke und ins Thor kommen? Und wir müßten ja auch schießen hören!"

Haidvogl hätte lieber gar nichts gehört. Ein dumpfes Brausen von Stimmen lief die Gasse herauf. Viele Bürger eilten die Straßen abwärts, nach dem Ort, wo das Geräusch ertönte.

„Es ist so eine stockfinstre Nacht", murmelte Haidvogl, „der Mond steht hinter pechschwarzen Wolken ...."

„Ich glaube, sie erleuchten da unten die Fenster; es wird ganz hell. Wahrhaftig, sie rufen ja auch «Licht!»" antwortete Muntsch und zog Haidvogl vorwärts.

Aus dem immer stärker anwachsenden Brausen der Stimmen ließ sich ganz deutlich der Ruf „Licht ans Fenster!" vernehmen. Das Strömen der Bürger, die nach dem Thor zueilten, wurde immer dichter. Fenster öffneten sich in allen Häusern, und Köpfe streckten sich heraus, um zu sehen, was es gebe.

„Wohinaus ihr?" fragte ein Mann, der dicht in einen

Mantel gewickelt, eilig aus einer Seitengasse kam und die Beiden fast umrannte.

„Spingler, Ihr seid es?“ rief Muntsch. „Wir wollen schauen, was es drüben gibt.“

„Was es gibt?“ antwortete der alte Brunnenmeister. „Die Mannschaften ziehen herein! Sie werfen sich in die Stadt. Durchs Fischerthor und Schottenthor sind schon die Polen eingeritten und die Regimenter Dieffenbach und Schaumburg. Der ganze tiefe Graben ist voll Infanterie; das Regiment Verdugo und Boncquoi, dreitausend Mann stark, hat die Walllinie bis hinunter ans Burgthor besetzt.“

„Aber was soll denn das bedeuten?“ fragte Haidvogl ängstlich.

„Sie können sich nicht mehr länger in den Schanzen halten, gegen Thurn und Redei; sie werfen sich in die Stadt.“

„Jesus Maria! So werden wir wieder beschossen werden?“ rief Haidvogl aus.

„Es wird wol nicht anders kommen. Der Bethlen Gabor soll auch eingetroffen sein. Sie sind über hunderttausend Mann stark jetzt draußen!“

„So sind wir verloren! Es bleibt kein Stein auf dem andern in Wien!“ rief Haidvogl.

„Solange einer auf dem andern liegt“, antwortete Spingler, „will der Kaiser es vertheidigen, das hat er geschworen.“

Haidvogl hätte sich gern mit einer Verwünschung Luft gemacht über diesen Entschuß Kaiser Ferdinand's, doch er dachte an Schmerl's Schicksal und schwieg. Indeß wälzte sich eine dunkle Masse unter dumpfem Brausen verworrener Stimmen näher. Die Trommeln wurden nicht mehr gerührt, aber man hörte deutlich den dumpfen Schall des Trittes im Takt marschirender Truppen.

Unten in der Straße wurde es hell, denn auf den fortgesetzten Ruf „Licht, Licht!“ erleuchteten die Bewohner ihre Fenster. Auch Spingler rief „Licht an die Fenster“, und alsbald wiederholten viele Stimmen den Ruf, und die Forderung wurde erfüllt, sodaß die ganze Gasse von Lampenschimmer erhellt wurde. Der Zusammenlauf wuchs; die Truppen rückten näher! Es entstand schon wirkliches Drängen.

Spingler, Muntsch, Haidvogl traten auf eine Steintreppe, von der sie den ankommenden Zug besser sehen konnten. Die erleuchteten Fenster warfen einen hinlänglichen Schimmer auf die Gasse, um alles Einzelne, auch die Gesichtszüge in nicht zu großer Ferne zu unterscheiden.

Man sahe über den finstren Schwarm einige Reitergestalten emporragen. In der Mitte der Gasse marschirten die Truppen; von beiden Seiten umdrängten sie die müßig zuschauenden Bürger. Fast nur Männer; die Frauen wurden durch die strengere Sitte und die Furcht vor dem Getümmel in den Häusern zurückgehalten, schauten aber doch mit ängstlicher Begier aus den Fenstern. Ueberall füllten sich dieselben mit Köpfen.

„Es wird Einem ganz schauerlich zu Muthe, wenn man die wilden Kriegsleute so durch Nacht und Finsterniß anrücken sieht!“ murmelte Haidvogl.

„Und wenn vollends noch gefochten und geschossen würde“, setzte Muntsch hinzu. „Kennt Ihr die Reiter, Spingler?“

„Ich kann sie noch nicht genau genug unterscheiden. Es müssen aber ein paar vornehme Offiziere sein, nach den Federbüschen zu urtheilen.“

Der Zug kam näher. Es wurden noch mehrere Fenster gerade in den Häusern, vor denen die drei Bürger standen, erleuchtet. Dadurch fiel jetzt ein ganz heller Schein auf die Anrückenden.

„Das ist der Boucquoi selbst“, stieß Spingler Muntsch an, „der hier rechts mit dem weißen Helmbusch!“

„Er sieht aus wie ein Eisenfresser!“ flüsterte Haidvogl, der ein Grauen vor jedem lauten Wort bekommen hatte; „jetzt erkenne ich ihn wieder. Ich habe ihn damals, als er zuerst aus den Niederlanden hier angekommen war, gesehen. Der alte Reubner, der nun schon lange verfault, hatte ihn mir gezeigt. Aber wer ist der neben ihm im grünen Mantel, auf dem Fuchs?“

„Ich kenne ihn nicht!“ sagte Muntsch.

„Es wird der Oberst Paradeis sein“, meinte der Brunnenmeister.

Die beiden Feldherren ritten schweigend, sich ernst umschauend, die Straße hinauf.

„Vergnügt sieht der auch nicht aus“, sagte Haidvogl.

„Hat sich auch was vergnügt zu sein, wenn man das Feld räumen muß“, entgegnete Spingler. „Die Gesichter werden wol noch ernsthafter werden! Wenn Bethlen Gabor selbst erst angreift.“

„Ist's wahr“, unterbrach ihn Haidvogl, „daß er Türken und Tataren in seiner Armada hat?“

„An die zehntausend; auch schon draußen bei Rebei-Ferenz stehen welche“, lautete die Antwort, „gräßlich wilde Heiden!“

„Hilf Himmel!“ jammerte Haidvogl. „Wenn die nach Wien hereinkommen — sie morden und schlachten Alles, wie sie erzählen, Weiber und Kinder!“

„Die Böhmen und Mähren, die Polen und Ungarn, im Kriege machen sie es Alle nicht anders“, erwiderte der alte Brunnenmeister, mit einem besorgten Blick gen Himmel!

„Seht, da sprengt ein Feldoberst an der Seite herunter“, machte Muntsch seine Gefährten aufmerksam und

zeigte mit dem Finger dahin, „das ist — ja wahrhaftig, er ist es, der Graf Wallenstein!“

„Wallenstein!“ wiederholte Spingler. „Das ist der böhmische Herr, der mit seinem neuen Kürassierregiment heut so teufelmäßig gefochten hat?“

„Der Nämliche! Ich erkannte ihn gleich an dem schwarzen Mantel mit dem Marderpelz und dem spanischen Hut. Ja, ja er ist es, jetzt kann man auch das Gesicht erkennen. Er kann nicht durch das Gedränge an der Ecke. — Nun wird Platz, er reitet weiter. Er muß hier so dicht an uns vorbei, daß wir ihm den Bügel greifen können.“

Graf Wallenstein, in den schwarzen Sammetmantel gehüllt, ritt einen andalusischen Rappen. Ein schwarzer Federbusch umwallte seinen Hut. Seine Miene war noch finstrer als seine Tracht.

„Ein Mann wie aus Eisen gegossen; keine Miene verzieht er“, sagte der alte Spingler leise zu Muntsch.

„Er sieht aus, als ob er, Gott verzeihe mir's, beim Fürsten der Finsterniß im Dienst stände“, erwiderte dieser.

„Oder wie der Schwarze selber“, setzte Haidvogl hinzu, und starrte den Grafen mit halb offnem Munde an.

Das Gedränge hemmte Wallenstein's Pferd; es war unmöglich, schnell vorwärts zu kommen. Er ritt daher ganz langsam vorüber, ohne einen Blick auf die Menge zu werfen.

„Vor dem könnte mir grauen“, hub Haidvogl an und that einen tiefen Athemzug.

„Den Böhmen hat auch vor ihm gegraut!“ versetzte Muntsch. „Schon im Frühjahr, auf dem Rückzug von Mähren, hat er ihnen gezeigt, wer er ist. Seine Vettern dienen unter den Aufständischen. Sie wollten ihn auch

überreden, aber er hat ihnen sagen lassen: «Er wolle sie mit Prügeln und Ruthen tractiren.»" *)

„Sie erzählen überhaupt wundersame Dinge von ihm. Er soll" .... Dabei neigte er sich gegen Spingler's Ohr und flüsterte ihm einige Worte zu.

Der Alte fuhr zurück und fragte bestürzt: „Mit dem Gottseibeiuns?"

„Jetzt ist er an Boucquoi heran. Sie reden miteinander!" sagte Muntsch.

„Wie der mit dem Generalfeldmarschall spricht!" rief Haidvogl nach Art beschränkter Leute aus, die über die freie Verkehrsweise Vornehmer gegen Vornehmere staunen, „als ob er sein Herzbruder wäre! So mir nichts dir nichts! Wie ich mit Euch rede, Gevatter!" wandte er sich zu Muntsch.

„Nun, was ist denn dabei? Er ist Oberst!"

„Aber der Boucquoi ist Generalfeldmarschall, und denkt einmal seine prachtvolle Titulatur. Ich habe sie bei dem Wappenstecher am Bauernmarkt gelesen: «Karl Bonaventura von Longueval, Graf von Boucquoi», das ist ja doch halb wie der Kaiser oder Erzherzog!"

„Nun der Wallenstein oder Waldstein ist auch Graf, und so reich, daß sich aus seinen Gütern zehn Grafschaften machen ließen. Im Titel nehmen sie einander nichts. Und was das Commando anlangt, wer weiß, wenn Wallenstein es führte, ob sich unsere Truppen heut nach der Stadt zurückziehen müßten!"

„Jesus Maria", schrie Haidvogl plötzlich auf, und zugleich hörte man einen Kanonenschuß. Alles wandte die Augen nach der Richtung des Schalls. Da wurde hoch

*) Historisch.

über den Häusern eine Granate sichtbar, die mit brennendem Zünder einen flammenden Bogen durch die Luft zog.

„Das kommt aus dem böhmischen Lager. Sie werfen wieder Feuerkugeln wie im Juni", sagte Muntsch und starrte hinauf.

„Noch eine! Schon wieder!" rief Haidvogl erschreckt. „Man ist seines Lebens nicht mehr sicher! Joseph Maria, könnte ich nur nach Haus! Aber wie soll man durch das Gedränge kommen?"

Wirklich hatte sich, sowie die Schüsse hörbar wurden, die Straße durch das erschreckt fortstürmende Volk in wenig Augenblicken so gestopft, daß selbst die marschirenden Truppen im Gedränge kaum noch vorwärts konnten.

„Ein Glück, daß wir auf dieser Treppe stehen, man könnte sonst erdrückt werden", sagte Spingler. — Aber schon suchten auch Andere einen sichren Platz auf der Treppe.

„Heilige Jungfrau, wenn die Kugeln hier hereinschlügen!" jammerte Haidvogl.

„Sie fliegen alle dort hinüber nach der Wollzeil zu", tröstete Muntsch.

Die Soldaten rückten eng aufeinander, Glied auf Glied, und bahnten sich mit Gewalt einen Weg durch das Volk. Sie theilten Kolbenstöße rechts und links aus. Geschrei erhob sich, die Bürger drängten gegen die Häuser, sie stürmten die Treppe hinauf, wo Haidvogl, Muntsch und Spingler standen. Diese wurden gegen die Hausthür und das eiserne Geländer gepreßt.

„Wir werden erdrückt", stöhnte Haidvogl. „Ach wäre ich doch daheimgeblieben."

Drang und Lärmen wuchsen. Die Soldaten fluchten; die Feldhauptleute brüllten vergebliche Commandoworte; Angstruf der Weiber erschallte aus den Fenstern; doch

der Donner der Geschütze dröhnte übermächtig durch das Getöse. Das Feuern wurde immer heftiger; die flammenden Granaten kreuzten in hohen Bogen die Lüfte.

„Gnädige Mutter Gottes, sie sind dicht vor den Thoren!“ wimmerte Haidvogl. „Das ist Wiens letzter Tag!“

Muntsch hatte sich mit seinen kräftigen Armen des Gedränges einigermaßen zu erwehren gewußt, und dadurch auch für Spingler einen etwas freiern Raum erhalten. Doch gewann auch in ihm die Furcht das Uebergewicht.

„Meint Ihr wol, Meister Spingler“, fragte er diesen leise, „daß sie einen Sturm auf die Stadt versuchen?“

„Ich kann's nicht denken! Die Mauern und Wälle sind zu fest“, erwiderte er. „Doch möglich ist's immer! Wenn die Kaiserlichen den Muth verloren hätten!“

„So stehe uns Gott bei!“ ächzte Haidvogl. „Dann wird es ein Würgen und Gemetzel in den Straßen und in den Häusern geben, Muntsch!“

„Man muß den Muth nicht verlieren!“ beschwichtigte Spingler, ohne selbst noch viel Muth zu haben. „Aber freilich, ich glaube es steht heut übler mit der Stadt als im verwichenen Juni!“

Haidvogl kreischte plötzlich auf: „Ihr erdrückt mich! Hülfe! Hülfe!“

Es kam ein Trupp Reiter durch die Gasse, vor dem die Volksmenge sich durch verdoppelte Eile und Hast in der Flucht rettete. Alles wollte auf die Treppe, um nicht übergeritten oder unter die Füße getreten zu werden.

Auch Muntsch mußte weichen; sie wurden gegen die Mauer gepreßt, daß ihnen der Athem fast verging.

„Feuer! Feuer!“ schallte plötzlich ein heulender Verzweiflungsruf mitten durch das Getöse.

„Feuer, Feuer!“ brüllten wiederholend Hunderte von

Stimmen. Ein düsterrother Schein flammte über den Dächern, und ein Strom sprühender Funken wirbelte quer über die Straße. Jetzt überfiel ein sinnbethörender Schrecken die zwischen den Häusern eingekeilten Massen. Mit wildem Geschrei stürmten und drängten sie vorwärts, als ob Jedem schon das Haus über dem Kopf brenne. Die Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, um die Truppen in Ordnung zu halten, da kein Commandowort mehr gehört wurde. Das Geschrei übertäubte den Kriegslärmen. Der Funkenregen, der von einem unfern in Brand gerathenen Dach stäubte, fiel immer dichter in die enge Gasse. Da schlug eine Granate mitten in die eingekeilte Menge, hart vor der Treppe nieder. Ein tausendfacher Angstschrei schallte durch die Lüfte, die Granate sprang mit furchtbarem Knall, die Stücke flogen rings in Fenster und Mauern, daß Alles klirrte und krachte.

Muntsch fühlte es wie einen Kolbenschlag am Kopf, und es sprühte und spritzte ihm heiß ins Gesicht, daß er wie erblindet war. Als er halb wie durch einen Schleier wieder auffah, that er einen Schrei des Entsetzens. Haidvogl stand mit halbem Kopf neben ihm. Ein Stück der Granate hatte ihm den Schädel weggerissen, doch im dichten Drang konnte der Körper nicht umsinken.

Dreiunddreißigstes Capitel.

„Soeben ist der Büchsenmeister Schweickardt an seinen Wunden verschieden“, berichtete Xaver dem Grafen Thurn, der, schwermüthig den Kopf in die Hand gestützt, ganz gewaffnet, vor seinem Tisch im Zelte saß.

„Ist er?“ fragte Thurn finster. „Man könnte ihn beneiden!“

„Hätten sie Alle seinen Muth gehabt — ich glaube wir säßen jetzt in Wien!“ sagte Xaver mit tiefer Theilnahme.

„Nein, nein, Xaver, so leicht wäre es uns nicht geworden! Schweickardt war muthig, aber sein Unternehmen ein Vorwitz. Er hat seine wenigen leichten Mörser nur preisgegeben. Mit Erfolg war nichts zu unternehmen. Wegen etlicher Bomben, die ein paar Dächer einschlagen, ergibt sich eine Festung wie Wien nicht! Ja, wenn die Beschießung sogleich hätte allgemein werden können!“

„Die Bestürzung in der Stadt soll doch sehr groß gewesen sein!“ erwiderte Xaver bescheiden.

„Im ersten Augenblick. Ein zufälliges Straßengedränge, kein Kriegsereigniß! Boucquoi versteht das Handwerk auch. Durch etliche Schreckschüsse wird er nicht außer Fassung gebracht, und mehr war nicht möglich! Das ganze Bombardement hat zehn Minuten gedauert. Das ist nicht anders, als ob einige Scharfschützen aus dem Busch auf eine Colonne gefeuert hätten. Von Dergleichen ist gar nicht die Rede in Kriegsberichten.“

Xaver schwieg; doch er war der Meinung, daß Schweickardt's That, der sich in der Nacht, wo sich die Kaiserlichen zurückgezogen, mit sechs leichten Mörsern bis hart an die Stadt vorgewagt und sie zu bewerfen angefangen hatte, mehr werth gewesen sei als einige Büchsenschüsse aus dem Hinterhalt. Wenn die Massen nachgeeilt wären, wenn man rasch das schwere Geschütz herangeschafft, einen Sturm gewagt hätte, — es war nicht unmöglich, daß Wien durch einen Handstreich fiel bei dem starken Bundesgenossen, den man in der Bürgerschaft hatte. Xaver gewahrte richtig; Thurn wollte sich selbst überreden, es sei nicht wahr, daß dieses äußerste Ziel des Ruhmes und des Sieges ihm zum zweiten mal so nahe gewesen und doch entrückt sei!

„Du sollst mich zum Fürsten von Siebenbürgen begleiten", sagte er abbrechend zu Xaver. „Bist du zu Pferd hier?"

„Nein, Herr Graf!"

„So reite eins von meinen Pferden; sie werden schon gesattelt."

Xaver verbeugte sich.

Thurn stand auf und ging einigemal im Zelte auf und nieder; man sah ihm an, daß er eine starke innere Bewegung bekämpfte.

Xaver beobachtete ihn schweigend.

„Der Schweickardt", begann der Graf nach einiger Zeit mit mildem Ton, „war ein braver Soldat und verstand sein Handwerk gut! Sein Tod geht mir nahe. Ist er dem Großzeugmeister schon gemeldet?"

„Der Constabler Baduczek hat die Meldung übernommen."

„Wie starb er?"

„Mit vollem Bewußtsein, männlich gefaßt, ganz seiner Weise getreu", antwortete Xaver. „Es war rührend, Herr Graf", fuhr er fort. „Er hatte lange bewußtlos gelegen, wir dachten schon, er werde leicht einschlafen. Da öffnete er noch einmal die Augen, sah uns herzlich und freundlich an und sagte, indem er auf die Stümpfe seiner beiden abgenommenen Füße zeigte: «Das Stück ist demontirt, die Laffette in Splitter, die Seele ausgeschossen! Ich habe manchen gutgezielten Schuß gethan, der manches Lebenslicht ausgeblasen hat; nun ist die Reihe an mir.» — Ich redete ihm freundlich zu. Doch er schüttelte den Kopf und sagte matt: «Mein Zündlicht ist ausgebrannt!» Dann faßte er meine Hand, und jetzt trat ihm eine Thräne ins Auge ...."

„Nun?" fragte Thurn, da Xaver, selbst bewegt, inne hielt.

„«Ich habe zwei Söhnchen in Prag», sagte er zu mir, «sie sind nun Waisen! Nehmt Euch ihrer an!»"

„Das wollen wir, bei Gott!" sagte Thurn.

„Ich versprach's ihm auch. «Sagt ihnen», fuhr er mit immer leiserer Stimme fort, «sie sollen meine Kunst lernen, — sie gibt ein wackres Leben und — einen wackren Tod!» Er drückte mir leise die Hand, das Kinn sank ihm auf die Brust — er war todt!"

In Xaver's Auge schimmerte es naß; Thurn blickte ernst auf den Boden. Draußen vor dem Zelte schnaubten die eben vorgeführten Pferde.

„Wir wollen aufsitzen", sagte Thurn fest, zog die Handschuhe an, setzte den Hut auf und ging hinaus.

„Dein Pferd wird der Hauptmann Rechodom reiten, Konrad", bestimmte Thurn; „sattle dir Guglielmo's, folge uns und erwarte uns am Zelt des Obersten Redei-Ferenz."

Thurn und Xaver stiegen zu Pferd. Es war gegen drei Uhr Nachmittags. Den Himmel verhüllte schwarzes Gewölk; der Sturm fegte über die halb überschneiten, halb in Morast verwandelten Felder. Feuchter Schnee stöberte herab. Wien lag in dunklen Umrissen im Nebel vor ihnen; der Stephansthurm ragte düster über die Dächer und andern Thürme empor.

„Zum zweiten mal so nahe am Ziel —", dachte Thurn, „und vielleicht ferner davon als je zuvor!"

Sie ritten die Zeltreihen hinunter. Die Krieger bargen sich vor dem rauhen Wetter unter den halb zerrissenen Linnendächern, oder in Hütten von Tannenzweigen aufgeschlagen. Viele hatten sich Höhlungen in den Boden gegraben und sie mit Gesträuch und Erde überdeckt. Feuer brannten in langen Reihen mit dick qualmendem Rauch, weil die Nässe und der Sturm das Brennen hinderten. In zerlumpten Mänteln umlagerten die Soldaten diese Feuerstellen, da ihnen die Flammen am Tage wenigstens doch noch eine wohlthätigere Erwärmung boten als die Zelte oder Hütten.

Das Lager gewährte einen düstren Anblick. Thurn ritt schweigend durch die Reihen; ein Theil der Gelagerten erhob sich bei seiner Annäherung und begrüßte ihn, doch nicht mit freudigem Zuruf, sondern mit finstren Blicken; ein andrer Theil blieb, in die Mäntel gewickelt, zusammengekauert am Boden liegen; aus den bleichen Zügen der Meisten sprach Hunger und Krankheit.

„Die Noth wächst mit jedem Tage!" sagte Thurn zu Xaver, die Feuerstellen überschauend. „Ich sehe das Fieber in den blassen Gesichtern!"

„Die schlechte Nahrung, der Hunger selbst, die Nässe und der Frost entkräften freilich jetzt auch schon die Stärk-

sten“, antwortete Xaver. „Ueber Nacht sind sie ein Raub des Todes. Dort hinten die Hügelreihe ist ganz mit Leichen bedeckt.“

„Und unbegraben!“

„Der harte Erdboden macht es zu schwer“, antwortete Xaver.

„Boucquoi's Kugeln haben uns nicht halb soviel Leute genommen als diese letzten Lagertage!“

„Das Gefährlichste scheint mir, daß so viele Pferde geschlachtet werden; die erschossenen sind längst verzehrt.“

„Wenn auch heut Bethlen Gabor sich nicht zu einem allgemeinen Angriff entschließt“, sprach Thurn nach einigen Augenblicken, „so weiß ich nicht, wie ich die Leute länger in Zucht und Ordnung beisammenhalten soll.“

„Träfe nur die Löhnung richtig ein!“ bemerkte Xaver.

„Ja! Geld aus Prag erwarten!“ rief Thurn bitter. „Hätten die Bürger Prags mir nur die funzigtausend Gulden geschickt, die sie für thörichte Pracht beim Einzuge des Königs aufgewendet! Vergeblich habe ich an die Directoren und jetzt an den König geschrieben! Die Festlichkeiten am Hofe sind zu theuer! Es bleibt kein Geld übrig für den hungernden und zerlumpten Kriegsmann!“

Während die beiden Reiter sich so besprachen, sprengte ein dritter von seitwärts über das Feld her auf sie zu.

„Ist das nicht Oberst Berka's Schecken?“ fragte Thurn.

„Ich denke, ja.“

„Er sucht uns auf; wir wollen es ihm erleichtern.“ Thurn setzte sein Pferd in Galopp, dem Freunde entgegen.

„Gott grüß' Euch, Thurn!“ rief der Oberst ihm von weitem zu. „Ihr wollt zu der Besprechung mit Bethlen Gabor?“

„Ja. Ihr wißt davon?“

„Ich wollte, ich wüßte nichts!“ entgegnete der stets Unglück weissagende und Alles scharf erspähende Berka. „Redei-Ferenz ist schon seit einer Stunde bei ihm. Es sind schlechte Nachrichten aus Ungarn eingelaufen. Der Judex curiae Hammonai hat Bethlen Gabor's ersten Feldobersten, den Rakoczy, aufs Haupt geschlagen!“

„Was!“ rief Thurn auffahrend. „Das fehlte auch noch, um Bethlen wankelmüthig zu machen!“

„Es ist noch nicht Alles! Gestern den ganzen Abend steckte ein Unterhändler aus Wien bei ihm. Er ist spät in der Nacht mit des Fürsten Geleit zurückgeritten. Ich müßte mich sehr irren, aber dieser eine Mann ist uns gefährlicher gewesen als die verlorene Schlacht Rakoczy's!“

„Wißt Ihr, wer es war?“

„Nein; aber ich vermuthe, es ist Einer, der schon oft hin- und hergeritten ist zwischen Wien und Bethlen's Nachtquartieren. Thurn, Thurn! ich sage Euch, Bethlen Gabor baut die Brücke nicht, über die wir in Wien einrücken! Seit dem Tage, wo Kurfürst Friedrich die Krone Böhmens mit Sicherheit sein nennen durfte, seit dem 26. August, hatte Böhmen keinen Bundesgenossen in ihm, den es mit Sicherheit sein nennen durfte!“

„Und doch haben seine Abgesandten, Christoph Erchödy und Steffen Cußlai von Coloswar, in Prag den König beglückwünscht, haben der Krönung beigewohnt ....“

„Wem komme ich sicherer unvermuthet bei“, unterbrach Berka ihn bitter, „Dem, dem ich freundlich entgegengehe, oder Dem, dem ich von weitem drohe? Lehrt mich Bethlen Gabor nicht kennen!“

„Nein, Oberst Berka, Ihr irrt! Auch das Bündniß zwischen Böhmen, Mähren, Schlesien, der Lausitz, Ungarn

und Siebenbürgen haben die Abgesandten aufs eifrigste betrieben!“

„Und wenn es abgeschlossen wäre — ich glaubte nicht daran!“

„Budowecz, Jessenius, sie haben es mir Beide amtlich geschrieben“, wandte Thurn lebhaft ein.

„Jessenius, freilich“, lachte Berka bitter, „der muß es wissen! Er hat ja stets die Unterhandlungen mit Ungarn und Siebenbürgen geführt und — war immer angeführt!“

„Nein, Berka! Diesmal ist Eure Besorgniß ungegründet. Das Bündniß wäre abgeschlossen, wenn die Directoren noch freie Hand gehabt hätten. Allein der König war schon gewählt und sie wollten nicht ohne ihn handeln. Aber Friedrich wird Abgesandte nach Presburg zum Reichstage schicken ....“

„Zum Reichstage!“ rief Berka; ein scharfer Windstoß verwehte seine Worte.

„Er will nur zuvor nach Nürnberg zu der Besprechung mit den Fürsten der Union!“

Der Wind pfiff den Reitern wiederum scharf ins Gesicht, sodaß sie kaum sprechen konnten.

„Seht doch“, spottete Berka, „wie der Wind mit Reichstag und Union spielt und die Beschlüsse verweht! Wollte Gott, Thurn, daß er Euch gute Beschlüsse von dort zuwehen möge!“ Er zeigte mit der Hand über das Feld nach einem einzelnen Hause, wo Bethlen Gabor sein Quartier genommen hatte. „Reitet nur hinüber! Ich eile zurück und lasse meine Pferde abfüttern, wenn ich noch ein Maß Gerste oder Hafer für sie auftreiben kann, damit sie einen tüchtigen Marsch aushalten.“ — Unmuthig wandte er seinen Schecken und ritt ins böhmische Lager zurück.

„Wir wollen uns beeilen“, sagte Thurn zu Xaver und ritt schärfer.

Sie sprengten durch Schnee und Morast querfeldein, um den Weg abzukürzen. In einer Senkung kamen sie an einer Menge unordentlich übereinander geworfener Leichen vorbei; alle nackt — ein Anblick des Schauders! Dazwischen lagen die greulichen Cadaver gefallener oder geschlachteter Pferde; das Eingeweide auf dem Boden verstreut, das Fleisch von den Knochen gelöst, daß die nackten Gerippe hervorstarrten; nur die Köpfe waren unversehrt geblieben.

„Das ist jetzt die Hauptnahrung“, sprach Xaver und deutete auf eins der Gerippe.

Thurn erwiderte nichts.

Sie erreichten das Zelt des Obersten Redei-Ferenz, wo Konrad ihrer wartete. „Der Oberst ist schon beim Fürsten“, meldete dieser.

Sie sprengten weiter. Der Wind hatte hier den Schnee in den tiefen Schluchten zusammengeweht. Die Pferde sanken oft bis an die Knie ein.

Dichte Schwärme von Raben, die sie von den Leichnamen der Menschen und Pferde aufgescheucht hatten, flatterten jetzt wieder zurück über ihre Häupter hin.

„Unglücksvögel!“ murmelte Thurn.

Sie mußten durch ein kleines dichtes Tannengebüsch reiten. Jenseit desselben schallte ihnen wildes Geheul entgegen. Es kam aus einer Lagerstätte von Tataren, die, von einem Austritt nach Beute und Lebensmitteln zurückgekehrt, einige Gefangene mitgebracht hatten. Sie hatten einen Kreis um die Unglücklichen geschlossen und stimmten einen wilden Todtengesang an, weil sie sie opfern wollten. Einer ihrer Priester mit lang herabflatterndem, schwarzem Haar stand, in einen weiten grauen Talar gehüllt, inmitten des

Kreises und schwang das Opferbeil. Vor einem breiten Opferstein knieten die Gefangenen, drei Männer, eine Frau und zwei Kinder, mit gefaltenen Händen.

Thurn schauerte zusammen! Er sah kein Mittel, sie zu retten. Selbst Bethlen Gabor's Gebot hätte nichts vermocht gegen die Ausführung dieser grauenvollen That, die der Priester befohlen hatte.

Doch Xaver meinte: „Gold bewirkt Alles bei diesen habgierigen Hunden. Laßt es uns versuchen, Herr Graf!“

Thurn zog seine schwergefüllte Börse, sprengte mit Xaver an den Kreis und schwenkte seinen Federhut, zum Zeichen, daß sie inne halten möchten. Sie erkannten in ihm den Feldherrn und beugten sich ehrfurchtsvoll. Xaver wußte sie durch Zeichen zu bedeuten; am verständlichsten war ihnen das blinkende Gold, und nach einigen Minuten hatte Thurn die Freude, die Gefangenen losgebunden und ihm übergeben zu sehen. Sie warfen sich dankend auf die Knie vor ihrem Retter; es war eine deutsche Familie, Vater, Mutter, zwei erwachsene Söhne und zwei kleine Mädchen. Der Priester legte zum Zeichen seiner Einwilligung das Beil vor dem Opfersteine nieder; die Häuptlinge gaben Thurn ihren Handschlag. Konrad erhielt den Auftrag, die Geretteten zurück in das böhmische Lager zu geleiten.

„Möchte uns das ein gutes Zeichen sein!“ sprach Thurn.

Jetzt waren sie der Wohnung Bethlen Gabor's nahe. Er hatte sie in dem einzigen Hause, das von einem halb niedergebrannten, halb niedergerissenen Dorfe übrig geblieben war, aufgeschlagen. Ringsum in geordneten Reihen lagerten die Schaaren seiner Leibwache zu Pferde. Als Thurn, den sie als Oberfeldherrn erkannten, in die Zelt-

reihen eintritt, erhoben sich Alle, die am Feuer lagen, und grüßten ihn mit Ehrfurcht.

„Sie haben mehr Achtung vor mir als meine Böhmen“, sagte er. „Das macht“, fuhr er fort, „der Fürst übt eine grausame Strenge. Schwer Schuldige läßt er, wie die Führer der alten Gallier, langsam und martervoll durch Feuer tödten. Minder schwere Vergehen bestraft er mit Abschneiden der Ohren, der Nase, Ausstechen eines Auges oder gar beider!“

Sie hielten jetzt an dem Hause, vor welchem zwei Schildwachen standen. Aus dem Innern sprangen ihnen mehrere Diener entgegen, die ihnen die Pferde abnahmen.

„Erwarte mich hier unten, Xaver!“ gebot Thurn. „Ich werde dich, sobald wir die Beschlüsse gefaßt haben, mit mündlichen Aufträgen an die Feldobersten senden. Ich bedurfte eines so gewandten und treuen Boten, als du bist. Denn zu schriftlichen Ausfertigungen ist hier nicht Zeit.“

Er ging die Treppe hinauf zu dem Fürsten, der im obern Stockwerk sein Zimmer hatte; es war das Gerichtshaus des zerstörten Dorfes, das einzig zur Wohnung tauglich gebliebene, mit ganz ansehnlichen Räumen.

Xaver blieb unten in der Hausflur, wo die Wachtposten standen. Sein Herz schlug unruhevoll, in der äußersten Spannung. Denn in dieser Stunde entschied sich droben das Schicksal Böhmens, — mehr! das des ganzen Deutschland, des halben Europa!

Draußen begann es zu dunkeln. Es war kälter geworden. Der fallende Schnee blieb auf dem Boden liegen; bald bedeckte sein weißes Leichentuch die ganze sichtbare Landschaft. Eine weite Ebene, von wenigen Hügeln unterbrochen, gesäumt von langen schwarzen Linien der Wälder; in der Ferne, dann und wann zwischen dem Gewölk in

dunklen Umrissen durchschimmernd, die Vorgebirge der Karpaten, die Berge an der Donau. Schweres Gewölk lagerte sich rings über den Himmel. Die Raben zogen mit heiserem Krächzen unter den grauen Wolken dahin. Ringsher loderten düstre Feuer mit wirbelnden Rauchsäulen auf. Je tiefer sich das Dunkel auf die Erde senkte, je schärfer leuchteten die rothen Flammen auf der Schneedecke.

Ueber eine Stunde harrte Xaver. Es war jetzt völlig Nacht. Zuweilen hörte er in einzelnen abgerissenen Lauten das Geräusch lebhaft Sprechender. Jetzt öffnete sich eine Thür; rasche Tritte und klirrende Sporen ließen sich vernehmen. Thurn, und hinter ihm Redei-Ferenz, kamen die Stufen herunter. Xaver's Herz schlug, daß es ihm fast die Brust zersprengte. Beim Scheine des in der Eingangshalle lodernden Feuers beobachtete er Thurn's Gesichtszüge. Er sah finstrer aus als die Nacht draußen. Er winkte Xaver nur stumm und schritt vor die Thür. Beide saßen schweigend auf.

„Gute Nacht, Oberst“, sprach Thurn zu Redei-Ferenz, der einigen Offizieren, die ihn erwarteten, noch Befehle gab.

„Lebt wohl, Graf Thurn“, antwortete dieser.

Lebt wohl! Das klang seltsam in Xaver's Ohr. Er blickte Thurn an, doch dieser blieb stumm.

Sie ritten schweigend nebeneinander her, durch die Gassen des verwüsteten Dorfes zwischen den Feuern, Zelten und Hütten der Gelagerten. Auf einer Anhöhe, die den Ueberblick der Gegend gestattete, hielt Thurn und schaute sich um. Eben trat der Mond zwischen zwei schwarzen Wolken halb umschleiert hervor und warf sein bleiches Licht über das mit Feuerpunkten besäete Lagerfeld.

„Der Mond hier links? So müssen wir rechts reiten! Gerade auf die alte Fichte zu; dort lagert unser erster Vor-

posten." Mit diesen Worten setzte Thurn sein Pferd in Galopp. Xaver wagte keine Frage.

In einigen Minuten hatten sie, scharf gegen den Nordwind zureitend, die Anhöhe mit der Fichte erreicht, die aus düstrer Umbüschung emporragte.

Hier hielt Thurn. „Xaver", sagte er mit tiefbewegtem Ton, indem er die Hand auf die Schulter seines jungen Freundes legte, „Oberst Berka hat in Allem Recht gehabt! In zwei Stunden brechen wir auf — nach Böhmen."

„Nach Böhmen!" rief Xaver fast erstarrt — „Und Wien ...."

„Ist zum zweiten mal gerettet! — — Auch Bethlen Gabor geht zurück nach Ungarn. Die Morgensonne sieht zwei verlassene Lager. Unsere Leute sollen sich nicht noch eine eisige Nacht hindurch quälen. Der Nachtmarsch spart uns viele Opfer. Die Erlösung von diesem Elende war nur in Wien oder in Böhmen zu finden. Wir suchen sie in Böhmen!"

„In Böhmen!" wiederholte Xaver.

„Reite zum Großzeugmeister, zu Oberst Berka, Oberst Hollach, Bubna, und bring' ihnen den Bescheid, und den Befehl zum Aufbruch um Mitternacht. Fürst Bethlen Gabor erklärt, er kann das Feld nicht länger halten; wir allein können es auch nicht. Reite rechts am Hügelsaum hinunter, dort liegt zuerst Bubna mit seinen Reitern. Ich reite durch dies Gebüsch gerade nach meinem Zelt. Dort sehen wir uns um Mitternacht wieder. Leb' wohl!"

Xaver folgte dem Befehl. Thurn war allein. Noch einmal überschaute er das ganze weite Rund der Lagerfeuer rings umher.

„Sechzigtausend Kämpfer lagern hier, — keine Stunde weit sind die Thore Wiens, — viele Tausend befreundete

Arme würden sich für uns waffnen in der Hauptstadt Ferdinand's, — sie bleibt uns verschlossen, wir verlassen sie! — Wohlan denn! Es sei!"

Er wandte sein Pferd. Der Vollmond strahlte jetzt hell zwischen den Gewölken hindurch auf die schwarzen Fichtenbüsche. Er ritt darauf zu. Sein Pferd scheute; er spornte es. Es scheute abermals; es schnob aus den Nüstern, die Mähne flatterte zurück. Er brauchte die Sporen stärker; es stieg bäumend hoch auf.

In diesem Augenblicke erhob sich eine Gestalt im schwarzen weiten Mantel, die am Rande des Gebüsches vor einem steinernen Crucifix gekniet hatte, welches Thurn erst jetzt gewahr wurde, da der Mond den weißlichen Stein hell beschien.

Die Gestalt — es schien ein alter Mönch mit kahler Scheitel und weißem langen Bart — wandte sich zu ihm um. Der volle Mond schien ihm ins Antlitz. Ein seltsames Grauen schlich durch die Brust des kriegsmuthigen Mannes. Es dünkte ihn, die Züge des Traumbildes dieser Nacht zu sehen. Sein Pferd war wie in den Schnee gewurzelt, mit den Vorderfüßen angestemmt, den Leib und Hals zurückziehend.

„Wer bist du?" sprach Thurn, sich ermannend.

„Wir haben uns schon gesehen, Graf Thurn", sagte der Greis langsam, „und wir sehen uns wieder!"

Er beugte sein Haupt, kreuzte die Arme über der Brust, wandte sich und verschwand im Gebüsch.

Das Wort erstarb auf Thurn's Lippe; er wollte nach, spornte das Pferd gewaltsam; es bäumte sich dreimal scheu hoch auf. Endlich gehorchte es dem Reiter. Er sprengte ins Gebüsch; es war zu dicht, um durchzudringen. Er umritt es mit wenigen Galoppsprüngen.

Jenseits freies, beschneites Feld; in dessen Mitte eine einsame, riesige Fichte. Von der Mönchsgestalt keine Spur; auch der Schnee von keinem Fuß berührt.

Es durchschauerte ihn.

Mit verhängtem Zügel jagte er vorwärts; bald erreichte er sein Zelt.

Um Mitternacht brach das Heer auf. — Wien war gerettet, — Thurn sah es niemals wieder!

Fünfundzwanzigstes Buch.

Vierunddreißigstes Capitel.

Die Räthe Ludwig Camerarius und Leander Rippell harrten nebst dem Hofprediger Abraham Scultetus im Empfangszimmer des Königs Friedrich von Böhmen auf dem Hradschin. Der König war Tags zuvor mit Camerarius aus Nürnberg zurückgekehrt, wo die Fürsten der protestantischen Union nebst den Vertretern der protestantischen Städte versammelt gewesen waren, um die Angelegenheiten Friedrich's und ihre gemeinsamen zu berathen, und woselbst Friedrich, unterstützt von einem Abgesandten seines Schwiegervaters, König Jakob's des Ersten von England, Alles in Bewegung setzte, um die protestantischen Kräfte Deutschlands für seine Sache in Bewegung zu setzen. Die Nachrichten, welche über diese Versammlung nach Prag gekommen, waren nicht die günstigsten gewesen.

Scultetus war daher eifrig mit Camerarius im Gespräch darüber. Rippell in seiner redlichen Treue für Friedrich hörte mit tief erregter Theilnahme an, was Camerarius berichtete.

„Meines Bedünkens", sagte dieser, „wollten sie Alle vorzüglich ihre eigene Ruhe und Sicherheit. Für das Ganze möchte Niemand recht die Hand ans Schwert legen!

„Der Krieg ist allerdings ein schweres Unheil“, sagte Rippell halb vor sich hin.

Doch Scultetus brach in Eifer aus: „O, die mit Blindheit Geschlagenen! Sehen sie denn nicht, daß der römische Erzfeind seine Tücke gegen sie Alle richtet! Daß sie jetzt die Gelegenheit ergreifen müssen, seiner Molochsherrschaft ein Ende zu machen?“

„Es wurde ihnen so warm und klar als möglich dargelegt“, fuhr Camerarius fort, „daß unseres Herrn Sache auch die ihrige sei! Daß, wenn sie sich auch durch Theilnahmlosigkeit heut Ruhe bewahrten, morgen die Reihe des Kampfes an sie und desto gefährlicher kommen werde. Allein zum Angriff zu schreiten hatte Niemand Lust, nur zur Vertheidigung wollten sie sich rüsten, wenn der Krieg ins Reich gespielt werde. Vorzugsweise die Städte und Kursachsen waren dieser Ansicht.“

„O, das treulose Sachsen!“ rief Scultetus aus. „Aber ich weiß wohl, wer dort die Drachensaat streut! Das ist das Gift des starren Lutherthums, das ich fast noch mehr scheue und verabscheue als den römischen Antichrist selbst! Das ist der unsaubere Geist des Apostels der Finsterniß, dieses lutherischen Zeloten, Hoe von Hohenegg, der den Kurfürsten Herrn Georgen ganz in seinen Banden gefangen hält. Hat er doch in seinem frevlen Muthe ausgerufen: «Es sei ein Greuel, daß ein so herrliches Land wie Böhmen dem Calvinismus in den Rachen geworfen werde, gleichwie dem Baalsgötzen!»“ *)

„Der Kurfürst von Sachsen ist unserem allergnädigsten Herrn allerdings nicht sehr gewogen“, bemerkte Rippell kopfschüttelnd. „O daß der geistliche Uebereifer so großen Scha-

---

*) Historisch.

den stiftet und den Frieden stört, statt ihn zu befestigen!" setzte er mit einem unzweideutigen Blick auf Scultetus hinzu. Dieser aber nahm ihn nicht wahr in seinem neu entzündeten heiligen Zorn, oder wollte ihn nicht wahrnehmen.

„Ja wohl", rief er fast lauter, als es sich in einem Zimmer des Palastes geziemte, „dieser Eifer der Baalspriester, der Götzendiener ist fluchwürdig zu nennen! — Ach, der wahre, gereinigte Glaube wird noch lange kämpfen müssen gegen die alten Erbsünden, die sich von Vätern auf Söhne vererben! Auch in diesem Lande, welche harte Arbeit haben wir gegen die alten bösen Wurzeln des römischen Antichristenthums!"

„Ich denke, hochwürdiger Herr", sagte Rippell, „was von diesen alten Wurzeln keinen Lebenstrieb mehr hat, wird bald von selbst verwesen. Wenn man zu wild ausrodet, zerstört man leicht manches gute Gewächs ringsum!"

„Nimmermehr, nimmermehr, mein theurer Freund Rippell! Der Same des Unkrauts wuchert immer neu, wenn er nicht unablässig mit Schaufel und Hacke, ja mit Feuer vertilgt wird! Es ist selbst besser, daß der Weizen zugleich mit dem giftigen Unkraut vertilgt werde, damit doch in künftigen Jahren der Acker reine Frucht trage! So denkt auch unsere hochverehrte, allergnädigste Königin! In ihrem reinen Herzen ist sie voller Gewissenscrupel über das kirchliche Unwesen, das annoch in diesem Lande herrscht, und was sie und ich vermögen auf unseren gnädigsten Herrn, das soll geschehen, um es mit allen Wurzeln auszurotten!"

„Der König", rief Camerarius leise.

König Friedrich trat ein. „Seid mir gegrüßt, werthe Herren", sprach er mit gütigem Ton, doch mit nicht sehr heiterer Miene. Er ging zuerst auf Scultetus zu und reichte ihm die Hand. „Ich freue mich, Euch wiederzusehen, ehr-

würdiger Herr; ich habe mich schon nach Eurem Rath und Beistand gesehnt."

Scultetus beugte sich zum Kuß auf Friedrich's Hand und sprach: „Heil meinem gnädigsten König, Heil dem Hauptpfeiler der christlichen Kirche, der, ein zweiter Carolus Magnus, berufen ist, Ungläubige und Abtrünnige zu bekehren."

Scultetus' Begrüßung ließ den König nur zu einem leichten „Guten Morgen" für den redlichen Rippell kommen.

Da viele Acten auf dem Arbeitstisch lagen, fragte er zu ihm und Camerarius gewandt: „Es wird wol Vieles vorzutragen sein?"

Die Räthe bejahten es.

„Das wird lange Zeit kosten", sagte Friedrich etwas verdrießlich. „Herr Hofprediger, die Königin verlangt nach Euch. Tretet inzwischen zu Ihrer Majestät ein; ich werde sobald als möglich nachkommen."

Scultetus ging durch die Thür, aus welcher der König gekommen war, nach den Wohngemächern der Königin Elisabeth hinüber.

„Nun, Camerarius? Ihr habt schon so viel vorgefunden?" fragte Friedrich und deutete auf die Actenstöße.

„Ich nicht, Majestät! Es sind fast Alles Vortragssachen des Raths Rippell."

„Nur das Wichtigste, was während Ew. Majestät Abwesenheit ....", begann Rippell.

„So laßt es heut beim Wichtigsten unter dem Wichtigsten bewenden! Ich habe nicht viel Zeit!"

Rippell bekämpfte seine Trauer über des Königs Ungeduld in oft so überaus wichtigen Geschäften. „Es sind hauptsächlich Bitt- und Beschwerdeschriften eingegangen", begann er.

„Beschwerden und immer Beschwerden? Und worüber?"

fragte Friedrich unangenehm berührt. „Läßt sich das nicht in der Kanzlei ohne weiteres abthun?“

„Ich halte es für Pflicht, Ew. Majestät selbst gewissenhaft die Beweise darzulegen, daß die Stimmung in diesem Lande während Ew. Majestät Abwesenheit sich nicht sehr günstig gezeigt hat.“

„Stimmung und immer Stimmung! Wie kann ich auch darauf Rücksicht nehmen“, rief der König verdrießlich. „Und wie kann man wissen, was wirklich die Stimmung ist? Einzelne klagen stets. Wenn in Böhmen eine schlechte Meinung herrscht, so ist das schlechte Kriegsglück Thurn's die Hauptursache. Und da hat das Volk nicht Unrecht. Ich habe aber schon gestern Abend von dem Fürsten von Anhalt genug über diese schlechte Stimmung gehört.“

„Was ich Ew. Majestät zu berichten hätte, gehört nicht dahin“, wandte Rippell ein.

„Und das wäre? Ein wenig rasch, lieber Rippell.“

Der Rath überwand den Eindruck von Schmerz und Sorge, welchen ihm diese Worte machen mußten, und sagte, indem er ein Actenstück in die Hand nahm: „Diese Schriftstücke hier enthalten sämmtlich dringende Bitten und Vorstellungen, auch herbe Klagen, wie ich pflichtmäßig sagen muß, über Beschränkungen und Kränkungen in Glaubenssachen!“

„Wie, Rippell? Das können wol nur unsere Feinde, die Römisch-Katholischen sein, die aus verleumderischen Absichten solche Klagen erheben!“ rief der König unmuthig.

„Geruhen Ew. Majestät zu verzeihen, es sind auch viele Andere; Utraquisten, Evangelische. Ich darf es Ew. Majestät nicht verschweigen, die Böhmen finden sich in der Ausübung ihres Glaubens beschränkt, verletzt .... es ist das eine ganz allgemeine Klage!“

„Nein, Rippell!“ unterbrach ihn Friedrich heftig. „Das ist nicht wahr! Und es ist nicht Eure Angelegenheit. In Glaubenssachen habe ich Scultetus zu hören.“

„Eben des Herrn Hofpredigers übergroßer Eifer ....“

„Blast Ihr auch hier in dieses Horn wie zu Heidelberg? — Zum Schutz des reinen christlichen Glaubens, zur Befestigung und Fortpflanzung desselben habe ich dieses auf meinem Haupte schwer lastende Königthum übernommen. Soll ich jetzt dem göttlichen Auftrage untreu werden?“

„Gestatten mir Ew. Majestät ein Wort“, begann Camerarius, da Rippell schmerzvoll schwieg. „Die Böhmen haben die Hoffnung gehegt, daß Ew. Majestät ihren Glauben beschützen würden.“

„Und thue ich das nicht? Lege ich ihnen Zwang auf?“ sagte der König heftig. „Aber in meiner Hofkirche kann ich doch nicht Bilderdienst treiben? Es sind auch nur die Katholiken, welche klagen oder die Kläger anstiften aus Misgunst gegen mich. Ich weiß das besser!“

„Vergeben Ew. Majestät. Auch die Evangelischen, die Utraquisten“, sagte Rippell mit Kummer. „Es geht mir so nahe, daß Ew. Majestät die Liebe dieser neuen Unterthanen einbüßen sollten ....“

„Ihre Liebe einbüßen!“ rief der König und eine dunkle Röthe färbte seine Wangen. „Ihr geht etwas weit, Rippell! Eurem Alter gestatte ich manches dreiste Wort, aber Ihr solltet Euch selbst mäßigen!“ Er ging einigemal unruhig im Zimmer auf und nieder; Rippell schwieg. — — „Und wenn ich die Liebe abtrünniger Unterthanen verlieren müßte! Sollte ich deshalb mein Gewissen belasten? — — Was habt Ihr sonst zum Vortrag?“

Rippell nahm ein anderes Actenheft. „Die Noth im Volke ist groß; — die Kriegsleute, die ihren Sold nicht

richtig empfangen, halten sich an den Bewohnern schadlos — das Landvolk ist bedrückt durch Plünderung und Mishandlung von unserem eignen Heer ...."

„Genug, genug!" rief Friedrich, der immer finstrer blickte. „Davon hat mir Fürst Christian schon hinlänglich erzählt. Das sind Alles die Entschuldigungen Thurn's und Mansfeld's, weil es unter ihrer Führung mit dem Kriege nicht vorwärts will. Es ist wol eher den Truppen der Sold einige Monate rückständig gewesen. Dürfen sie darum wie die Räuber hausen? Wenn der Führer das gehörige Ansehen und Einsehen hätte, so würde Alles besser gehen!"

„Die Thür des Nebengemachs öffnete sich. Die Königin trat halb ein. „O, lieber Friedrich, wenn du etwas Zeit hättest! Es sind so viele Dinge zu besprechen!"

„Auf der Stelle, meine Elisabeth", antwortete der König. „Ich muß jetzt abbrechen, Rippell. Wenn etwas zur Unterschrift ist, legt mir's morgen vor."

„Ew. Majestät, es sind einige dringend eilige Sachen", bat Rippell.

„Nun, Nachmittag denn!" antwortete Friedrich eilfertig und ging hinein zur Königin.

Rippell legte seufzend seine Actenstücke zusammen.

Camerarius schüttelte den Kopf. „Ich fürchte, ich fürchte", sagte er, „unser Herr sieht die Lage der Dinge anders als wir, und sehr anders als sie ist!"

„Ich fürchte es nicht mehr, ich weiß es seit langer Zeit", antwortete Rippell. „Gott schütze ihn!"

Stumm verließen die beiden Rathgeber das Vortragszimmer.

Die Königin hatte ihren Gemahl abgerufen, weil Scultetus mit dem ganzen Arsenal seiner geistlichen Waffen auf sie

eindrang, sie möge so eilig und so nachdrücklich als möglich auf den König einwirken, daß sowol die ketzerischen und gotteslästerlichen Misbräuche, wie er sie bezeichnete, in den böhmischen Kirchen im Allgemeinen abgestellt würden, ganz besonders und sofort aber auch in der prager Schloßkirche. Denn er könne es nicht in seinem Gewissen verantworten, das herannahende Weihnachtsfest — man schrieb schon den 21. December — in einer Kirche zu begehen, die voll gotteslästerlicher Zeichen des Bilderdienstes sei, und in der die Besucher diesen immer noch forttrieben. Denn vor den Crucifixen beteten sie den Herrn in leiblicher Gestalt an, gleichwie in einem Götzenbilde; und vollends vor den Heiligenbildern trieben sie abergläubische Abgötterei mit sterblichen, sündhaften Menschen.

Friedrich fand seine Gemahlin in Folge dieser zelotischen Bestürmungen in der höchsten Aufregung; die Thränen standen ihr in den Augen.

„Was hast du, meine Theuerste", fragte er sie mit theilnehmender Bestürzung, als sie allein im Nebenzimmer waren. „Was ist dir? Du weinst ja!"

„O, mein theurer Friedrich", entgegnete sie, in vollen Thränen sich ergießend, „sollen wir darum unter Gefahren und Kämpfen einen Königsthron bestiegen haben, daß wir an unserer Seele Schaden nehmen, daß die Reinheit unseres Glaubens erschüttert werde? Du glaubst gar nicht", fuhr sie fort, Scultetus' Worte fast wiederholend, „welche Greuel hier vorgehen in Prag! Ich kann die Kirche nicht betreten, die ein wahrer Götzentempel ist! Unsere eigene Schloßkirche, wo ich meinen Gottesdienst verrichten soll, hegt und pflegt den Bilderdienst und den sündigen Aberglauben, der Menschen gleich Göttern anbetet!"

„Wie kannst du das sagen und glauben", antwortete

Friedrich, der seiner Gemahlin gegenüber gewöhnlich Das bekämpfte, was er vor seinen Räthen vertheidigte.

„Wie? antwortete sie. „Sind nicht Heiligenbilder darin aufgestellt? Und Crucifixe und Bilder der Mutter Gottes; und flimmert nicht Alles von jenem äußerlichen Tand und gottlosen Spielwerk der Katholischen? Von eitel Silber und Gold, Bild- und Schnitzwerk?"

„Die Utraquisten verehren die Heiligen, aber sie beten sie nicht an — sie lassen ihnen nur die Stellen in der Kirche, wo sie von Alters her gewohnt gewesen, sie zu sehen und sich ihres frommen Lebens zu erinnern", begütigte Friedrich seine Gemahlin.

„Es ist ein Greuel für mich! — Und du solltest nur Scultetus darüber hören!"

Sie waren indessen allgemach bis an das Wohnzimmer der Königin gekommen, wo Scultetus noch verweilte.

„O, Gesalbter in dem Herrn", empfing er den König, aus dessen wie aus der Königin Zügen er errieth, daß schon zwischen Beiden von dem Gegenstande die Rede gewesen sei, von dem er zu sprechen beginnen wollte. „Ich bitte demüthig um Vergebung, daß ich mein volles Herz ausgeschüttet habe zu Füßen Ihrer Majestät der Königin! Allein weß das Herz voll ist, deß fleußt der Mund über! Und mein Gewissen gebietet mir zu reden!"

„Sprecht es gerad aus, Herr Hofprediger", entgegnete der König, „was fordert Euer Gewissen?"

„Ich besorge in meinem Innersten", begann Scultetus, „daß Ew. Majestäten, daß wir Alle Gottes gnädige Allmacht wider uns haben würden, wenn es länger geduldet würde, wie sein reines Wort entstellt und der Tempel des Herrn durch schmachvollen Bilderdienst entweiht wird! Ew. Majestät haben den schweren Königsberuf nicht um eitlen welt-

lichen Glanzes willen, sondern zum Schutz der heiligen Religion auf Ihro Haupt genommen ...."

„Gewiß, das habe ich", unterbrach ihn der König, „doch ich habe gelobt, den Glauben aller christlichen Bekenntnisse in diesem Lande unangetastet zu lassen und zu schützen!"

„Wo der Glaube aber Unglaube wird", fuhr Scultetus mit Salbung fort, „wo er Sünde und Gotteslästerung wird, soll er auch da beschützt werden? Und wenn wir Andere — ich will es nicht loben — unbekehrt im Irrthum wandeln lassen, sollen wir selbst den Weg der [illegible] gehen? Soll dem Könige des Landes und Denen, die mit ihm in der reinen Lehre wandeln, kein Tempel ge[illegible]ein, wo sie den Herrn anbeten können im Geiste und in der Wahrheit? Ohne schwere Versündigung wider unseren geläuterten Glauben, durch Greuel des Bilderdienstes, ja durch wahrhaft heidnischen Götzendienst! Hätte der Herr darum so hohe Wunder gethan, für uns Alle, da er Ew. Majestät berief zum Hort des Glaubens, daß er sein eigenes Gotteshaus entweihet sehen sollte! Ja, ja, der Allmächtige hat Wunder für uns gethan. Oder ist es nicht ein Wunder, daß in diesem Königreich, wo man mit frevelnder Vermessenheit Alles zu vernichten, zu unterdrücken trachtete, was nur nach dem heiligen Evangelio schmeckte, daß über und wider vieler Menschen Gedenken der freie Lauf dem Evangelio wiedergegeben worden? Ist das nicht ein Wunder über alle Wunder, daß wir einen evangelischen König in Böhmen haben?*)

„O, gewiß, gewiß!" pflichtete der König bei und erhob seinen Blick gen Himmel. Die Königin faltete die Hände.

---

*) Historisch.

„Eben das ist ein Wunder“, fuhr Scultetus, den jetzt der Eifer der Selbsterhitzung ganz hinriß, fort, „daß ich hier in Prag auf der Kanzel stehen und von der innerlichen Herrlichkeit der Kirche Gottes predigen kann! Darum rufe ich aus: «Gott ist unser Gott, und unbegreiflich ist es, wie er regiert.» *) — Aber wie er für uns war, wird er auch wider uns sein und uns schlagen mit seiner Gewalt, wenn wir von ihm abfallen! Die Heiden hat sein Blitz getroffen, die Feinde hat sein Wort zermalmt! Sein Wort wird auch uns zermalmen, wenn wir seine Kirche heidnisch entweihen! — O, darum flehe ich Ew. Majestät an, in meinem heiligen Beruf als ein getreuer Diener Gottes, daß ein Ende werde diesen Greueln! Das höchste christliche Fest, die Weihnacht, die Geburtsnacht unseres Herrn Jesus Christus, ist nahe! Sollten wir zu dieser heiligen Festzeit annoch in einem Götzentempel knien und beten?“

„Nein, nein! Es muß den Zorn des Herrn auf uns laden!“ brach die Königin weinend aus.

„Und was verlangt Ihr?“ fragte der König ganz erschüttert und bestürzt.

„Und wenn der Götzendienst geduldet wird im Lande, wenn er geduldet wird in den Kirchen dieser sündigen Stadt, wenn die Finsterniß sich noch lagert rings umher: in der Kirche, wo Ew. königlichen Majestäten ihre Andacht verrichten, wo ich selbst des heiligen Amtes warte, da dürfen länger nicht die Götzenbilder geduldet werden! Ich darf sie nicht dulden! Ich bin der geweihte Diener der Gottesverehrung im Geiste und in der Wahrheit! Meines Berufes, meiner Pflicht ist es, sie zu vernichten, und müßte ich sie mit eigner Hand zertrümmern! Hinaustreiben muß

*) Historisch.

ich den lästerlichen Unfug aus dem Tempel Gottes, wie der Herr die Schächer auswies! Ich kann nicht die Kanzel betreten, nicht das reine Wort predigen am Weihnachtsfeste, wenn dies Gotteshaus nicht zuvor gereinigt ist!"

„Darf ich zerstören, was seit Jahrhunderten her unangetastet die heilige Stätte schmückt? Soll ich zertrümmern, was Die verehren, welche mich zum Schutz ihres Glaubens hierher berufen?" fragte der König in schwankender Seelenangst. „Soll der König dieses Landes das den Bewohnern dieses Landes thun?"

„Ja, das darf er, das soll er für ihr wahres Heil thun!" rief Scultetus fanatisch aus. „Ich nehme es auf mein Haupt! Wenn dem irdischen Könige die That Bedenken erregt, der Diener des himmlischen Herrn ist bereit, sie zu vollführen!"

Friedrich stand im heftigen Kampfe mit sich selbst. „Ich kann das nicht befehlen", rief er endlich verzweiflungsvoll. Die Königin schluchzte; sie wollte sich dem Könige zu Füßen werfen; er zog sie an sein Herz.

„Ich nehme es auf mein Haupt", rief Scultetus nochmals flammend vor Eifer. „Wenn nur Ew. Majestät Dem nicht wehren, was ich im Drange meiner heiligen Pflicht vollführen will, so soll das Haus des Herrn noch heut gesäubert sein und sein Fest begangen werden an gereinigter Stätte!"

„So geschehe denn, was Ihr verlangt! Aber Euer ist die That und ihre Verantwortung, nicht meine!" gab der König in wankender Schwäche nach.

„Also will ich!" rief der Geistliche mit eiferglühendem Antlitz. „Dann wird Gottes Antlitz wieder gnädig leuchten über uns!"

Fünfunddreißigstes Capitel.

Die Gräfin Thurn saß mit Thekla in einem Erker ihres Palastes zu Prag; Therese stand neben ihnen und blickte auf die Gasse hinaus. Plötzlich that sie einen lauten Schrei. „Der Vater! Der Vater!“ rief sie und flog an die Thür.

Mit überraschtem Staunen sahen auch Thekla und Elisabeth aus dem Fenster; vier Reiter, unter ihnen Wolodna, der seit so langer Zeit Vermißte, ritten auf das Haus zu. Wolodna schwang sich vom Pferde, Therese flog aus der Thür, sie lagen einander in den Armen. In wenigen Augenblicken waren Beide oben im Gemach.

„Wolodna! Ihr seid es wirklich! Gott sei gepriesen!“ Mit diesem Ausruf begrüßte ihn Elisabeth. „Welche Sorgen haben wir um Euch gehabt! Wo waret Ihr so lange?“

Wolodna fand keine Worte, er hing in den Armen Theresens, die ihn mit Küssen fast erstickte. „Ach, mein Kind, mein Kind!“ rief er endlich, „was habe ich erduldet!“

„Endlich doch ein Augenblick des Glücks in dieser Zeit schwerer Trübsal“, seufzte die Gräfin vor sich hin.

„Erduldet?“ fragte Therese. „Um Gottes willen, was ist Euch begegnet, Vater!“

„Mir ist noch Alles wie ein Traum. — Ein Wunder Gottes ist an mir geschehen!“ rief er aus und blickte mit feuchten Augen gen Himmel. „Ja, ein Wunder!“ wiederholte er fromm und sank erschüttert in die Knie. „Dank, Dank, du Allgütiger, daß du mich zurückgeführt hast zu den Meinen!“

„Auch Xaver ist hier“, sagte Therese mit thränenglänzenden Augen über ihn gebeugt. „Auch der Graf Thurn!“

„Der Vater wird eine unbeschreibliche Freude haben, Euch wiederzusehen, lieber Wolodna“, sagte Thekla mit herzlichem Tone.

„Der Herr Graf ist hier?“ sagte Wolodna freudig. „O, gnädigste Gräfin“, wandte er sich zu Elisabeth, „dann sprecht ein Wort für mich zu ihm. Die Reiter dort unten waren meine Retter, sie möchten in des Grafen Dienste treten, verwendet Euch für sie für mich, daß er sie nicht zurückweise!“

„Gewiß, gern“, antwortete Elisabeth; „aber erzählt doch, Wolodna. Was hielt Euch so lange ab? Wie seid Ihr gerettet?“

Wolodna wollte eben berichten, als die Gräfin, die das Auge nach den Reitern und somit nach den Fenstern gewendet hatte, ängstlich ausrief:

„Mein Gott, was ist denn das? Seht doch, wie die Leute unruhig laufen! Sie eilen nach dem Hradschin hinauf!“

„Was kann das sein?“ fragte auch Thekla ängstlich. „Ach, welch eine Zeit ist das! Jeden Augenblick droht ein Unheil!“

Alle traten ans Fenster. Es ließ sich jenes schauerliche Geräusch hören, welches aus einer unruhigen Menge hervorgeht; dumpfes Brausen verworrener Stimmen, einzelne heftige Ausrufe, der Schall hastiger Schritte.

„Das muß etwas sehr Eigenthümliches sein, und wie es scheint, nichts Erfreuliches“, sagte Wolodna.

Ein Diener öffnete hastig die Thür und trat bestürzt ein. „Um Gottes willen, gnädigste Frau Gräfin“, rief er,

„auf dem Hradschin in der Domkirche geschehen schreckliche Dinge!“

„Was denn? Was gibt es?“ tönten ihm die Fragen entgegen.

„Die Kirche ist von ruchlosen Menschen erfüllt, die Alles zerschlagen und zerstören!“

„O Himmel!“ rief Elisabeth aus. „Das sind gewiß Ausbrüche des blinden Religionseifers, vor denen Thurn schon den König gewarnt, ihm die dringendsten Vorstellungen darüber gemacht hat!“

„Sie wollen die Heiligenbilder zerstören, die Crucifixe herabreißen“, erzählte der Diener bleich vor Grauen über den Frevel.

„Unmöglich, unerhört!“ rief Therese, die, wie stets bei großen Ereignissen, von höherem Geiste ergriffen wurde, der so wunderbar in ihr flammte. „Das wäre eine That, die um Rache gen Himmel riefe! Für unseren Glauben, für unsere Kirche, für das höchste Heiligthum unserer Herzen, haben wir den furchtbaren, blutigen Kampf begonnen, der jeden Tag schwerer auf uns lastet, uns jeden Tag mit neuen Schrecken heimsucht! Und dieses Heiligthum wollte man frevelnd antasten? Unmöglich! Das dürfen wir nicht dulden!“

„Ich will zu Thurn senden — er ist im Kriegsrath beim Fürsten Anhalt“ — rief Elisabeth.

„Wir müssen selbst hinauf! Mit unseren Leibern die Heiligthümer zu schützen!“ rief Therese begeistert.

Draußen wuchs das schauerliche Getöse. Ein dunkler Strom von Menschen trieb sich am Hause vorbei nach den Aufgängen zum Hradschin hin.

Therese, die in solcher Stimmung nur dem Gebot des Geistes gehorchte, der sie erfüllte, war schon hinausgeeilt.

Wolodna folgte ihr. Bald waren sie mitten in dem Strom der Menge, die zum Hradschin hinaufeilte. Droben fanden sie die Schloßkirche von dichtem Gewimmel umgeben. Es war nicht zu unterscheiden, wer hier feindselig oder wohlgesinnt war. Die Meisten hatte die Neugier hinaufgetrieben.

Therese drängte sich durch die Menge. Wolodna folgte ihr, um ihr schützend zur Seite zu bleiben, nicht um, was unmöglich erschien, dem begonnenen Frevel Einhalt zu thun. Gleichzeitig mit ihnen trafen Abtheilungen von Soldaten ein, welche die Kirche umschlossen und den Andrang des Volks abwehrten. Ein Augenblick später und sie würden nicht mehr hineingedrungen sein.

O wären sie um diesen Augenblick später gekommen! Ein Schauder und Empörung weckendes Schauspiel wäre ihnen erspart worden! Rohe Banden mit Aexten und Hämmern, Brechstangen, Sägen, richteten, nach Scultetus' Anordnung, eine schauerliche Verwüstung in dem heiligen, wundervoll majestätischen Gebäude an! Der streng calvinistische Eiferer hatte seinen ganzen Zorn gegen die Heiligenbilder, die Crucifixe und alle andern Ausschmückungen der Kirche ausgegossen! „Das Abendmahl!" hatte er ausgerufen, „soll nicht mehr mit sündigem Prunk genossen werden! Am einfachen Tische, wie der, an welchem der Herr saß, sollt ihr es empfangen! Zertrümmern wollen wir die Götzenbilder, die Bilder sündhafter Menschen, die ihr als Heilige verehrt!"

Diese Worte fachten den fanatischen Eifer der Calvinisten zur Flamme an. Und ob die rohe That den rohen Sinn aufstachelte und ihm die Fesseln jeder frommen Scheu abstreifte, oder ob umgekehrt der rohe Sinn die rohere That gebar: mit taumelnder Zerstörungswuth hatte das ruchlose

Werk begonnen. Die Wahnerhitzten mischten das schärfste Kennzeichen der Seelenniedrigkeit, den Hohn und schnöden Spott in ihre Wuth. Mit lärmendem Getöse rissen sie die Bilder der Heiligen herab und riefen: „Ihr Armen! Hat man euch doch stets gequält mit dem Geschrei: «Betet für uns», nun sollt ihr Ruhe haben." *)

Therese schauderte — und erbleichte, als sie diese ruchlosen Reden hörte.

Die Schreine der Reliquien wurden zertrümmert, der kostbare, unersetzliche, von Tausenden verehrte Inhalt hinausgeschleudert.

Viele Gläubige, die aus angstvoller Bestürzung, wie Therese und Wolodna, in die Kirche gedrungen waren, rafften die auf dem Boden verstreuten Gegenstände der Verehrung und Anbetung auf, um sie zu bewahren. Die Schergen entrissen sie ihnen und riefen: „Ihr sollt euren Götzendienst nicht ferner üben!"

Die Frommen boten Gold, um die Kleinodien der Seele anzukaufen. Das reizte die Habgier der Zerstörer. Doch Scultetus trat dazwischen und zürnte: „Wollet ihr die Hand bieten zur Fortdauer des Bilderdienstes? Eure Seelen sind auf ewig verloren, wenn ihr solchen Frevel begeht! Es soll kein Götzendinst mehr geduldet werden! Erlöschen für ewig sollen diese brennenden Kerzen am Altar, aufhören das sündige Kniebeugen, das Kreuzschlagen, der Sang und Klingklang, und all das eitel sinnliche Gepränge! Fort mit dem Geläut, das Tag und Nacht sinnlos das Ohr betäubt! Nieder dort mit dem gottlosen Altarbilde, das der lutherische Sünder gemalt und der katholische Aberglaube sich nicht entblödet hat in seinem Götzentempel aufzuhängen! Gott

---

*) Historisch.

selbst, der Gott des Geistes und der Wahrheit, besiehlt die Zerstörung der schnöden Werke des Sinnenreizes!"

Eine Schaar der Bilderstürmer drang auf dieses Wort gegen das herrliche Altarbild, von Lukas Cranach gemalt, an und riß es herab, daß es über den Altar hinstürzte. Der Goldrahmen wurde zerschmettert; mit dem Schwerte fuhren pfälzische Kriegsknechte durch die Leinwand und schnitten die Häupter der Heiligen, der Mutter Gottes und des Erlösers selbst, die darauf abgebildet waren, heraus. *) — —

„Allmächtiger!" rief Therese aus, die an ihren Vater gelehnt starr auf den Frevel blickte. „Sie legen auch die verruchte Hand an den Heiland selbst!"

Eine Rotte war zu dem großen Crucifix über dem Altar hinangeklettert; sie schlangen Seile um dasselbe und zerrten es herab. Es zerschmetterte mit einem, die ganze Kirche erfüllenden, und das lärmende Geschrei der Zerstörer mächtig überschallenden Getöse auf den Boden nieder und brach in Stücke.

„Bist du Gottes Sohn", rief ein Ruchloser höhnend, „so hilf dir selbst!"

Das war der Gipfel des äußersten Verbrechens! Die Frevler selbst bebten zurück von dunkler Ahnung entsetzt. Ein Augenblick tiefer, schauerlicher Stille herrschte im Tempel des Herrn.

Da erhob sich Therese in der Kraft ihrer gottdurchglühten Seele. Sie trat auf die Altarstufen, daß sie die Menge überragte, hub ihre Rechte gen Himmel und rief:

„Wehe über euch! Diesen Frevel wird der Herr rächen! Wehe der Lippe, die ihn gebot, wehe der Hand, die ihn beging, wehe der Zunge, die diese Lästerworte aussprach!"

---

*) Historisch.

Von der Erscheinung wie durch Wundergewalt ergriffen, stand die Menge gefesselt, auf die Begeisterte hinschauend. Das dunkle Haar wallte ihr herab auf die Schultern, ihr Auge flammte. Sie rief mit erhobenem Ton:

„Dieser Boden ist entweiht! Fluch fällt auf diese Stätte! Des Himmels Zorn trifft diese Stadt, trifft dieses Land! Wehe! Wehe! Wehe!“

Laut tönte der Ruf durch die schauerliche Stille in den Hallen der Kirche!

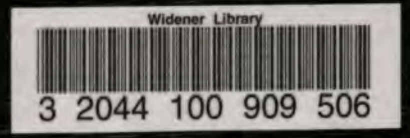
Mit gebrochener Kraft sank Therese zusammen in die Arme des Vaters.

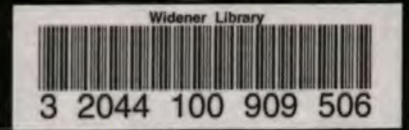
Der wahntaumelnde Frevel erhob aufs neue sein Haupt, und immer weiter drang der ungehemmte Strom verruchter Zerstörung.

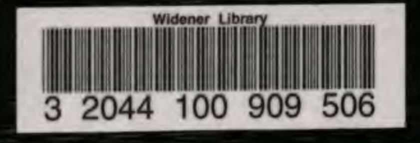
Doch die Weissagung erfüllte sich!

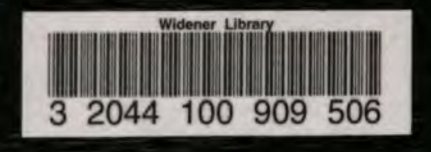
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.






Widener Library
3 2044 100 909 506


Widener Library
3 2044 100 909 506


Widener Library
3 2044 100 909 506

